

Alles kommt aus der Mode. Sogar... Geld.

Spare in der Zeit, so hast Du in der Not. Besagt ein Sprichwort. Jawohl. Und deshalb habe ich mir seit Jahrzehnten schon eine 100-Franken-Note der Schweizerischen Nationalbank aufgehoben, für alle Fälle, man weiss ja nie. Aus dem Jahr 1934, mit unterschrieben von einer Vertrauensperson, einem Urgrossonkel und, wie auf der Note zu lesen ist, damaligen «Nationalbank-Hauptkassier», Karl Bornhauser*. Was passiert, wenn man damit zahlen will?

Im Migros-Markt Shoppyländ, bei Stephanie Lier an der Kasse, weil immer eine Lächelnde, eine Aufgestellte. «Frau Lier, ich habe hier eine alte Banknote, kann ich die an Zahlung geben?» Frau Kollegin Lier erweist sich als Spielverderberin: «Oh! Herr Bornhauser, die ist längst nicht mehr gültig, aber ich sammle alte Noten, diese Hunderter habe ich noch nicht, ich kaufe sie Ihnen für 100 Franken ab, okay?» Nichts okay.

Was Sie vorab wissen müssen, das ist das Verdikt von Irene Stucki aus der Nationalbank, die mich via E-Mail aufklärt: «Ihre Note gehört zur zweiten Serie, die ab 1911 in der Schweiz zirkulierten. Sowohl die Presse als auch die offiziellen Organe haben wiederholt auf den per 1. Oktober 1958 erfolgten Rückruf dieser Noten aufmerksam gemacht. Seit dem 1. Oktober 1978, d.h. nach Ablauf der gesetzlichen Umtauschfrist von 20 Jahren, sind die Noten dieser Serie verfallen. Gemäss Art. 9 des Bundesgesetzes über die Währung und die Zahlungsmittel haben wir den Gegenwert aller nicht umgetauschten Noten ausgebucht und dem Schweizerischen Fonds für Hilfe bei nicht versicherbaren Elementarschäden überweisen müssen. Somit können wir leider keine vergessenen Noten nach-

träglich noch einlösen.» Schon wieder etwas gelernt.

Nächster Versuch, bei einer Filiale eines Berner Geldinstituts. Sicherheitshalber gebe ich mich dort als Touri aus, als amerikanischen. Die Konversation erhalten Sie hier aber in Deutsch. «Hallo, können Sie mir diese Note gegen zwei 50er umtauschen?» – «Entschuldigung, wo haben Sie denn diese Note her?» – «Nun, die hat mir gestern Abend eine nette Dame in einer Bar zugesteckt.» Unser Schalterbeamter lächelt süffisant. Nachfrage meinerseits: «Wieso, was ist damit?» – «Mein Herr, es tut mir Leid, aber diese Banknote ist seit Jahrzehnten nicht mehr gültig, ich fürchte, die nette Dame hat Sie übers Ohr gehauen...» Auch ein amerikanisches Bittbäti hilft da nicht weiter.

Warenhaus Manor im Shoppyländ. Weil sowieso noch auf der Suche nach einem Last-minute-

Weihnachtsgeschenk in der heiligkeitsvollen Zeit, eine günstige Gelegenheit, Wertloses zu Geld zu machen. «Voilà!», bekommt Estée Lauder zu hören, wobei sich dann herausstellt, dass Estée Lauder die Arbeitgeberin von Anita Osmanaj ist, die als Kosmetik-Repräsentantin anwesend ist. «Was ist das?», will sie wissen. «Das? Das ist eine Hunderternote.» – «Die nehmen wir aber nicht.» – «Soso, und weshalb verschmäht Manor meinen Hunderter?» – «Ich bin gar nicht von Manor.» Was itz? Anita O. nimmt die Note, als ob es Monopoly-Geld wäre und schreitet solo backstage, kommt wenig später zu zweit retour, mit Manuela Sommer, eine wahr- und leibhaftige Manor-Mitarbeitende. Palaver, Palaver. Schluss aller Ends muss ich das grausame Spiel beenden, obwohl ich mit den beiden charmanten Damen noch gerne ein bisschen geplaudert hätte.

So. Mal sehen, was die Kollegen der Banque Cantonale du Valais

in Vercorin – nur stundenweise in einer Art Chalet offen – zur Sachlage meinen. Auch hier der Dialog in meiner Muttersprache. «Ich hätte gerne fünf 20er-Noten.» – «Wofür?» – «Dafür.» Die Dame vermutet, dass ich das Kalb, lö wo, machen will: «Pardon, aber Sie wissen bestimmt, dass das eine wertlose Banknote ist?» Sollte ich das wissen? Wie auch? «Nein, ganz bestimmt nicht, schauen Sie, hier steht 'Schweizerische Nationalbank' und das hier, das war mein Urgrossvater...» Mit diesen Worten ziehe ich meinen Ausweis, der mich meines Familiennamens legitimiert. «Wir haben eine ganze Kiste solcher Noten auf dem Estrich, in einer anderen Bank ging der Umtausch problemlos.» Madame wähnt sich im falschen Film, versichert bei allem, was ihr halbwegs heilig ist, dass die Note nicht mehr gültig ist. Do-maasch.

Thomas Bornhauser

* Leider hat uns Onkel Karl keine Schatztruhe hinterlassen.



Ich kaufe mir ein Auto.

Seit vielen Jahren schon fahre ich einen Yamaha-Beluga-Roller, jahraus, jahrein. Mit zunehmendem Alter vergeht einem – jedenfalls mir – die Lust, im Winter auf Schnee und Eis zu fahren. Genau: Eine späte Einsicht, da haben Sie vollkommen Recht. Also habe ich mir für die Winterzeit 08/09 letzten November ein Auto zugelegt.



Ich verzichte darauf, Ihnen die genaue Vorgeschichte zu erzählen. Nur soviel: Am 8. November, einem Samstag, konnte ich den vier Jahre alten Renault Scenic (obwohl ich nie ein französisches Auto wollte) mit automatischem Getriebe (quel horreur!) in Empfang nehmen, zu sehr, sehr fairen Bedingungen, weshalb ich auch nicht gemault habe, als kein Handbuch mehr im Handschuhfach vorhanden war. Wird schon nicht so schwierig sein, mit dem Ding zurecht zu kommen, dachte ich mir, alle Autos fahren schliesslich nach dem gleichen Prinzip.

Am besagten Samstag, da lief die Karre tipptopp. Am Sonntag wollte meine Frau mit dem Renault nach Muri zum Media-Markt-Marathon, bei dem ein Teilnehmer die 42 Kilometer als PR-Gag mit einem Flachbildschirm auf dem Rücken absolvierte, den er dann als Belohnung mit nach Hause nehmen konnte. Sache git's... Meine Frau hatte keine derartige Ambitionen: Sie war als STB-Helferin engagiert. Item: Keine drei Minuten, nachdem sie das Haus verlassen hatte, war sie bereits wieder "de retour" nach ihrem ersten Rendez-vous mit unserem neuen französischen Freund. «Muesch cho,

die Chischte macht kei Wank!» – «Typisch Frau», geht mir logischerweise durch den Kopf, «der Automat wird wohl auf N stehen oder dann hat sie die Bremse nicht gedrückt. Oder vielleicht beides.» Zwei Minuten später wiederholt sich die Szene, mit mir am Steuer. Lörönonöwöpa.

Meine Frau nimmt den eigenen Wagen, ich bleibe mit RöNO zurück. Sämtliche Versuche taugen nichts, der Scenic will einfach nicht mehr anspringen, hueresiech!, auch Claudia und Patrick (er wird tags darauf seine Autofahrprüfung cum laude bestehen) können nichts an der Situation ändern. Was jetzt? Den Garagisten am Sonntag stören? Ich entscheide mich für den Renault-Pannendienst, dessen Telefonnummer ich via www.renault.ch rausfinde. Augenblicke später – zack! – habe ich bereits einen Spezialisten als Gesprächspartner. Er vermutet eine zu schwache Batterie, obwohl alles andere bestens funktioniert: Licht, Gebläse, Display. Ob er vorbeikommen soll? «Nein, nicht notwendig, ich checke das morgen mit dem Garagisten.»

Als Monika am späteren Nachmittag nach Hause kommt, leuch-

tet bei mir ein geistiges Lämpchen auf: «Was hat der Mann gesagt? Eine zu schwache Batterie? Dann versuche ich es doch mit dem Überbrückungskabel.» Kaum gedacht und schon stehe ich in der Einstellhalle. Aber kein Überbrückungskabel in unserem Ford (erst recht keines im Franzosen), keines im Materialschrank. Aus, Amen. Ein Nachbar kann aushelfen. Ich fahre den Mondeo zum Scenic und stosse den Renault retour, damit beide Autos Schnauze an Schnauze stehen. Wie aber öffne ich die Motorhaube beim Scenic? Kein Problem, links des Steuerrades ziehe ich den dafür vorgesehenen Hebel (jaja, ich versage technisch nicht immer und überall), worauf sich die Haube leicht anhebt. Ha! Très facile. Als es darum geht, die Haube richtig zu öffnen, wird es moins facile. Herrgott! Irgendwo muss doch ein Hebel sein, den ich aber auch nach Minuten des Rumtastens nicht finde. Zum Glück kommt just in diesem Moment Siedlungsbewohner Peter, der einen Renault Espace fährt, es aber auch nicht schafft, beim Scenic die Haube zu öffnen: «Thomas, tut mir Lied.» Mir auch.

Es ergeht nach ein paar Minuten ein zweiter Anruf an den Renault-Pannendienst. Auch jetzt ein fantastisch schneller Service, wobei sich der Fachmann über meine Fragestellung schon sehr wun-

dert... Wie auch immer: Unmittelbar danach sind zwei Hauben offen, die Kabel werden angehängt. Das heisst, es bleibt beim Vorhaben, weil bei beiden (!) Autos zwar der Plus-Pol der jeweiligen Batterie sofort zu finden ist, nicht aber die beiden Minus-Pole. Für einmal gibt es also kein mathematisches $-x - = +$. Weil ich kein Indoor-Feuerwerk veranstalten will, packe ich alles zusammen, stosse den Scenic und fahre den Mondeo auf ihre Parkplätze. Guet Nacht.

Am Montagnachmittag treffe ich mich mit einem Mitarbeitenden der Garage in unserer Einstellhalle. Er setzt sich in den Wagen, drückt den Startknopf – und was passiert, liebe Lesende, waselias? Falsch. Gar nichts passiert. Immerhin gelingt es dem Fachmann, den Wagen nach 45 Minuten notfallmässig zu starten, nachdem er einige Sicherungen ausgewechselt hat. «Wir müssen damit aber in die Garage, so kann ich Ihnen den Wagen unmöglich zurücklassen.» 48 Stunden später kann ich einen genesenen Patienten wieder in Empfang nehmen. Das heisst: Am nächsten Tag muss ich nochmals in die Garage, weil Radio/CD bei den Reparaturarbeiten «stillgelegt» wurden und der erforderliche Code nicht mehr zu finden ist und nachgefragt werden muss.

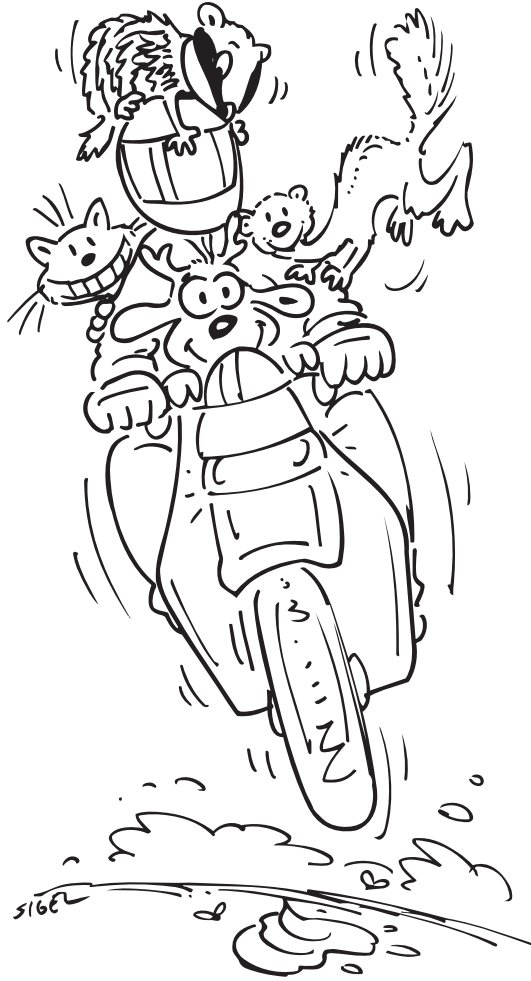
Thomas Bornhauser

Eine Fahrt durch den offenen Tierpark

Sie wissen es (möglicherweise nicht): Ich fahre mit dem Roller relativ früh zur Arbeit, zu einer Zeit, da noch kaum Verkehr auf den Strassen ist – dafür anderes. Noch ein paar Jahre der Beobachtungen und ich werde beim WWF als Verhaltensforscher anheuern.

Vor knapp zwei Jahren hatte ich bekanntlich dieses erst- und bislang letztmalige Zusammentreffen mit einem Dachs. Zu dessen Verhalten indes lässt sich sehr wenig analysieren, da er sich wenige Sekunden später in die ewigen Jagdgründe verabschiedet hat, wogegen ich nach einem kapitalen Highflyer damit beschäftigt war, die Überreste meiner Beluga auf der Strasse einzusammeln und meine Knochen zu zählen. Bei anderen Tierarten hingegen kann ich locker mitreden. Beginnen wir beim Reh, beim *Capreolus capreolus*. Sie merken, ich bereite mich seriös auf meine Zeit als PD an der Uni vor.

Rehe rennen frühmorgens zwischen Wohlen und Zollikofen meistens von rechts nach links über die Strasse, nur selten in entgegengesetzter Richtung. Fragen Sie mich nicht, weshalb, das soll ein Studi in einer Dis herausfinden. Anyway: Wenn die Viecher im Schuss sind, dann reicht es locker, die rechte Hand vom Gas zu nehmen und mit reduziertem Speed weiterzufahren. Ungemütlich wird es erst, wenn es einem Reh plötzlich einfällt, auf der Strasse bockstill stehen zu bleiben, meistens in der Mitte, Blick auf die Abblendlichter gerichtet. «Guete Tag, liebs Reh!» Meine erste diesbezügliche Erfahrung samt Ausweichmanöver endete mit einem Totalschaden des Rollers in einem Maisfeld vor Uettli-



gen, wobei sich die Versicherung trotz Aussagen eines Bauern, der von «regem Wildwechsel» berichtete, weigerte, auch nur einen Rappen zu zahlen. Ich hätte ebenso gut angeben können, heldenhaft einen Königspinguin (*Aptenodytes patagonicus*) oder Sumatra-Tiger (*Panthera tigris sumatrae*) kamikaze-mässig verschont zu haben. Jedenfalls habe ich daraufhin die Versicherung gewechselt. Zurück jetzt aber zum Reh auf der Strasse. Hier empfiehlt sich wenn immer möglich ein Anhalten, damit sich Frau Reh in aller Ruhe überlegen kann, wohin ihr Weg führen soll. Wagen Sie hingegen ein Ausweichmanöver, so stehen die Chancen 50:50, dass Sie weiblichen Körperkontakt haben werden.

Am häufigsten sind unterwegs Katzen (*Felis silvestris catus*) anzutreffen, und zwar immer die

gleichen. Falls der Alterkategorie Ü2 angehörend, haben sie das näherkommende Licht meiner Beluga voll im Griff, kauern am Strassenrand, mit leuchtenden Augen, um im letzten Moment blitzartig zum Rückzug zu blasen. Zack – und weg sind sie! Konfusion gibt es bei den U2, weil sie den Töff im wahrsten Sinn des Wortes noch nicht kennen und vor Chlup schon mal auf die Strasse springen. Miau! Bisher aber hatten Schnurrli & Co bei/mit mir Glück (und visversa). Interessant auch, dass gewisse Katzen fast täglich am gleichen Ort zur gleichen Zeit herumstreunen, zur Zeit zum Beispiel eine weisse Busle bei der Linkskurve eingangs Uettligen, so dass man fast besorgt ist, wenn der Vierbeiner einmal nicht am Strassenrand sitzt.

Gar keine Gefahr gibt es beim Marder, dem *Martes foina*, der

in grosser Distanz humpelnd über die Strasse rennt, mit seinem typischen «Buggeli», so dass man meinen könnte, das Tier breche nächstens auseinander. Gefahrlos sind auch Füchse (*Vulpes vulpes*), U2 und Ü2, die mich immer aus sicherer Distanz mustern, meistens im freien Feld stehend, meistens ohne *Gallus gallus domesticus* zwischen den Zähnen, ohne Huhn. Und wenn wir schon bei Traurigen sind: Die meist flachen Igel (*Erizoneura europaea*) auf der Strasse sind nicht ungefährlich, wenn man in einer Kurve und Schräglage über sie hinweg fährt. Ich selbst bin richtig stolz, habe ich bis heute noch jedem *Herichius* ausweichen können, auch in der lebenden Version.

Zwei konstante Gefahrenherde bleiben noch übrig: Zum einen hoch gewachsene Mais- oder Getreidefelder links und rechts, bei denen man nie weiss, ob plötzlich ein Tier daraus ange-rauscht kommt und zum anderen... Kühe (*Bos taurus*), resp. das, was sie auf der Strasse zurücklassen, Chueplütter nämlich, wofür ich allerdings keinen lateinischen Ausdruck gefunden habe. Läck, fägt das, wenn man mit dem Roller über eine solche Stelle fährt, da hilft bloss noch Akrobatik oder Beten. Ohne dem Bauern einen Vorwurf zu machen: In Uettligen praktizieren die Vierbeiner Stellungswechsel, morgens vom Kuhstall auf die Wiese, spätnachmittags in umgekehrter Richtung. Dann und wann fahre ich auf die Herde auf, was in der Regel ungefährlich ist, wenn nicht gerade ein Tier «blöde Kuh» spielt. So richtig abenteuerlich ist es während der nächsten Viertelstunde für Zweiräder, die aus Unaufmerksamkeit ungebremst in gelegte Kuhfladen hineinfahren. Flugbrevet praktisch garantiert.

Thomas Bornhauser

Ich bin ein wahrer Charakter...

Man kennt sie: Die Angebote aus Nigeria, die den Empfängern Millionengewinne versprechen, so man(n) denn seine Bankverbindung nach Schwarzafrika bekanntgibt. Aber nicht bloss die bösen Nigerianer sind auf der Suche nach tumben Investoren. Auch «Senderin» Gertraud Kunz aus Österreich (!) hat ein lukratives Anliegen parat, wenn orthografisch auch nicht ganz fehlerfrei. Aber wer von uns ist schon perfekt? Und wer wird angesichts der in Aussicht gestellten Millionen denn kleinlich sein? Hier im exakten Wortlaut.

Thomas Bornhauser



Eingang — Redaktion (1 E-Mail)

Postfach: Kunz Gertraud, Betreff: Ich bin ein wahrer Charakter, 3. April 2009

Von: Kunz Gertraud
Betreff: Ich bin ein wahrer Charakter
Datum: 3. April 2009 18:33:33 GMT+02:00
An: Bornhauser Thomas

Guten Tag!

Bitte nehmen Sie meine aufrichtigen Entschuldigungen an, wenn meine E-Mail Ihre persönliche Ethik nicht trifft. Für ich weiss, dass dies wie ein vollständiges Eindringen zu Ihrer Ruhe scheinen kann, aber zurzeit dies ist meine Option für Kommunikation zu Ihnen. Dies könnte fremd oder wahrscheinlich unwahr scheinen, wegen der Höhe von Ausschuss E-Mail, die wir täglich empfangen, aber ich glaube, dass dies noch der echteste Weg ist, einen wahren Charakter zu kontaktieren.

Ich heisse Frau Gertraud Kunz - eine österreichische Frau -, eine Witwe zu spätem Herrn Thorsten Böhm, ein ehemaliger deutscher Botschafter zu der Schweiz. Ich bin 74 years alt und leide an lange Zeit Krebs von der Brust. Ich bin jetzt im Krankenhaus Ziekenhuis Gooi-Noord (Blaricum) Rijksstraatweg 1, 1261 AN hier in den Niederlanden. Von allen Anzeigen verschlechtert sich meine Bedingung wirklich und es ist ziemlich offensichtlich, dass ich mehr als zwei Monate (gemäss medizinischen Berichten von meinem Arzt) nicht leben werde. Dies ist, weil die Krebsphase zu einer sehr schlechten Phase erreichen hat.

Mein Ehemann ist in einem schrecklichen Luftsturz auf seinem Weg zu Monchenglad-

bach auf einer offiziellen Zuweisung gestorben, und während der Zeit unserer Ehe könnten wir kein Kind haben. Mein später Ehemann war sehr wohlhabend und reich und nach seinem Tod, ich habe alle sein Geschäft und Reichtum geerbt. Der Arzt hat mir geraten, dass ich für mehr als zwei Monate nicht leben kann, so habe ich mich jetzt entschieden, Teil von diesem Reichtum zu teilen, zur Entwicklung von dem wenigen privilegierten Leute in Europa beizutragen, da dies die Wunsch von meinem Ehemann Herrn Thorsten Böhm bevor seinem Tod ist.

Ich bin bereit, die Summe von £ 15,800,000 (fifteen Millionen, acht Hundert britische Pfund) zu Ihnen für das weniger privilegierte zu spenden. Bitte ich will Sie zu merken, dass dieser Fonds in der Barclays Bank Plc London, wo ich es eingezahlt habe, liegt, und auf meiner Anweisung werden Sie in einer Anwendung für die Überweisung vom Geld in Ihrem Namen ablegen. Ich bete ehrlich, dass dieses Geld, wenn es zu Ihnen überweist ist, sollen Sie versichern, dass es für den gesagten Zweck benutzt werden muss. Weil ich darauf gekommen bin, dass jene Reichtumerwerbung ohne Christus zu erfahren, ist Eitelkeit auf Eitelkeit.

Für Ihre Hilfe, habe ich 30% von diesem gesamten Geld - £ 15,800,000 - für Sie gelegt, auf Grund Ihrer persönlichen Bemühung, die Sie für Ihren persönlichen Gebrauch sofort das Geld auf Sie überweist ist, abziehen werden. Auf Grund meiner unglücklichen Gesundheitsbedingung habe ich die ganzen Einzahlungsdokumente zu dem deponiertem Geld zu meiner persönlichen Buchhalterin übergeben. So ich dränge Sie, sie sofort zu kontaktieren, damit sie weiter zu Ihnen erklären kann, wie Sie eine Anwendung für die Überweisung vom Fonds in Ihrem Namen ablegen werden. Sie sollen meine Buchhalterin durch E-mail in England kontaktieren. Unten sind die Kontaktdaten von meiner Buchhalterin Dr. Christa Weiss Liverpool, weil sie Ihre dringende Erwiderng erwartet.

Zuletzt, ich bete und hoffe, dass wenn das Geld schliesslich auf Sie überweisen ist, werden Sie es umsichtig gemäss meinem Willen und Gott benutzen, der 70% vom Geld zum wenigen privilegierten in Europa zu spenden.

Ihres in Christus!
Frau Gertraud Kunz

Und nun singen wir gemeinsam das Beresina-Lied...

Ich verstehe nichts von Eishockey. Offenbar stehe ich aber mit dieser Erkenntnis nicht ganz allein neben dem Eis, denn einige Fachleute haben unseren Eisgenossen eine Medaille an der WM in Bern zugetraut. Allerdings war das vor Beginn des Turniers.

Achtung, liebe Lesende: Wer nach 1980 geboren ist, kann sich diese Lektüre glatt ersparen, denn sie ist gleichermassen eine Zeitreise in die Vergangenheit, in eine Epoche, als die Russen noch Tricots mit der Aufschrift CCCP trugen, was wiederum dazu führte, dass Sportbanausen der Ansicht waren, Spanier würden auf dem Eis stehen, was den Iberern wiederum Spanisch vorkam, standen die vier Buchstaben schliesslich nicht abkürzend für «CuCuruCu Paloma». Aber lassen wir die dummen Wortspielereien, wenden wir uns dem Sport zu.

Einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul, weshalb ich freudig zusage, als man mich samt Begleitung zum Spiel Russland gegen die Schweiz einlädt, zumal dieser Knüller längst ausverkauft ist. Leider kommt das Angebot derart kurzfristig, dass ich selber nicht die Zeit finde, mich auf www.sport.ch mit den Namen der heutigen Akteure sachkundig zu machen. Nun gut, das ist ja weiter kein Grund zur Panik, schliesslich verwechselt Herr Thurnherr bei seinen Reportagen auch das eine oder andere, ohne dass er vom TV mit einer Schwalbe verabschiedet würde. Übrigens, wenn wir schon bei helvetischen Reporter cracks sind: Gehen Sie einmal auf www.youtube.com und geben Sie dort das Stichwort «Best of Hans Jucker» ein. Ein Hammer.

Zurück jetzt aber zum Spiel David gegen Goliath in der Post-



finance-Arena, in der ich einmal die Schweiz gegen die DDR habe spielen und sogar 3:1 siegen sehen. Jaja, zugegeben, mittlerweile sind da einige Jahre vergangen. Im Schweizer Goal steht heute auch kein Held mehr wie Gérard Rigolet, der zum Schluss des Spiels nach einem Zusammenstoss mit einem Genossen aus dem Arbeiter- und Bauernstaat blutüberströmte (!) und ohne Helm weiterspielte. Und ein Dach hat die Allmend heute auch. Tschäppät sei Dank. Reynold, nicht Alexander. Item, wo waren wir stehen geblieben? Genau, bei meinem Wissensstand 1968, als es den Atomblock Petrow, Majorow, Alexandrow gab, als ein Aleksandr Ragulin verteidigte, Konovalenko zwischen den Pfosten stand und die Sowjets als Eissputniks in die Geschichte eingingen. Läck, waren das seinerzeit emotionsgeladene Spiele gegen die CSSR, vor allem nach Zerschlagung des Prager Frühlings, als Leute wie Dzurilla, Holik, Klapac, Hlinka und Nedomansky den Sowjets wenigstens auf dem Eis den Meister zeigen konnten, auch 1972, als sie

zu Hause in Prag vor der UdSSR Weltmeister wurden. Ganz Europa diesseits des Eisernen Vorhangs lag sich damals in den Armen. Übrigens, für die Statistiker unter Ihnen: 19:1 haben unsere tapferen Schweizer damals gegen die Einheimischen verloren.

Kurz vor dem Match treffe ich SCB-Legende Roli Dellsperger, dessen Handy aber für mich Gott sei Dank im optimalen Moment läutet, so dass wir nicht zum fachsimpeln kommen. Um mir die magischen Momente des Spiels merken zu können, habe ich ein kleines Notizbüchli dabei, in das ich mir alles eintragen kann, fast wie seinerzeit der legendäre UdSSR-Cheftrainer Anatoli Tarassow. Kaum haben Mario und ich im Stadion Platz genommen, müssen wir schon wieder aufstehen, um andere Besucher an uns vorbei zu lassen, zum Beispiel Peter Schmid, Chef der Coop Bern, wobei wir beide heute Abend nur einen Slogan kennen, nämlich «Hopp Schwiiz!». Das Spiel beginnt, die Russen in rot, was insofern verwirrend ist, als dass ich die Schweizer als so-

genannte Rotjacken in Erinnerung habe. Aber es stimmt schon: Saprykin und Kowaltschuk tragen keine Schweizer Familiennamen, im Gegensatz zu Gerber oder Streit, die aber meines Wissens im Ausland spielen. Was soll's? «Hopp Schwiiz! Hopp Schwiiz!»

Die Russen halten nichts von unserer Gastfreundschaft, denn bereits in der 3. Minute schiessen sie das erste Tor. Gardner, Plüss & Co. mögen sich damit aber nicht abfinden, wie auch der Grossteil der 11'479 Zuschauer nicht: 1:1, 2:1 für die Schweiz bis zur ersten Drittelpause. Was einige Sportjournalisten bei ihren Berichten zu den Spielen gegen Frankreich und Deutschland in möglichst grossen Lettern schön zu schreiben versuchten, offenbart sich dann im zweiten und dritten Spielabschnitt: Unsere Spieler schiessen zwar viel aufs, aber nicht ins Tor. Mir scheint auch – aber eben, ich bin alles andere als ein Hockeyexperte, von denen einige der schreibenden Zunft nach dem frühzeitigen Ende ihres eigenen Medaillentraums zuhänden der Auflagesteigerung der Einfachheit halber die Absetzung von Ralph Krueger fordern werden –, dass die Russen mit den Schweizern ein grausames Katz- und-Maus-Spiel aufziehen, ohne dass sich die Weissjacken dessen überhaupt bewusst sind. Zwar dürfen unsere Hockeyaner wacker mitspielen, aber die Tore schiessen die Russen, eiskalt individuelle Fehler ausnutzend. Und wie sie das machen, das ist jene Klasse, die unseren Spielern einfach abgeht, was aber kein Vorwurf an die Adresse der Schweizer ist. Ich kann es ja nicht besser.

Fazit nach dem Spiel gegen Russland: Ein gemeinsames Singen des Beresina-Liedes wäre durchaus angebracht, im Sinne von «Unser Leben gleicht der Reise eines Wanderers in der Nacht...» Einziger Trost: Den Deutschen ist es noch schlimmer ergangen.

Thomas Bornhauser

Chronologie eines angekündigten Verkehrszusammenbruchs

Weil Fussballverbandspräsident Ralph Zloczower am Pfingstmontag auf den Bahamas an einem FIFA-Kongress landesabwesend ist, lässt er aus diesem Grund den Final im Schweizer-Fussballcup 2009 kurzerhand vom traditionellen Pfingstmontag auf Mittwochabend vor Auffahrt verlegen, weil die anwesenden 31'788 anderen anwesenden Zuschauer ihn am Pfingstmontag sonst bestimmt schmerzlichst vermisst hätten. Andernorts hätte eine solche Entscheidung einen Sturm der Entrüstung und einen Eclat provoziert, hierzulande – wir Schweizer sind bekanntlich extrem pflegeleicht – nur einen Verkehrszusammenbruch.

Zugegeben, man musste kein Prophet sein, um das Verkehrschaos vorauszusagen: Innert nur weniger Stunden der ganz normale Auffahrtsverkehr Nord-Süd, Baustelle Wankdorfkreuzung, BEA, Radio BE1-Party auf dem BEA-Gelände, Cupfinal mit dem halben Kanton Wallis auf den Autobahnen, «Clubbers Night» im Wankdorf Club undsoweiterundsofort. Ralph Z., wahrlich, Sie dürfen mächtig stolz auf sich sein, haben Sie es zum Schluss Ihrer Karriere allen noch einmal gezeigt, wer Herr im Hause ist. Wir werden das von Ihnen mitverursachte

«Verkehrschaos vor dem Match» (BZonline am Auffahrtsmorgen) so schnell nicht vergessen. Jedenfalls weniger schnell als die Tatsache, dass Sie... aber lassen wir das.

Den Verkehrskollaps mochten die Berner Medien ihrerseits nicht gross voraussagen. Einzig die Berner Zeitung BZ liess die interessierte Leserschaft am Tag des Cupfinals wissen, dass es im «Raum Wankdorf» zu Behinderungen kommen wird. Heisser Tipp der Redaktion: Man wurde gebeten, «das Stadion zu umfahren». Und wohin mit der Karre, wollte man ans Spiel?

Als Realsatiriker ist es natürlich Pflicht, die Probe aufs Exempel zu machen, zumal der Gegenverkehr aus der Romandie auf der Autobahn in Richtung Stade de Suisse bei meiner Heimfahrt von der Arbeit um 16.00 Uhr bereits happig ist. Rotweisse Fahnen, die aus den Fenstern flattern und Gehupe signalisieren, wohin man will. «Allez Sion, allez Sion, allez!» Gut, haben nos chers amis du Valais noch keine Ahnung davon, dass sie heute abend mit einigen YB-Toren im Kofferraum ins Wallis retour fahren müssen. Pas de chance cette fois pour vous, les gars.

Item, zurück zum Verkehr: Ich bin ja nicht so dumm, um mich live in den Stau zu stellen und auf die Autobahn zu fahren, also peile ich als ehemaliger Länggäss-ler mit dem Roller das Stade de Suisse auf der Achse Tierspital-Bierhübeli-Schützenmatte-Nordring-Winkelriedstrasse an. Erste Fehleinschätzung: Die Länggäss-Strasse, die um 17.00 Uhr total verstopft ist. Auf – durchaus legalen – Schleichwegen geht's zum Bierhübeli und hinunter zur Schützenmatte, wo aber definitiv fertig lustig ist: Man wähnt sich plötzlich an einer Demo des Schwarzen Blocks während eines G9-Gipfels. Fakt ist: Die Fans des FC Sion haben sich im Bahnhof Bern versammelt und marschieren jetzt «en bloc» Richtung Lorrainebrücke, laut Parolen skandierend, die «Einpeitscher» mit den Megafons vorab. Unzählige Rauchpetarden sind gezündet, der Alkohol fliesst in Strömen. Die Polizei sperrt plötzlich jeglichen Verkehr, zeigt sich hypernervös, was angesichts des möglichen Aggressionspotenzials nachvollziehbar ist. Mein Roller und ich ziehen es jedenfalls vor, uns aus dem Staub zu machen. Wir fahren – der beschriebenen Umstände wegen – beinahe solo über die Lorrainebrücke, Nordring und Winkelriedstrasse. Die Yamaha Beluga wird vor der Migros Winkelried abgestellt, zu Fuss geht es ins Stadion.

Massenhaft ist Polizei zu sehen, mit den verschiedensten Kantonswappen auf den Ärmeln. Der Verkehrszusammenbruch wird später total sein, wie uns zu spät eintreffende Besucher erzählen. Über den Match selber möchte ich keine Worte verlieren, Sie höchstens mit der Tatsache amüsieren, dass vor dem

Stadion die Herren Zloczower und Maurer an mir vorbeilaufen, ich es mir aber verklebte, einen (un) passenden Spruch zu reissen. Man hat ja schliesslich Comment.

Unglaubliches nach dem Spiel, wie wir den kürzesten Weg zur Migros Winkelried nehmen, respektive nehmen wollen. Der Ausgang Sempachstrasse ist von der in Kampfmontur anwesenden Polizei hermetisch abgeriegelt. Visiere unten. Ich laufe auf die Freunde und Helfer zu (im Gedanken begrüsse ich sie bereits freundlichst mit «Aber Kolleginnen und Kollegen, ein solches Empfangskomitee wäre doch wirklich nicht nötig gewesen...»), als mir ein Beamter mit dem leuchtenden Stab in der einen und dem zähnefletschend bellenden Schäferhund in der anderen entgegen schreitet und unmissverständlich signalisiert, ich hätte subito umzukehren. Und zwar rassig. Grund: Um die YB- und Sion-Fans auf dem Rückmarsch in die Stadt zu trennen und vor einander zu schützen (...), sind spezielle Wanderwege vorgesehen, die dazu führen, das ich zur Migros Winkelried einen eigentlichen Maibummel absolvieren muss.

Wie ich kurz vor Mitternacht am Hauptbahnhof vorbeifahre, glaubt man sich wirklich bei Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Schwarzem Block. Es sind aber «nur» YB- und Sion-Fans, die aufeinander eindreschen. Bilanz: Zehn Verletzte, sechzig Festnahmen. Es lebe der Sport.

Thomas Bornhauser



Ende Juni erscheint die 18. Ausgabe der Sommerferienlektüre von Thomas Bornhauser:

«Nichts ist mehr wie früher...»

Inzwischen hat die Ferienlektüre der Migros Aare Tradition: Hunderte von Vorbestellungen – sicher ist sicher... – sind dafür bereits eingetroffen... Die total 25'000 Exemplare werden in den Migros-Supermärkten ab Montag, 29. Juni verteilt. Das Ferienbüchli kann auch per Post bestellt werden, mit einem an sich selbst adressierten und mit Fr. 1.30 frankierten C5-Couvert: Migros Aare, Ferienlektüre, Postfach 3321 Schönbühl.

Thierry F. als Geheimtipp in der Provence

Zwei Sachen grenzen bei dieser Kurzgeschichte ans Unmögliche, nämlich das Ambiente im Restaurant «La Table du Meunier» in Fontvieille auch nur einigermaßen zu beschreiben und dann die Vorstellung, dass dieses Lokal auch irgendwo in der Schweiz stehen könnte...

Schliessen Sie die Augen und stellen Sie sich ein Gartenrestaurant in der Provence vor: Abseits der Hauptstrasse, ungefähr zwölf Tische mit einfachen Metallstühlen unter Kastanienbäumen, der Boden «grienet», zwischen den Tischen stehen grosse Topfpflanzen, die dem Ort ein besonderes Cachet verleihen. Und dort möchten Sie jetzt essen. Weil noch nicht Hauptsaison, haben Sie auch nicht reserviert.

Am Eingang werden Sie von einem Herrn empfangen, der in einem seiner früheren Leben sicher Hofnarr an der Tafel von Louis XIV war. «Sie möchten hier essen, mein Herr, meine Dame?», wobei er meiner Frau mit grossen Augen entgegengrinst. «Ja, bitte, für zwei Personen.» – «Haben Sie reserviert, mein Herr?» (ohne den Blick von meiner Gattin abzuwenden) – «Nein, wir haben nicht reserviert...» Der Mann schaut, was er für uns tun kann, schlägt im Buch «Réservations» nach und begleitet uns dann mit einer Herzlichkeit, die nicht gespielt sein kann, an einen Zweiertisch, wobei wir erst noch unter anderen auswählen können (merken Sie öppis?). Als Erstes schauen wir uns um, beobachten die Szenerie. Und zu beobachten gibt es bei Thierry allerhand. Erstens einmal nimmt er die Bestellungen alle samt und besonders persönlich auf. Dabei steht er nicht mit einem Blöckli lehrerhaft neben den Gästen, sondern bringt einen

Marie und Thierry mit ihrer Equipe: Taly, Regine, Amélie und Graziella.

eigenen länglichen Stuhl zu Tische und setzt sich darauf, mehr liegend als sitzend, damit er mit den Gästen auf Augenhöhe ist und ihnen das Gefühl vermittelt, dass er sehr, sehr viel Zeit für sie hat. Und die nimmt er sich auch, mit spassigen Bemerkungen zwischendurch. Besonders sympathisch: Als Wein empfiehlt er uns keine teure Flasche, sondern ganz gewöhnlichen Hauswein, nichts also von Abriss an Touristen auf der Durchreise. Derweil schauen zwei Serviceangestellte, dass die Gäste auch das erhalten, was sie bestellt haben, zum Beispiel den Weisswein oder den Rosé, in einer Art durchsichtigen kleinen Plastik-Tragtasche – gefüllt mit Eisklötzchen –, die auf den Tisch gestellt wird. Nichts von 08/15-Kühlmantel oder Kühlkübel, wie bei uns. Das Ungewohnte nimmt seinen Fortgang: «Il est où, le chef?», fragt die dunkelhäutige Servererin immer dann, wenn der Chef nicht im Garten weilt. Schaut man ihr zu, so meint man zuerst, sie schlafe demnächst ein, derart «schlärpelet» sie durch den Garten. Erst nach einiger Zeit der Beobachtung merkt man, dass Taly nur scheinbar auf «schlärfrig» macht; sie hat ihren Job voll im Griff, keine Hand bleibt zum Beispiel frei, wenn sie in die Küche zurückkehrt oder in den Garten kommt. Genial.

Thierry – so heisst der Boss – ist omnipräsent, vermittelt allen Anwesenden das Gefühl, sie schon jahrelang zu kennen, um sie entsprechend zu verwöhnen. Was für ein Unterschied zu vielen Schweizer Restaurants, wo der Gast vielfach



mit Arbeit gleichgesetzt wird. Wo Thierry ist, da wird an den Nebentischen gelacht, so dass das Essen zum Spektakel an sich wird. Wie ungezwungen er mit seinen Sprüchen umgeht, zeigt ein Intermezzo, als das Telefon coram publico läutet und er hemmungslos sein «Chérie» fragt, ob sie ihn denn schon sehnsüchtig erwarte? Schmunzeln und Lachen an allen Tischen. Der arme Thierry, muss noch arbeiten, dabei... Vive la France, vive la différence! Logisch, meine Frau möchte wissen, wie alt Thierry wohl sein mag. Bei seiner nächsten Visite frage ich ihn halt, weil sich Frauen ja nicht getrauen. «Madame, wie alt schätzen Sie mich denn?», will er von ihr wissen. «45?» Mit den Worten «Genau! Im Dezember!» setzt er sich zu ihr auf den Schoß und gibt ihr einen dicken Muntsch: «Letzte Woche hat eine Deutsche gefragt und mich auf 52 geschätzt, der habe ich aber Haue gegeben!» (en français: «une fessée»).

Das Verrückte bei diesem Restaurant: Die Unterhaltung soll nicht über die Qualität des Menüs hinwegtäuschen: das Essen ist fantastisch. Und das wiederum ist kein Wunder, wenn man weiss, dass Thierrys Frau Marie in der Küche (also fragt man sich, wer denn vorhin wirklich am Telefon

war...) eine ehemalige Schülerin des legendären Gaston Lenotre war, womit wir auch nicht über die fantastischen Desserts lange schreiben müssen. Aber eben, mit diesen süssen Speisen ist es bei Thierry so eine Sache. Meine Frau wollte nach Vor- und Hauptspeise keinen Käse, weil sie sich aufs Dessert freute. Nachdem ich selber den Käseteller leer habe, kommt Thierry und erkundigt sich nach meinem Dessertwunsch. Als «sie» sich melden will, heisst es kurz und knapp: «Non, Madame, pas de fromage, pas de dessert...» Ein Müntschi allerdings bringt die Sache wieder ins Lot. Und das alles kommt nicht als peinliche Anbiederung daher, sondern locker, natürlich, sympathisch.

Wenn Sie also einmal in der Nähe sind – Fontvieille liegt ideal zwischen Arles und Baux – ist das Restaurant «La Table du Meunier» (labeledumeunier@wanadoo.fr) ein Muss. Wir jedenfalls waren derart begeistert, dass wir am nächsten Tag gleich nochmals bei Thierry einkehrten. Dieser begrüßte uns mit einer Freude, als wären wir Erbonkel und Erbtante.

Thomas Bornhauser

Wie ich zu einer schallenden Ohrfeige kam

Hier zur Abwechslung wieder einmal eine Story aus dem Langzeitgedächtnis. Sie handelt 1974, als die Zypernkrise Reiseveranstalter dazu veranlasste, Touristen sicherheitshalber und kurzerhand aus Rhodos zu evakuieren, zu repatriieren, wie es im Fachjargon hiess. Ich war damals bei Hotelplan beschäftigt, wohnte in Kloten und deshalb sozusagen prädestiniert, die Heimkehrenden zu begrüssen und ihnen zu erklären, weshalb sie Knall über Fall ihre Koffer packen mussten, weil auf Rhodos nichts von Spannungen zwischen der Türkei und Griechenland zu spüren war.

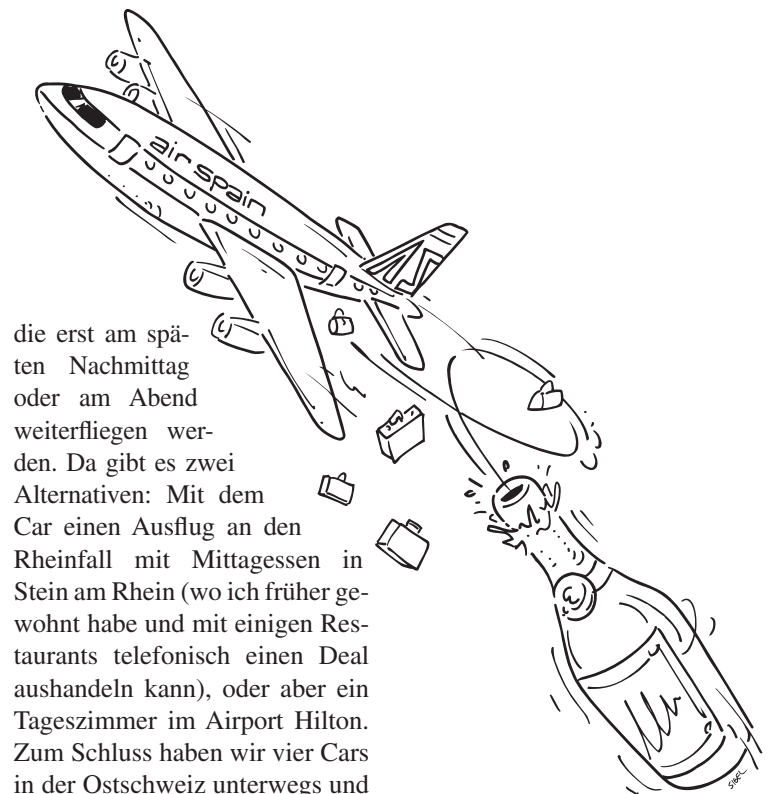
Zwei Balair-Jets hatte Hotelplan gechartert, um die Kundenschaft von Freitag auf Samstag auszufliegen. Zwei Kategorien von nicht ganz freiwillig heimkehrenden Schweizer Touris gab es: Jene, deren Ferien an diesem Weekend eh zu Ende gegangen wären - und jene, die noch eine oder zwei Wochen auf Rhodos gebucht hatten. Zum Verständnis: Jene Reisenden, die an diesem Wochenende nach Rhodos hatten fliegen wollen, wurden vorher kurzfristig umgebucht.

Ausgangssituation: Samstagmorgen 06.00 Uhr. Die beiden Balair-Maschinen sind per 06.00 und 07.00 Uhr in Kloten angesagt. Von den ungefähr 400 Ferienmachenden wären für ungefähr 100 die Ferien sowieso zu Ende gegangen, für die restlichen 300 galt es, Alternativen zu offerieren, damit sie möglichst ohne langen Aufenthalt in Kloten noch am Samstag weiterfliegen können. Nota bene, wir schreiben 1974, also noch nichts von PC's, von Fax-Geräten, von E-Mails (dafür gab es den Telex), von Natels oder Blackberrys. Drei Hotelplan-Hostessen und ich sitzen mit Bergen von Dokumenten eingedeckt am Schalter: Mit Passagierlisten (wo hat es auf unseren Charterern noch freie Hin- und Rückflugplätze?) nach Djerba, nach Las Palmas, nach Palma de

Mallorca, nach Weissichsonstwo. Mit Hotelprospekten (wo hat es noch freie Zimmer und wie sieht das Hotel aus?), damit wir die Gäste dokumentieren können, mit Flugplänen (wann genau fliegt der Chlapf?), mit Restaurationsbons («Bis zum Abflug können Sie sich auf unsere Kosten verpflegen...»). Kurz: Wir sind bestmöglichst auf den Ansturm vorbereitet.

Flughafen-Angestellte weisen den ersten Ankömmlingen um 06.00 Uhr den Weg zum HP-Schalter im Terminal A. Die Leute sind aus verschiedenen Gründen erst einmal sauer. Erstens einmal, weil sie die ganze Aufregung nicht verstehen, zweitens, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen haben und, drittens, weil sie ihre Ferien auf Rhodos verbringen wollen, nicht auf Ballermann, wie Mallorca Jahre später einmal heissen wird. Doch ja, tolle Voraussetzungen für unsere Arbeit. Weil mit einer gut wahrnehmbaren Stimme ausgestattet, melde ich mich ohne Megaphon zu Wort («Guete Morge, liebi Hotelplan-Gäschtl!»), erkläre die Ausgangslage, bitte um Verständnis, das uns aber grösstenteils nicht entgegengebracht wird, was verständlich ist. Immerhin kommen keine Tomaten oder Eier geflogen.

«Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir zuerst Familien mit Kindern helfen wollen...» schreie ich mit Inbrunst in die Meute hinaus, worauf sich wenigstens ein Teil der Wartenden beruhigt. Den anderen Leuten offerieren wir Bons, damit Sie erst einmal zum Zmorge schreiten können (das ganze Prozedere wird sich eine Stunde später wiederholen, bei Ankunft der zweiten Balair aus RHO). Nadisna kriegen wir die Chose in den Griff, einige Passagiere können sofort weiterfliegen, bei anderen ist der Abflug um die Mittagszeit angesagt. Das sind die problemlosen Fälle. Erledigt. Kritisch wird es bei jenen,



die erst am späten Nachmittag oder am Abend weiterfliegen werden. Da gibt es zwei Alternativen: Mit dem Car einen Ausflug an den Rheinfall mit Mittagessen in Stein am Rhein (wo ich früher gewohnt habe und mit einigen Restaurants telefonisch einen Deal aushandeln kann), oder aber ein Tageszimmer im Airport Hilton. Zum Schluss haben wir vier Cars in der Ostschweiz unterwegs und viele Zimmer im Hilton belegt.

Weil das Natel C und D damals noch vor ihrer Erfindung standen, stehe ich in Funkkontakt mit den Buschauffeuren, weise ihnen die Rückfahrt nach Kloten an, sobald ich verbindlich weiss, wann die Maschinen aus PMI, DJE oder LPA in Zürich eintreffen und nach knapp 45 Minuten wieder abfliegen werden. Das Gleiche gilt für die Gäste im Hilton. Alles klappt an diesem Samstag mehr oder weniger, fragen Sie mich heute nicht, wie genau wir das geschafft haben.

Ungefähr 120 Gäste sind auf ein Flugli der Air Spain gebucht, Abflug 19.00 Uhr in Kloten. Ich lasse diese Leute auf 18.00 Uhr an den Airport bringen. Dummerweise stellt sich dann während des Fluges heraus, dass die Kiste ein technisches Problem hat, so dass wir Bons für ein Znacht abgeben müssen («Dabei war es in Stein am Rhein so schön!»), da der Abflug immerhin noch knapp vor der Nachtflugsperre vorgesehen ist. Die Arbeiten ziehen sich in die Länge, um 21.50 Uhr ist die Maschine parat zum Abflug, die Passagiere hingegen können kein normales Check-In mehr machen, so dass ich im Einverständnis mit

allen Flughafenbehörden eine Art Kampfbahn-Übung veranstalte: Die DC-9 fährt direkt vor ein Gate, die Passagiere stürmen subito die Gangways hinauf, sitzen einfach irgendwo hin - und ab die Post (das Gepäck wurde in ähnlichem Hipp-Hopp-Stil verladen). Um 22.01 Uhr hebt die Air Spain in Richtung Palma de Mallorca ab, wo sie in einer Nachtübung von unserem Residenten und seinem Team in Empfang genommen und die Gäste in die Hotels transferiert werden; meine drei Kolleginnen und ich gehen in die Swissair-Lounge, bestellen eine Flasche Champagner. Nach zehn Minuten ruft man nach uns: «Die Air Spain kommt retour, die Frachttüre ist nicht korrekt verschlossen, die Maschine darf heute Nacht aber nicht mehr starten.»

Meine Kolleginnen kümmern sich um Bustransfer und Zimmer ins Hilton, ich gehe zum Gate, wage den Versuch einer Erklärung. Noch bevor ich dazu komme, steht ein Gast vor mir, ungefähr einen Kopf kleiner, und haut mir kommentarlos eine Ohrfeige rechts, eine links. Päng, päng! Irgendwie kann ich ihn sogar verstehen.

Thomas Bornhauser

Geht. Geht nicht. Geht. Geht nicht. Geht.

Warteschlangen vor dem Check-In am Airport Kloten (fragen Sie übrigens einmal einen Holländer, was er denn unter «Chlote» versteht) sind Geschichte. Dort geht jetzt alles viel schneller als früher.

Um längerfristig Kosten und Personal zu minimieren – gleichzeitig aber den Adrenalin-ausstoss der Passagiere zu maximieren – delegiert die Swiss die Kofferaufgabe in einer Art Testphase bis Ende 2009 in halb-automatischer Manier den Fliegenden. Mit dem Erfolg, dass sich die Warteschlangen nun vor den neuen Kästen bilden.

Manchmal, da frage ich mich schon, wie genau es gewisse Pressesprecher mit der Wahrheit nehmen. Oder, noch schlimmer, wie gut sie selber vom eigenen Unternehmen über gewisse Vorgänge innerhalb der eigenen Bude informiert werden. Denn: Genau zu jenem Zeitpunkt, da diese Real-satire spielt, lässt die Swiss via Presse(ver)sprecher verlauten, sie sei mit dem Erfolg der neuen Schnell-Check-Ins nach nur wenigen Tagen der Inbetriebnahme «sehr zufrieden». Sagen wir es so: Jene Passagiere, die um mich herum einchecken, werden ob dieser Aussage verwundert den Kopf schütteln. Ich auch.

Was man unserer – unserer? – nationalen Fluggesellschaft zu Gute halten kann: Sie hat den Personalbestand wohl verdoppelt, damit auch die dümmsten Passagiere das, so der Medienreferent, «ganz einfache System» beim Einchecken auch checken. Zu den Fakten: Man hat jetzt an Automaten anzustehen, um sein Gepäck zu registrieren und um sich die Bordkarte ausdrucken zu lassen.



Zuerst erscheinen auf der Bildoberfläche die Namen vieler Airlines. Weil mit Swiss unterwegs, «touchscreen» ich den besagten Namen. «Bitte warten» erscheint jetzt. Also tue ich wie befohlen und warte. Und warte. Und warte. Derweil wird links und rechts geflücht, international, in mehreren Sprachen, total multikulturell. «Gehen Sie an einen anderen Apparat», empfiehlt eine freundliche Swiss-Mitarbeitende. Ich tue wieder wie befohlen. Und warte. Nicht wegen der Kiste, sondern wegen des Eincheckenden vor mir, der ebenfalls von einer Mitarbeitenden «begleitet» wird, Schritt für Schritt. Dann komme ich an die Reihe. Wieder der Touchscreen mit den Namen einiger Fluggesellschaften. «Swiss» wird berührt. «Bitte warten.» Bereits nach einigen Augenblicken wird man dieses Mal gebeten, die

elektronische Billettnummer, den Scanneraufdruck oder einen bestimmten Code einzutippen. Wunderbar. Und wo finde ich das alles auf meiner Flugbestätigung, zumal sofort ersichtlich ist, dass kein Strichcode aufgedruckt ist? Da! Eine 12-stellige Nummer. Mal sehen, ob sie mir zum nächsten Systemschritt verhilft. Bingo! Sofort leuchtet mein Name auf. Ja! Genau! Das bin ich! Bornhauser Thomas. Yes, I can! Und einen Koffer habe ich auch. Deshalb darf ich mich an die nächste Aufgabe heranmachen. «Is everything okay?» will eine freundliche Angestellte wissen. «Jaja, bis itze scho...» Ich berühre ganz berührt die nächste Taste, worauf es im Inneren der Kiste zu rumoren und zu rattern beginnt. Heraus kommt ein langer, langer Zettel, der sich als Gepäckanhänger herausstellt. Kurz darauf folgt mein Ticket. «Finden Sie das neue System gut?» will ich

von meinem weiblichen Schutzengel wissen, der neben mir steht. «Daran werden Sie sich gewöhnen müssen, denn wir zwingen die Leute jetzt einfach dazu, sich mit dem System vertraut zu machen und anzufreunden, schliesslich werde ich ja auch nicht gefragt, ob die Migros ihre Preise am Regal und nicht mehr auf den Produkten anschreiben soll», kommt volley retour, ohne dass Miss Swiss weiss, wer ich bin. Päng! 1:0 für den Schutzengel.

Mit Koffer und Ticket in der Hand schreite ich zu einer Art kontrollierten Warteschlange. Dort lässt man seinen Koffer wägen und weiterbefördern, samt Vorlegen eines Ausweises. Danach folgt frei nach Miss Sophie «the same procedure as every year»: Pass- und Sicherheitskontrollen, Zusteigen, Vorführung der Sicherheitsmassnahmen an Bord, Abflug. Wie gut man übrigens zusätzlich sparen kann, zeigt die Verpflegung an Bord der Swiss (jajaja, zugegeben, hier gibt es wenigstens noch etwas Kleines zu essen und zu trinken, im Gegensatz zu anderen Fluggesellschaften auf Kurzstreckenflügen): Das «Lye bread sandwich Mozzarella» deklariert überhaupt keine Zusammensetzung oder Herstellungsdatum, aufgeführt werden lediglich ein paar Infos für Allergiker und das Verbrauchsdatum. Mit Sicherheit kann das Ding während einer längeren Zeit verfüttert werden, derart gummig sind Brot und Mozzarella. Igitt. Weshalb kommt mir ausgerechnet in diesem Moment jener Büchsen-Kampfkäse in den Sinn, der im Militär jahrelang haltbar war?

Zur Ehrenrettung der Swiss sei festgehalten: Auch das automatische Easy-Check-In in einer anderen europäischen Hauptstadt funktionierte am Airport für den Rückflug nur mit manueller Unterstützung einer Flughafens-Hostess.

Thomas Bornhauser

«Hey Man, ist das alles, was ihr zu bieten habt?»

Wissen Sie, wie Superman in der weiblichen Version aussieht, als eigentliche Bionic Woman? Ich schon. Sie arbeitet als Zugbegleiterin bei den SBB. Signalement: Um die 35, ungefähr 165 cm gross, leidet nicht an Mager-sucht.

IC Zürich-Bern am Nationalfeiertag 2009. Mit einer Art Tallsprung besteige ich ultimo den Wagen. Sekunden später habe ich zum zweiten Mal Glück in der zweiten Klasse: Ein Platz ist noch frei. Kurz darauf kommt mir in den Sinn, dass ich mein Rückfahrticket nicht entwertet habe, aber das ist bestimmt kein Beinbruch, das wird der Zugbegleiter – früher als Conducteur bekannt – bestimmt machen. Tut er dann auch. Aber wie.

Ungefähr Höhe Olten kommt ER, der Zugbegleiter. Um ganz korrekt zu sein: ER ist eine SIE. Ich strecke IHR das Billett und das 3-Jahres-Halbtaxabo entgegen. Noch bevor ich einige erklärende und entschuldigende Worte an SIE richten kann, kommt das Verdikt im Namen des Volkes: «Ihr Ticket ist nicht entwertet.» – «Ja, ich weiss, dafür hat es nicht auch noch gereicht, ich bin schon froh, überhaupt noch den Zug erw...» – «Es ist Vorschrift, das Ticket vor dem Einsteigen zu entwerten.» – «Ja, ich weiss, für mein Versehen möchte ich mich auch in aller Form...» – «In der Regel kostet das zehn Franken Busse.» – «In der Regel?» – «Ja. Ich kann Ihnen aber auch das ganze Ticket Zürich-Bern verlangen.» Hä? Ich habe das Entwerten unterlassen, besitze ein gültiges Billett und Entwerten kann man das Ding im Zug selber ja nicht (weshalb eigentlich nicht?). Geits no? SIE belehrt mich: Weil nicht entwertet, könnte man unter Umständen vielleicht möglicherweise eventuell davon ausgehen, dass man



versucht, die SBB zu schädigen. Das ist nicht gestattet. Pfui, pfui. Und deshalb könnte SIE mich bestrafen, verzichtet aber grosszügigerweise darauf und entwertet live, «weil Nationalfeiertag». Läck mir, was ist das denn für eine Lotterie? Kopf oder Zahl? Welche Regel wenden wir denn heute an? Und ich Trottel bedanke mich noch überschwänglich bei IHR für die Zuvorkommenheit.

Zwischen Olten und Bern denke ich darüber nach, was passiert wäre, hätte sie auf die neuerliche Bezahlung der Strecke Zürich-Bern oder auf die Busse bestanden, ich mich aber verweigert hätte. Wie muss man sich das als SBB-Passagier vorstellen? Nehmen wir also an, ich hätte gesagt, «Sorry, ich habe ein gültiges Ticket, Sie können es entwerten, gute Frau, für weitere Zahlungen stehe ich nicht zur Disposition.» Was dann? Hätte sie das Oberteil ihrer Uniform links und rechts aufgerissen, worauf das berühmte «S» zum Vorschein gekommen wäre? Oder hätte sie mit einer flinken Bewegung mein Handgelenk gepackt, es mit einer Handschelle versehen, das andere Ende an der Stuhllehne befestigt und per Handy eine Vollzugsmeldung an die Bahnpolizei durchgegeben? Hätte sie sich gar auf mich gestürzt und mich gewürgt, bis ich mindestens eine Zehnernote

rausgerückt hätte? Wie hätten die Mitreisenden reagiert? Mit Abscheu, mit Applaus? Und dann bei der Einfahrt in Bern, wäre ein Perron von Sicherheitskräften abgesperrt und die Gruppe «Enzian» würde den Wagen stürmen, in voller Kampfmontur? Würde das lokale Fernsehen sein Programm unterbrechen («Live us em Houptbahnhof Bärn für TeleBärn, d'Chantale Bellejean»)? Klar: Meine Stelle wäre ich los, aber für wie viele Jahre würde mich der Richter auf den Thorberg schicken? Zum Glück kann Superwoman das alles mit ihrer selbstlosen Aktion – sprich der Entwertung des Tickets – verhindern. Ich werde sie für den Friedens-Nobelpreis 2010 vorschlagen lassen.

Was bisher unerwähnt blieb: Ich habe einen Platz im ersten Stock des Zuges erobert. Auf Höhe Langenthal / Herzogenbuchsee ist von unten grauenhafte Musik zu hören. Drei Jünglinge (Typ: Jeans unterhalb des Phudis, Baseball-Cap schräg montiert, obercoole Sonnenbrillen, Billigstschmuck um den Hals) feiern Party zu 50Cent (das ist ein Rapper). Oben macht sich unter den Reisenden Unmut breit. Mein Vis-à-vis macht sich bereit, den Kids den Tarif durchzugeben. «Warten Sie, lassen

Sie mich das machen», nimmt er zur Kenntnis, sichtlich erstaunt. Ich stehe auf, schreite die Treppe hinunter zu den Teenagern.

Die drei Herren schauen mich erwartungsvoll an. Ihre Provokation scheint gewirkt zu haben; ein Oldie will sie zusammenstauchen. Sie lächeln lässig. 50Cent röhrt aus dem i-Pod. «Hört mal, ihr drei, das ist total unfair, diese Show, die ihr hier abzieht!» Ihr Lächeln wird zum Grinsen. Noch bevor sich einer zu Wort melden kann, folgt mein rhetorischer Tsunami, damit alle Reisenden etwas davon haben: «Hey Man, habt ihr keinen Saft in eurer Kiste? Die Hälfte der Leute oben hört überhaupt nichts von 50Cent, das ist total uncool. Habt ihr keinen anständigen Booster?» Unser Trio guckt ziemlich belämmert aus der Wäsche. «Und zudem erscheint in wenigen Augenblicken die Zugbegleiterin, ihr habt doch keinen Schiss vor ihr, ihr seid doch keine Warmduscher, sondern doch echte Putbill-Streichler. Hopp! Sounded mal richtig, gopf! Und zwar so, dass der ganze Wagen etwas davon hat.» Die Provos scheinen in dieser Rolle völlig überfordert, geben keinen Mucks mehr von sich, derweil ich einiges an anerkennendem Nicken erblicke, als ich wieder Platz nehme. Bleibt bloss noch zu hoffen, dass unsere drei jungen Mannen sich heute nicht psychologisch betreiben lassen müssen.

Wenn man mit seiner Reinkarnation verhandelt...

Die Türken türken ab und zu, zum Beispiel beim Verkauf von Textilien. Und das nicht bloss auf dem Bazar, sondern selbst in renommierten Geschäften in Erstklasshotels. Merke: Nicht jedes Polo-Shirt, das einigermassen (...) auf Herzhöhe mit einem Krokodil bestickt und in der Türkei verkauft wird, kommt wirklich auch aus dem Hause Lacoste...

Begleiten Sie mich heute in ein Textilgeschäft, das eine grosse Auswahl an Jeans bietet. Eigenwerbung: «Kleiner Arsch, kleiner Preis. Grosser Arsch, auch kleiner Preis.» Das Wichtigste bei einem Einkauf: Feilschen ist nicht bloss erlaubt, sondern ausdrücklich erwünscht. Käufer und Verkäufer reizen sich dabei beinahe aus. Und wir Schweizer können ganz schön lernfähig sein...

Die erste Kontaktnahme erfolgt meistens vor dem Laden, beim Vorbeilaufen: «Hallo! Bitte schön, Moment mal! Du Deutschland?» Man verneint. «England? Holland?» Man verneint wieder. «Schweiz?» Jetzt wäre es fatal, als Eidgenosse zu nicken, denn mit jeder Wette kennt der Verkäufer jemanden in Thun, in allen Buchs der Schweiz, in Basel oder in Bern (er kann auch «Chuchi-chäschli» in perfektem Dialekt formulieren), womit er Sie dann bereits in der Falle und – vor allem – im Laden hat. Aufgepasst: Antworten Sie auch nicht mit «Russland» (ausser Sie sprechen Russisch, wie bereits viele Verkäufer der Spur nach), sondern mit... Liechtenstein, das es vom Hörensagen her noch nicht an den Bosphorus geschafft hat. Mit Vaduz & Co. halten Sie sich nämlich alle Optionen offen. Nächstes Mal werde ich es einmal mit «Vatikan» versuchen, mal sehen, was dann passiert.



Zurück jetzt ins Jeans-Geschäft mit dem wenig vornehmen Werbeslogan. «Jeans? Für dich?» Und schon schleppt ein Gehülfe einen Stoss heran, erstaunlicherweise meist in der richtigen Grösse. Noch bevor ich meinen eigentlichen Wunsch formulieren kann, stehe ich bereits in der Umkleidekabine mit vier verschiedenen Markenjeans. «Gut?» ist von aussen zu hören. Im ersten Paar verlasse ich das Kabäuschen. «Wunderbar! Wie gemacht für dich! Probier andere auch, mache ich Schnäppchenpreis für dich, weil erste Kunde am Nachmittag!» Um keine Markenrechtsverletzung zu provozieren, schweige ich mich hier über die Labels aus, die ich probiere. Item, nach fünf Minuten habe ich zwei paar Jeans, die wirklich pas-

sen, sogar in der Länge. «Ich nehme diese beiden.» – «Nur zwei? Für vier ich kann machen viel besser Schnäppchenpreis.» Es bleibt bei den beiden ausgewählten Hosen. «Wieviel?» Genauso gut könnte man auch fragen, «Sagen Sie mir doch, Arkadasch, lieber Freund, weshalb die Hosen bestimmt sehr teuer sind...» Da wird umgehend der Stoff gelobt, die vier-, fünf- und sechsfachen Nähte, so dass die Jeans jedem Atombombenangriff problemlos standhalten würden, sogar der Reissverschluss ist über alle Zweifel erhaben. «Diese kostet normal 75, diese hier 60 Euro, für dich...» Und mit diesen immer gleichen zwei letzten Worten beginnt ein jeder Verkäufer in der Türkei auf einem übergrossen Taschenrechner

herumzuhacken, als ginge es darum, das nationale Brutto-sozialprodukt zu stützen. «Für dich Schnäppchenpreis 100 Euro, weil erste Kunde heute Nachmittag!» – «100 Euro? Haben Sie zu viel Raki getrunken? Siebzig. Höchstens.» Die Zahl «70» erschüttert ihn, mit einer 7,2 auf der nach oben offenen Richterskala. «90. Letzter Preis, für dich, 90!»

«65.» Diese Zahl lässt seinen Kiefer durchhängen, das hat er offenbar noch nie erlebt, sozusagen mit einer Reinkarnation seiner selbst verhandeln zu müssen. «65? Du hast gesagt 70.» – «Sie haben auch zuerst 100, dann 90 gesagt.» Er begreift die Welt nicht mehr, zieht wieder seinen Taschenrechner zu Rat. «Ich kann nicht machen 70, letzte Preis...» Das Hacken geht weiter, «letzte Preis 80, aber dann Du noch kaufen Lacoste-Shirt, weil ich sonst nichts verdienen». Ich verneine das Lacoste und biete nochmals 65. Geht nicht, somit muss ich den Laden wohl verlassen. Beim Hinausgehen kommt das ultimative Angebot: «Gut, 70!» – «60! Ich habe noch nie mehr als 30 Euro für Jeans bezahlt, auch mit siebenfacher Naht für den Weltuntergang nicht!» – «Du schlimmer als türkisch Bazar-Verkäufer!» Ich bleibe bei meinem letzten Angebot, sehr wohl wissend, dass dieser Poker in die Hosen gehen kann, resp. in die Jeans. Zum Fluchen nimmt er zu seiner Muttersprache Zuflucht. Es sei ihm aber zu Gute gehalten, dass ich das Wort «Köpek!» für «Hund!» nicht gehört habe, aber «Kötü!» für «schlecht». Wie auch immer, mit grimmigem Blick streckt er mir die beiden Jeans zu, widerwillig für vermeintliche 60 Euro – und ich ihm 70 Euro, womit auch in der Türkei die Welt wieder in Ordnung zu sein scheint.

Ein Bischof, ein Tennisprofi und ein Stinktief

Was gibt es Langweiligeres, als nach dem Check-In in einem Flughafen auf das Einsteigen ins Flugzeug zu warten? Gut, ja, stimmt, das Zuschauen beim Fischen. Aber sonst?

Ich habe meine eigene Methode, die Zeit totzuschlagen: mit einer Visite in den Tax-Free-Shops, wo es nebst Alkoholika, Raucherwaren und Schoggi vor allem Eaux-de-Toilette aus der ganzen Welt zu posten gibt. So auch kürzlich. In Normalfall begnüge ich mich eigentlich damit, meine Handgelenke durch ein simples «Pffft!» mit dem Duft der weiten Welt aufzuwerten. Und im Prinzip stehe ich auf «Vetiver» oder «Baton rouge» aus dem Hause Guerlain, aber Neuem gegenüber bin ich immer offen. Das wird auch dadurch gefördert, dass pro EdT jeweils eine Guttere zum Versprühen bereitsteht. Meine Neugierde gehört heute und an diesem bestimmten Flughafen und in diesem speziellen Fall «Male» von Herrn Gautier aus Paris.

Dummerweise schaue ich einer jüngeren Dame zu, wie sie nicht ihr Handgelenk, sondern ihre Bluse mit «Air du temps» von Nina Ricci parfümiert. Clever, clever... Und was die Frau kann, das kann der Thomas Bo auch. Mit anderen Worten. Ich schnappe mir das Flacon mit «Male» von Jean-Paul Gautier, sprühe mir zuerst nur eine Duftnote ans Handgelenk, erfreue mich riechenderweise daran, um anschliessend vier «Pffft!» aufs Polohemd zu zielen. Ich bin ja gespannt, was mein Reisebegleiter dazu sagen wird. Bestimmt findet er lobende Worte. Irrtum. «Läck, stinksch Du!» heisst es kurz und knapp. «Findsch?» – «Ja, das isch ja grauehaft, wie im Puff.» Da ich diesbezüglich keine Erfahrung habe, kann ich



nicht mitreden. Aber so unrecht hat er nicht, denn wenn ich das Polohemd beim Ausschnitt hin und her bewege, um mit den männlichen Duft in die Nase zu ziehen, kommt schon eine anständige Duftwolke dahin, weniger «Male» als vielmehr «mal», was in der Sprache Voltaires mit «schlecht» umschrieben wird. Sehr lustig, dieses Wortspiel, haha, wirklich. Aber total unpassend. Um das Schlimmste abzuwenden – nämlich den Umstand, dass der Flughafen meinetwegen vorübergehend geschlossen werden muss – verziehe ich mich in eine Toilette, wo ich Papierhandtücher gegen das Polohemd drücke, in der Hoffnung (...), das EdT würde sich so aufsaugen und verduften lassen. Weil gerade niemand anderes zu sehen ist, ziehe ich das Ding auch schnell aus und reibe meine Heldenbrust mit nassen Papiertüchern ab, um Herrn Gautier wenigstens auf der Haut zu neutralisieren. Mit dem Resultat meiner Bemühungen bin ich zufrieden.

Wie ich aus der Toilettenanlage komme, überhole ich in Richtung Gate 53 zwei Polizisten. Ihr lei-

ser, aber dennoch gut wahrnehmbarer Kommentar ist vernichtend, sind doch Wortbrocken wie «... riechst du noch aus 20 Meter Entfernung gegen den Wind...» zu hören. Super hast du das wieder gemacht, Thomas, grossartig. «Und jetzt?», frage ich Augenblicke später meinen Kollegen, «Besser?» – «Nein, weshalb sollte es auch?» Ich starte gar nicht erst den Versuch einer Erklärung, sondern schaue in Boutiquen à la Hugo Boss oder Tommy Hilfiger, was denn ein neues T-Shirt kostet. Aber selbst mit «50% Reduktion!», wie auf Schildern zu lesen steht, gibt es keinen Einklang mit meinem Budget. Die Idee, spontan ein Schild mit «Tausche gefälschtes Lacoste-Polohemd mit echtem Gautier-Duft gegen gewöhnliches, dafür duftneutrales T-Shirt» zu beschriften und damit umherzulaufen, verwerfe ich schnell, da der Satz ja in mehreren Sprachen kommuniziert werden müsste, und dafür fehlt die Zeit. Weil noch immer total verunsichert, mache ich die Probe aufs Exempel und laufe relativ schnell anderen Reisenden entgegen. Nun, sooo schlimm kann meine Duftwolke nicht sein, denn nur ungefähr die Hälfte der Leu-

te dreht sich meinetwegen um, meistens kichernd, vor allem die Japaner. «Passagier Weissensteiner nach Amsterdam, melden Sie sich sofort am Gate, Sie verzögern den Abflug», ist aus dem Lautsprecher zu hören. Aber wer weiss, ob nicht auch Herr Weissensteiner voller Verzweiflung in einer Toilettenanlage steht, mit nacktem Oberkörper, und sich geniert, unter die Menschen zu treten.

Einige Menschen laufen mit weissen Gesichtsmasken umher, aber dieses Phänomen ordne ich eher der Schweinegrippe als «Male» zu, denn im Umkreis von zwei Metern – von mir ausgehend – würde jeder Virus automatisch absterben. Daher gilt: Sollten die Gesichtsmasken ausverkauft sein und/oder zu wenig Impfstoff zur Verfügung stehen, dann sollte das Bundesamt für das Gesundheitswesen BAG unbedingt Herrn Gautier in Paris kontaktieren, um eine Weiterverbreitung der Seuche zu verhindern. Allenfalls kämen hier die Herren Armani, Boss oder Davidoff als Alternativen in Frage. Im schlimmsten Fall sogar Herr Denim.

Dass mein Kollege und ich nicht nebeneinander sitzen können und ich selber zuhinterst im Swiss-Flugi, Reihe 25 C, verbannt werde, ohne Fenster, das nehme ich nicht persönlich und denke auch nicht, dass man mit dieser Massnahme das Stinktief verbannen will, denn neben mir sitzt ein waschechter Bischof, der ein Zwillingbruder von Bruno Ganz sein könnte (während des ganzen Fluges die elektronische Bibel lesend). In der gleichen Reihe, auf Platz A, hockt ein Tennisprofi, der nach dem Start sofort in einen Koma-ähnlichen Schlaf verfällt, möglicherweise wegen meines Polohemds.

Von Wahrnehmensverschiebung und Prioritätenfindung

Es sei verraten: Ich schreibe nicht bloss in meiner Freizeit, ich fotografiere auch. Auf dem Gurten hängen in den Gängen des zweiten und dritten Stockes des Hauptgebäudes verschiedene Bilder von mir (vergrössert auf Leinwand, 130x90), ebenso in den Sitzungszimmern. Und manchmal komme ich mir richtig trivial vor, wenn ich den «tieferen Sinn» einer Aufnahme erkläre: «Ich fotografiere, eine Momentaufnahme, die mir gefällt.»



«Gemeinsam einsam»: Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.

Foto: Thomas Bornhauser

Dass man seine Leidenschaft für die Fotografie (tönt doch schon mal viel besser als blosses «fotografieren», nicht wahr?) auch wesentlich eloquenter ausdrücken kann, das beweist eine Kollegin von mir. Hier ein Auszug aus einem Artikel von ihr, so wie er kürzlich zu lesen war: «Die völlig einnehmende Emotion, das Abtauchen in eine andere Welt, die Wahrnehmung der Wirklichkeit, die oftmals eine andere Dimension annimmt, manchmal bis zur Ausblendung der Gegenwart, andererseits Momente der absoluten Ideenlosigkeit und Wahrnehmungsverschiebung auf dem Weg zur Prioritätenfindung. Es sind dies die Momente, in denen ich den Kern des Bildes suche, die Vielschichtigkeit der Wahrheit. Die Fotografie kann neue Welten eröffnen. Möglichkeiten und Betrachtungsweisen sind in ihrer Umsetzung unerschöpflich. Eine Fotografie ist eben nicht nur ein Bild, eine Interpretation des Wirklichen, sondern zugleich eine Spur, etwas wie eine Schablone des Wirklichen, wie ein Fussabdruck, ein Bild, das wahr ist, sofern es etwas Wirklichem ähnelt, und das zugleich Täuschung ist, weil es die Wirklichkeit lediglich inszeniert.» Voilà, wüssten wir also auch das.

Im vergangenen Dezember konnte ich erstmals offiziell ausstellen, bei der Weihnachtsausstellung im «Haus der Kunst» in Solothurn. «NoBODY» also inmitten von zum Teil renommierten Künstlerinnen und Künstlern. Eine echte Herausforderung, vor allem dann, wenn man Interessierten gegenüber sein Werk erklären muss, es würdigen sollte. Ein «Mir hat die Situation gefallen, also habe ich einfach angedrückt» mutet inmitten der kunstschaftenden Haute Volée doch eher komisch an. Wie bereits gesagt, ich bin als Fotograf ein bisschen einfacher strukturiert als meine Kollegin. Das zeigt sich auch an unseren Apparaten: Sie mit einer sauteuren Nikon-Digital-Spiegelreflexkamera (die sie aber – im Gegensatz zu vielen anderen Zeitgenossen – korrekt in der Hand hält, beim Fotografieren), ich mit meiner fast lächerlich anmutenden kleinen Panasonic Lumix, immerhin mit einem Leica-Objektiv ausgestattet. Aber ich finde, wir beide sind kein schlechtes Duo. Die Lumix und ich.

Was also Kunstsammlern an der Vernissage in Solothurn erklären, wenn Sie sich nach der Hintergrundigkeit (was für ein Wort!)

erkundigen, bei meiner Aufnahme «Gemeinsam einsam»? «Mir hat die Situation gefallen, diese vier Leute, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt»? Tönt es bisschen sehr simpel, finden Sie nicht? In mir reift vor der Vernissage die Idee heran, zwei Kolleginnen zur Eröffnung der Ausstellung einzuschleusen, mit dem ganz klaren Auftrag, vor dem Bild eine scheinbar zufällige Würdigung vorzunehmen, wenn sich Besucherinnen oder Besucher «Gemeinsam einsam» näher betrachten.

Könnte ungefähr so gehen, vor dem Œuvre: «Ich kenne den Fotografen persönlich, Bo, es ist unglaublich, was er mit einfachsten Mitteln einfängt, Alltagssituationen sozusagen einfriert und ins Bewusstsein des Betrachtenden implementiert.» Eine solche Aussage liesse doch einfach aufhören. «Ist es der Fotograf, der dort drüber steht, mit der kleinen Kamera?» – «Nein, das dort ist Leonardo Bezzola, ein weltbekannter Fotograf, Bo konnte nicht zur Vernissage kommen, er musste kurzfristig nach New York. Auftragsarbeit.» Und weiter im Text: «Wenn man weiss, dass er dieses Bänkli drei oder

vier Tage ununterbrochen beobachtet hat, bis er diese Situation festhalten konnte. Schau dir auch ganz genau den Verlauf der Fugen zwischen den Betonplatten an, sie stehen in Einklang mit der Position des Bänkli, dessen Lehne bewusst nicht genau parallel zur Bildkante verläuft.» – «Boah! Ja, jetzt sehe ich das auch, wo Du es sagst...» Ich bin überzeugt: Jeder Zuhörer wäre da beeindruckt. Zutiefst. Meine beiden Damen würden dann weiter aufpassen: «1000 oder 1500 Aufnahmen hat er allein von diesem Bänkli gemacht, in den drei, vier Tagen seines Aufenthaltes in St. Malo. Bis er diese hier ausgewählt, hat, läck, das war vielleicht eine Evaluation. Unglaublich.» Nach dieser Feststellung kann definitiv bloss noch Stillschweigen erfolgen, andächtiges. Und Kopfnicken.

Mit ist doch auch klar, liebe Leserinnen und Leser, meinem Bild fehlt nach einer solchen Würdigung bloss noch eines: Eine zusätzlich «0» beim Preis. Eigentlich schade, waren die beiden imaginären Frauen nicht an der Vernissage.

Thomas Bornhauser

Eine ganz normale Fahrt in der Gondelbahn

«Was Sie nicht immer alles erleben!» Das dürfte die meistgehörte Feststellung von Leserinnen und Lesern meiner Kurzgeschichten sein. Nur beruht das auf einem Irrtum. Jede Wette: Sie alle erleben ebenfalls solche Intermezzi, beachten oder beobachten sie aber vermutlich weniger als ich. Hier ein Beispiel aus einer Gondelbahn in Grimentz.

Weil meine Frau und ich seit 9 Uhr sozusagen den ganzen Tag auf genial präparierten Pisten durchgefahren sind, ziehen wir es vor, auf die im Laufe des Tages doch etwas strapazierte Talabfahrt zu verzichten und mit der Gondel runterzufahren. Nebst uns beiden anwesend: Ein Ehepaar um die 60. Er ungefähr 160 Zentimeter gross, stark übergewichtig, er schnauft denn auch wie ein Brauereiros, röchelt und «choderet» die ganze Zeit. Sie etwas kleiner, eindeutig Wortführerin. Damit Sie wissen, wo genau wir uns befinden: Rechterhand schauen wir eine steile Buckelpiste hinauf, die dann nach ungefähr 200 Meter mit einer Rechtskurve in die Hauptpiste mündet, die ihrerseits in 50 Meter Distanz zur Gondel parallel zur Talstation führt. Es geht los.

Ganz oben auf der Buckelpiste ist ein Skifahrer zu sehen, der elegant zwischen den Hügeln hin und her schwingt. Sie: «Schau mal, den dort! Der riskiert viel, ein so schlechter Fahrer auf dieser steilen Piste!» Er dreht sich in Richtung Piste um. «Wo?» – (Sie, mit Fingerzeig) «Dort!» – «Aha, ja...» – «Schau mal, wie der komisch fährt! Wenn der sich bloss nichts antut, sieht ja schrecklich aus.» Der Mann schaut hinauf, wobei unklar bleibt, ob er genau sieht/merkt, um wen es genau

geht, hingegen ist sein «Schnudere» und «Chodere» unüberhörbar. «Der würde auch gescheiter die Gondel nehmen, mein Gott, das ist ja nicht auszuhalten!» – «Er hat Buckelskis», meint er zu ihr, worauf sie für einige Sekunden nichts mehr sagt und ich mich frage, wie denn eigentliche Buckelskis wohl aussehen mögen. Ich werde morgen einmal bei Virage Sports in Vercorin fragen, man(n) ist bekanntlich nie zu alt, um dazuzulernen.

«Der fährt wirklich komisch, ein Wunder, ist er noch nicht gestürzt!» kommentiert sie für uns alle, als der Skifahrer heil am Ende der Buckelpiste angekommen ist und sich daran macht, auf Höhe unserer Gondel die Schlusspiste abzuschwingen, wobei er für einige Sekunden unter der Gondel verschwindet und deshalb für kurze Zeit für uns nicht sichtbar ist. «Was habe ich gesagt? Wahrscheinlich hat es ihn jetzt überschlagen, er ist nämlich nirgends mehr... Aha, doch, dort sieht man ihn wieder!» (jetzt bemerke ich, dass er einen Fi-

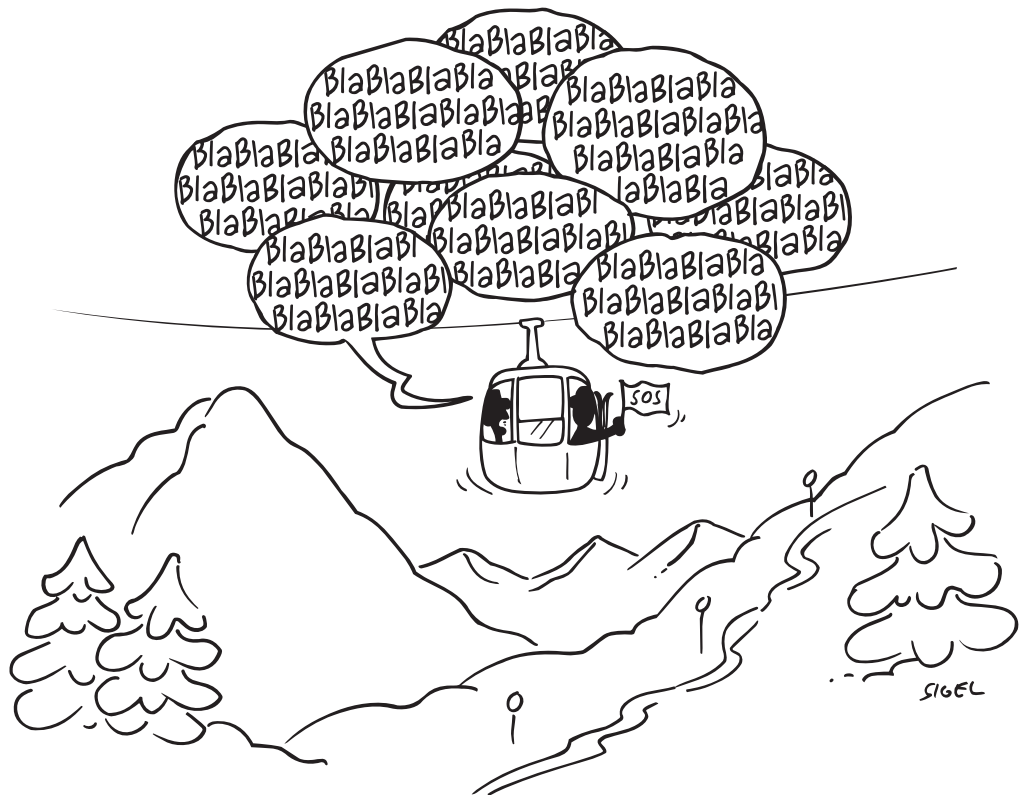
scher RC4 fährt, schätzungsweise 170cm lang, also einen ganz normalen Ski). Ich schaue meine Frau an, mit einem Blick, der nichts anderes als «Kann-mander-Frau-nicht-irgendwo-die-Batterie-rausnehmen?» bedeuten kann. Währenddem er nach wie vor mit sich selber beschäftigt ist, doppelt sie nach, beim Anblick des Skifahrers: «Komisch fährt der...», um sich nahtlos der Piste anzunehmen, mit der Feststellung «...diese Hügel im Steilhang macht man extra im Winter.» Nein, gute Frau, nicht wirklich.

«Schau mal, wegen dieses bisschen Schnees haben sie die Strasse zum Stausee nach Moiry gesperrt, das ist ja lächerlich», kommt als nächste Feststellung, da der Fischer-Fahrer uninteressant geworden ist. Bei dieser Feststellung fühle ich mich ungefragt angesprochen. «Nein, nicht deswegen, das dort ist bloss ein Wanderweg, die Strasse nach Moiry ist eine ganz andere und noch immer mit über einem halben Meter schneebedeckt.» Was an dieser Aussage schockierend

sein könnte, entzieht sich meiner Kenntnis, aber irgendwie fühle ich mich schuldig, dass die Frau während einer Minute gar nichts mehr sagt, währenddem ihr Mann alles andere als still und leise vor sich hin röchelt und hustet. Ob ich subito die Rega wegen akuter Schweinegrippe anrufen und meine Frau und mich direkt aus der Kabine ausfliegen lassen soll?

Endlich, endlich sind wir unten an der Talstation angelangt. Meine Frau und ich steigen zuerst aus. Hinter uns beginnt es wieder zu palavern: «Schau mal, was für komische Skis die Beiden haben, ich habe mich schon in der Gondel gewundert. Das müssen ganz billige Skis sein, nicht einmal angeschrieben sind sie, diese Holz- und Metallatten, das sind keine Markenskis. Deshalb wohl sind sie nicht runtergefahren, das müssen Anfänger sein.» Schlussbemerkung: Sollte der Mann seinen Husten und seine Frau überlebt haben: Mein Mitleid hat er.

Thomas Bornhauser

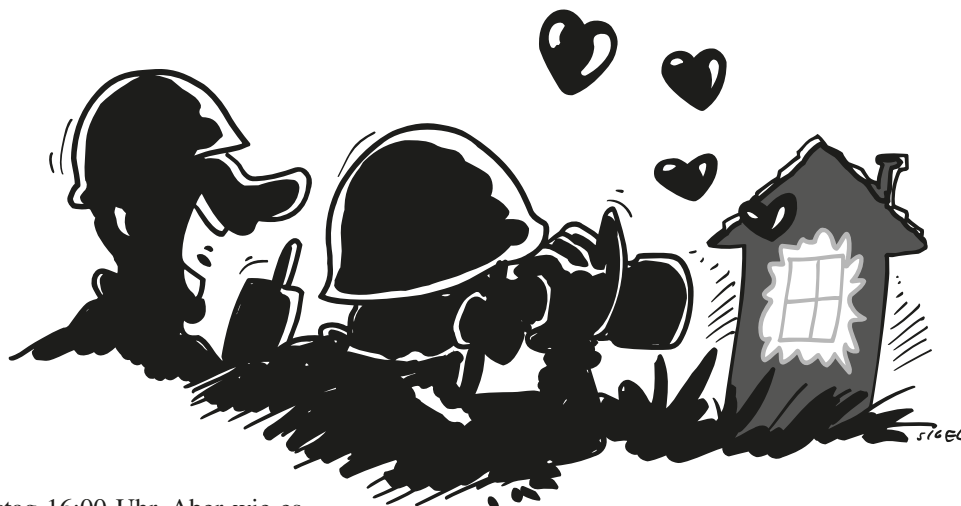


Entschuldigen Sie bitte die Interruption

Leserinnen und Leser, die eine meiner ersten Real-satiren noch in Erinnerung haben, wissen, dass ich einmal – zusammen mit Fk Sdt Wiedmer Klaus – am falschen Ort für einen WK eingedrückt bin und es während 24 Stunden niemand gemerkt hat. Auch die heutige Episode handelt vom Militär, vom WK 1973 auf dem Brunnersberg, um genau zu sein.

Willi Franz, Hanspeter Jenni, Kurt Moser und ich haben das grosse Los gezogen: Sonntagswache. Weil wir vier nur gewöhnliche Soldaten sind, gehört auch ein Offizier dazu, der sozusagen das Oberkommando innehat, natürlich ebenso auf unfreiwilliger Basis. In unserem Fall ist es Oblt M., Cousin des Sergio, mit dem ich heute in der Migros Aare zusammenarbeite. Und auch mit Herrn M. werde ich Jahre später beruflichen Kontakt haben, aber das nur nebenbei. Was Sie zum totalen Lesevergnügen jetzt noch wissen müssen. Wir vier «Tätle» übernachteten unter Zeltplachen, Herr Oberleutnant im Hotelzimmer, mit Freundin, die zur Übernachtung angereist ist. Und, ganz wichtig: 1973 befinden wir uns nicht bloss in der Zeit des Kalten Krieges, sondern ganz in der Nähe von Feindesland, denn die Jurassier – «Vive le Jura libre» – haben es in dieser Zeit auf die Berner abgesehen. Da gilt es also das Munitions-Lager unseres Berner Füs Bat 29 ganz genau im Auge zu behalten. Vor allem vor den bösen Béliers.

Wie so üblich, wird es abends irgendeinmal dunkel. Willi, Hanspeter, Kurt und ich müssen immer zu zweit patrouillieren, im 2-Stunden-Rhythmus, genau nach aufgestelltem Plan, ab



Samstag 16:00 Uhr. Aber wie es so ist: Bis Mitternacht stinken uns die 2-Stunden-Pläne, zu viert schauen wir nach dem Rechten, ist ja auch viel kurzweiliger. Am späteren Nachmittag trifft auch die Freundin des Offiziers ein. Er schaut nach dem Znacht schnell mit ihr bei uns vorbei – läck, isch das e hübschi Frou – und erklärt uns seinen persönlichen Rückzug, «da ihr vier das ja bestens im Griff habt». Klar doch. Wir einigen uns aber darauf, dass er über Nacht sein Funkgerät – ein handliches SE 125 – auf dem Nachttischli eingeschaltet lässt, damit er von uns umgehend angepeilt werden kann, sollte sich Ungeöhnliches ereignen. Aber damit ist ja wirklich nicht zu rechnen.

In den nächsten Stunden wacht unser Quartett über das Vaterland. Na ja, zumindest über den Brunnersberg, damit die Bevölkerung in Ruhe schlafen kann. Gegen 23.00 Uhr beobachten wir Licht im Zimmer des Herrn Oberleutnants, ungefähr eine Viertelstunde später wird es dort dunkel. Fragen Sie mich heute bloss nicht, wer von uns Vieren die Idee hatte, aber der nachfolgende Dialog wurde sinngemäss geführt. «Mit dem würde ich jetzt auch tauschen...» Zustimmendes Lachen. «He, ich habe eine Idee, schalt mal dein Funkgerät ein, ich gebe dir schnell eine Meldung durch.» – «Marlboro von Muratti, antworten.» – «Muratti von Marlboro, verstanden, antworten.» – «Mir ist, dort beim

Munitions-Matmag habe sich etwas bewegt, kommst Du mal?» – «Verstanden, ich komme.» In Tat und Wahrheit braucht gar niemand zu kommen, wir vier sind ja beisammen. Sekunden später ist Licht im Zimmer des Oblt zu sehen, kurze Zeit später erscheint er in Uniform im Hinterhof, ganz aufgeregt: «Was isch? Heit dir öpper gseh?» Wir verneinen, geben dem Kommandanten zu verstehen, dass wir uns getäuscht haben. Sorry.

Nach einem Rundgang – schliesslich will er das Gelände persönlich abschreiten, vermutlich wie im Handbuch für Führungsoffiziere vorgesehen – verabschiedet er sich, sichtlich erleichtert. Wir vier sitzen zusammen, blödeln, schauen auf ein bestimmtes Fenster, wo Augenblicke später das Licht an- und Minuten später wieder ausgeht. Nach zehn Minuten geht es wieder los. «Muratti von Marlboro, antworten.» – «Marlboro von Muratti, verstanden, antworten.» – «Jetzt scheint es mir auch, dass sich etwas hinter dem Munitions-Matmag bewegt.» Ehrlich gesagt, wir müssen uns bei unseren Funkgesprächen ganz schön zusammennehmen, dass wir nicht in lautes Gelächter ausbrechen, in alkoholfreies (nur damit da keine falschen Gedanken aufkommen, Ihrerseits). «Ja, da sind doch zwei Schatten, ich schleiche mich einmal heran, auf dem Bauch, damit man mich nicht sieht.»

In Tat und Wahrheit spielt niemand Blindschleiche, hingegen sind vier Augenpaare auf das Hotelzimmer gerichtet, wo Augenblicke später Licht angeht und subito danach ein Funkspruch folgt: «Marlboro und Muratti von Cinqueuno*, unternehmen Sie nichts auf eigene Faust, ich komme!» Diese Feststellung lässt uns in Gebrüll ausbrechen, wobei wir unsere Finger logischerweise nicht auf der Sprech- und Sendetaste haben. «Habt ihr gehört? Er kommt!» Wir verteilen uns im Gelände, markieren die Aufklärer. Ganz ausser Atem (...) taucht er in der Dunkelheit auf. «Psssst, wo habt ihr etwas gesehen?» Zu fünf kreisen wir den Feind ein, pirschen uns immer näher ans Munitions-Matmag heran, und zwar so lautlos, das selbst Winnetou und Old Shatterhand ihre Freude an uns gehabt hätten.

Es ist inzwischen Mitternacht, wir haben unseren Spass gehabt, und brauchen unseren Schlaf, so dass wir darauf verzichten, unseren Oblt ein drittes Mal zu interruptieren. Immerhin: Als wir ihm und seiner Freundin am Sonntag begegnen, da bekommen wir einige böse Blicke zugeworfen. Weiblicherseits.

Thomas Bornhauser

Die Offiziere waren in der Funkersprache immer Cinqueunos, italienisch für 51. Fragen Sie mich nicht weshalb.

Von kostenlosen Tournedos und nassem Handy

Wie das Leben so spielt...
Ein paar Kurzgeschichten
aus dem «Alltag» des Thomas B.

Im Herbst in der Türkei. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich gleich zu Beginn der Ferien noch zum Coiffeur sollte, weil sonst mein brauner Haarbalg – um den mich selbst weit Jüngere beneiden – zu dicht wird und es später in Bern nach getaner Arbeit von Peter Berset an der Monbijoustrasse zu unschönen weiss-braunen Streifen kommen könnte. Ich also am Tag 2 der Ferien zum Hotelfrisör, Peter Berset wird das eh nicht merken, wenn ich mit leichter Zeitverzögerung bei ihm auftauche. Das Haarschneiden geht wie in unseren Breitengraden. «Sollte ich Haare am Ohr auch wegmachen?» will Maestro wissen. «Gerne, ja.» Geht ja im Gleichen. Was dann folgt, ist die Überraschung der Ferien. Wie ein kleiner Tänzer hantiert der Mann plötzlich mit einem entzündeten Stäbchen, hält die eine Hand hinter mein Ohr, damit er ungehindert die Haare auf dem Ohr abflammen kann. Mir wird anders, nämlich heiss. Und stinken tut es, als ob man ein gerupftes Huhn noch kurz abflammt. Andere Länder, andere Sitten. Tüpfchen aufs i dann am Nachmittag, als ich dem Strand entlang jogge. Wen treffe ich da, wen? Nur einmal dürfen Sie jetzt raten. Genau. Und das mit der neckischen Frage «Bisch hie bim Coiffeur gsi?» Das Leben schreibt halt schon die schönsten Geschichten, nicht wahr, Peter Berset?

Kommt mir eine nette Story in den Sinn, die wirklich passiert ist, bei Schlussproben zu «Von Menschen und Mäusen» auf dem Berner Gurten. Für die Spielenden hat Regisseurin Livia Anne Richard (sie führt diesen Sommer «Einstein» auf dem Berner Hausberg auf, www.theatergurten.ch).



ch) ein Umkleidezelt aufstellen und mit BACKSTAGE anschreiben lassen. Meinte eine «neue» Schauspielerin, was sie denn morgen mitbringen sollte, weil doch Backs-Tage.

Amsterdam. Meine beiden Begleiterinnen wollen spätnachmittags noch shoppen. Ich trenne mich von ihnen, auf der Suche nach Fotomotiven. Einem männlichen Instinkt folgend, finde ich mich eine Viertelstunde im Rotlichtdistrikt wieder. Von einer Brücke aus schaue ich dem Treiben zu. Neben mir zielt einer mit seinem Handy in Richtung beleuchteter Schaukästen, wo leichte und leicht bekleidete Frauen ihre Dienste anbieten. Eine dieser Frauen bemerkt den Fotografierenden, öffnet schnell ihre Glas-türe und schreit «No foto!», dann widmet sie sich wieder ihren Prioritäten. Der Herr neben mir will das Verbot offenbar nicht gehört haben, glaubt wohl auch, dass die Dame in der Dunkelheit und in der Kälte kaum auf die Brücke rennen wird. Mit dieser Einschätzung hat er recht, hält das Handy wieder hoch, um ab-zudrücken. Plötzlich spürt er die Pranke von einer Hand auf der linken Schulter, ein Muskelheld dreht ihn um, packt sein Hand-

gelenk, schnappt sich das Handy und wirft es in hohem Bogen ins Wasser des Grachtens. Noch bevor unser Touri etwas ausrufen kann, ist der Handywerfer weg. Verschwunden. Ich denke kaum, dass unser Fotograf danach zur Polizei ist, um ein nasses Handy zu melden...

Neulich erhalten, auf der E-Mail: «Hallo, Wir sind eine internationale Firma, die elektronische Lieferung aufrichtig günstigsten Preis, gute Ware und sichersten Zahlungen. Bitte stellen Sie Ihren Geist in Ruhe unter den Shopping, um Aktien mit erheblichen Waren- und Sicherheitspolitik der Bestellung, durchsuchen Sie bitte der Website:xxxxxx.com unseres Unternehmens wird für sie nicht in Ihren direkt egal wie viele Produkte verantwortlich sind und wie gro?. vielleicht ist es cant endet die verhalten und schrecklichen wirtschaftlichen Krise, die mit uns zusammenarbeiten, aber würden Sie sparen teilweise Kosten. dont z'gern, let'go Einkaufen mit Glück! Touch-Methode!» Noch Fragen?

Der Kult rund um den angeschossen Finn im Bärepark nahm zuweilen groteske Formen an. Ein

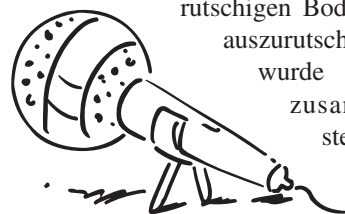
Beispiel gefällig? Da fragte eine Zeitgenossin mehrmals (!) und an mehreren Stellen bei der Migros Markt-gasse nach, ob sie denn gratis Lachs bekommen könne, (angeblich) für Finn. Ihr Unverständnis war total, als sie einen für sie negativen Bescheid erhielt, auch deshalb, weil der Bär auch ohne Lachs aus der Migros – Motto «Brot für Brüder, Lachs für Finn» – bestens betreut würde. Was lernen wir daraus? Falls Sie Lust auf ein Tournedos haben, beim Metzger fragen, ob es gratis wäre, falls für Finn.

Hier eine der echt tollen Geschichten, wie sie nur und ausschliesslich das Leben schreiben kann. In einer bestimmten Sache habe ich das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie Kollega Hofer, Agrar-Marketingspezialist bei der Migros Aare. Das sage ich ihm am Telefon auch, in bekannter Bo-Manier, gredi use. Als wir unser Gespräch nach allen Regeln des Anstands beendet haben, beklage ich mich bei den Kolleginnen im Büro relativ emotional (...) über das Vorgefallene, wohl in der Hoffnung, sie mögen meiner Ansicht zustimmen und fluche – jaja! – über Herrn Hofer. Eine halbe Stunde später begegne ich ihm auf dem Gang, er schaut leicht säuerlich in die Welt. «Sie brauchen mich gar nicht so anzuschauen», bekommt er zu hören, «ich nerve mich wirklich!» Seine Antwort ist abschliessend: «Das kann vorkommen, Herr Bornhauser. Aber eines möchte ich Ihnen dennoch raten.» – «Was denn?» – «Hängen Sie das nächste Mal Ihren Hörer richtig auf, ich habe alles live mitbekommen, was Sie Ihren Kolleginnen über mich gesagt haben...» Oh Gott! An Peinlichkeit bin ich in diesem Moment nicht zu überbieten. Seither sind Näthu und ich duzis. Und verstehen uns prächtig. Immerhin.

Thomas Bornhauser

«My name is Kayano. Gel Kayano.»

Zum Schluss des GP Bern wird es an diesem Weekend nicht anders zu und her gehen, wie an anderen Breitensportveranstaltungen: Die Sieger werden interviewt und offiziös geehrt, die grosse Mehrheit der Läuferinnen und Läufer aber bleibt unerkannt, mit sich und ihrer erbrachten Leistung beschäftigt und zufrieden. Ist auch gut so.



sen geradeaus. Horror später für mich im Marzili und danach bei der Monbijoubrücke, da werde ich nämlich mit Isostar geduscht, muss mir einen Weg durch die unzähligen Pappbecher auf dem rutschigen Boden bahnen, ohne auszurutschen, aber dafür wurde ich bekanntlich zusammengeschu(h)stert, hakuna matata! (Heinz, das wäre jetzt eben Suaheli gewesen.) Auf

dem Weg hinauf zum federalen Palais verspüre ich einen leichten Krampf in mir, mein Träger hat nach 70 Minuten seine Herzfrequenz erhöht und dafür die Schrittkadenz reduziert. Runter an den Bärengaben – Björk, Berna und Urs, sorry, keine Zeit für euch! – anschliessend die «Pièce de résistance» hinauf, eine Art «Kopelmuur» aus der Flandern-Rundfahrt für Jogger. Wie sich herausstellt, ist mein Läufer aber kein Fabian Cancellara, der einen Tom Boonen locker stehen lässt. Im Gegenteil, er leidet, das spüre ich an... seinen Füessen.

«Where did you win the race, wo haben Sie das Rennen gewonnen?» Diese Frage wird – werten? – auch heuer zweimal gestellt, in englischer Sprache, weil Schwarzafrikaner bei den Damen und bei den Herren gewinnen werden, und Heinz Schild des Suaheli nicht mächtig ist (emel nicht, dass ich davon wüsste, gell Heinz?). Und beide Gesprächspartner werden uns – wie fast alle sportlichen Sieger bei Interviews – Tiefgründiges zu ihrem Rennen über die zehn Meilen sagen können, abschliessend und im Sinne von «Dort, wo ich den letzten Konkurrenten abhängen konnte». Nicht lachen, liebe Lesende, das ist nun mal so, im Sport. Immer die gleichen stereotypen Fragen, immer die gleichen aufschlussreichen Antworten. Als erfolgreicher Fussballtrainer, der ich nicht bin, würde ich vor laufender Kamera meinem absoluten Lieblingsreporter, Beni Thurnheer, auf die Frage, weshalb denn meine Mannschaft heute gewonnen hätte, mit «Weil wir ein Tor mehr geschossen haben» antworten.

Weshalb ist denn noch niemand auf den Gedanken gekommen, beim GP Bern einen der wirklich wichtigen Akteure zu interviewen? Richtig, liebe Sportlerinnen und Sportler: Ihre Schuhe sind gemeint, die in ständigem Dialog mit Ihren Füessen stehen. Hier und

jetzt aber lassen wir sie zu Wort kommen. Weil eine Breitensportveranstaltung, picken wir uns ein Paar heraus, das in vermutlich tausendfacher Ausführung über die Strecke rennen wird. Und hiermit überlasse ich die Bühne Herrn Kayano. Gel Kayano 16, um genau zu sein. Signalement: in China geboren, ausgewachsene 28 Zentimeter lang, 358 Gramm schwer. Nicht für schlaflose Nächte verantwortlich, wohl aber für eine kleine Blase zu Beginn des Trainings.

«Wow! Was für eine Ehre, vor so vielen Leuten sprechen zu dürfen. Nun, Sie wissen ja schon einiges über mich. Anfügen möchte ich noch, dass wir Kayanos nach dem Motto leben «one pair, one voice», weshalb ich hier nicht «wir» schreibe. Sowieso: Ob links oder rechts, es ist alles Hans was Heiri, wie Sie in der Schweiz zu sagen pflegen. Übrigens, zu meinem Träger: Vor vier Wochen ist er 50 Jahre alt geworden und will sich heute selber und der Welt in der Kategorie M50 beweisen, wie «zwäg» er noch ist (das haben die Herren Ü50 so an sich). Für den GP hat er in den letzten zwei Monaten auch entsprechend trainiert, seine Ernährung auf «Sport» umgestellt, gestern an der Pasta-Party teilgenommen und in den letzten Tagen bewusst auf die ehelichen Pflichten verzichtet.

Oups! Der Autor hat mich ja gebeten, nicht auszufern, sondern mich auf den eigentlichen GP Bern zu konzentrieren. Und auch der fängt bekanntlich mit dem Start an, wo ich inmitten von vielen Kollegen stehe und artig grüsse, mit dem undefinierbar asiatischen Lächeln. «See you later Puma... Good run, adidas! Sayonara Mizuno.» Undsoweiter-undsofort. Wir alle stehen also im zugeteilten Block, warten auf unseren Start. Weil ein Ungeduldiger, drängt mein Träger nach vorne, worauf ihm ein mit «Grizzlies» angeschriebener Mocken auf die Füsse steht. Aua! Dann der Start, wo zu Beginn die beiden Kollegen der Ellenbogen-Fraktion gefragt sind. Den Aargauerstalden hinab. Gopf! Weshalb hat sich mein Ü50 bei seinen «minutiösen Vorbereitungen» (haha...) die Zehennägel nicht geschnitten? Bei jedem Schritt bergab stösst er an meine Grenzen. Da gibt es bloss eines: Ein Signal ans Schmerzzentrum im Kleinhirn, Schritt für Schritt, das ist sicher auch im Sinne der Kollegen Rohner, Socken aus Balgach, deren Fäden heute von Holland aus gesponnen werden.

Nadisna findet mein Sportler seinen Tramp, pardon, seinen Rhythmus, ich (unter)stütze ihn dabei. Endlich geht es auch einigermas-

Nur wer die Originalstrecke je gelaufen ist, weiss, dass das Rennen nach dem Aargauerstalden noch nicht gelaufen ist, denn die Laubeggstrasse ist richtig giftig, süferli aber stetig geht es hinauf, auch mein Läufer sucht abseits der grossen Zuschauer-masse «spazierenderweise» ein wenig Erholung, bevor er zum Schlusspurt ansetzt, um die 1:45:00-Marke zu unterbieten. Und siehe da, es gelingt ihm sogar, so dass ich nach dem Zieleinlauf von diesem würgenden Champion-Zeitchip erlöst werde. Zu dumm, rutscht mein Träger wenig später auf einer achtlos weggeworfenen Bananenschale aus.»

Thomas Bornhauser
(Bananen-Team 2010)

Gurtenfestival: Kleines Intermezzo am VIP-Anlass im Juli 2009

Am Abend vor Beginn eines Gurtenfestivals gibt es jeweils einen VIP-Event. Als Vertreter des «Presenting Sponsors MIGROS» stehen die Namen meines Chefs – Beat Zahnd, Geschäftsleiter der Migros Aare – und von mir ebenfalls auf der Liste der Einzuladenden. Uns beiden war an diesem Anlass in der Vergangenheit noch nie langweilig. Auch 2009 nicht.

Mein Boss und ich sind damals etwas zu früh eingetroffen, weshalb wir vor Beginn der Veranstaltung noch einige Zeit vor dem VIP-Zelt herumlungern. Zu früh trifft auch Thomas Binggeli ein – Inhaber von «Thömus» Veloshop –, mit einem weissen Velo unter dem Arm. Die übliche Begrüssung. «Und was hast du mit dem weissen Velo vor?» wollen Beat und ich von Thömu wissen. «Das ist für Hans, der hat morgen Geburtstag und hat sich das gewünscht und es auch selber bezahlt. Ich dachte, das sei eine gute Gelegenheit, ihm das Velo gleich selber zu bringen.» Zu Ihrem Verständnis: Mit Hans ist Hans Traffelet gemeint, seinerseits Geschäftsführer auf dem Güsche. «Soso, hat er also Geburtstag, der liebe Hans... Morgen, sagst du?» Thömu Binggeli bejaht. Wer in den nächsten Sekunden nun was genau gesagt haben soll, das bleibt dem Autor vorbehalten, sicher ist bloss, dass Beat und ich Thömu zu Stillschweigen verpflichten, das weisse Velo unter den Arm nehmen und uns Richtung Büro von Hans Traffelet im Hauptgebäude aufmachen, im Wissen, dass der Gurten-Chef heute Abend dort nicht mehr auftauchen wird. Unterwegs kommen wir am Zelt der Broncos vorbei, wo uns Pesche Widmer zwei nette «Broncos Security»-T-Shirts überlässt, weil man sich damit überall Respekt



Erwischt: Beat Zahnd (links) beobachtet Hans Traffelet, der in diesem Augenblick merkt, dass mit seinem Espresso etwas nicht stimmt.

Foto: BO

verschafft. Item. Das Velo stellen wir ins besagte Büro, schreiben ihm sur place eine Karte mit «Happy Birthday!» und kleben das Ding auf den Sattel.

Zeitsprung. Wir sind jetzt beim Znacht. An einem Achteertisch sitzen per Zufall – per Zufall? – unter anderem auch Beat Zahnd, Thomas Binggeli, Hans Traffelet und ich. Es dauert nicht lange, da ergeht die Mutter aller Fragen von Traffelet an Binggeli: «Thömu, hesch mer eigentlech s'Velo chönne ufebringe?» Betretenes Schweigen, vordergündig. «Ja, eigentlech scho...» – «Was heisst eigentlech scho?» Thömu erklärt Hans etwas im Stil von «Ich habe es vorhin kurz vors Zelt gestellt, Augenblicke später war es weg.» Hans wird im Gesicht ungefähr so weiss wie das Velo und will wissen, «wo genau» Thömu das Velo hingestellt hat. Er steht anschliessend wie von der Tarantel gestochen auf, ganz nach dem Motto «Suech, Hans! Suech s'Stäckli!». Während seiner Abwesenheit haben wir die Gelegenheit, die übrigen vier Ahnungslosen am Tisch aufzuklären. Augenblicke später gesellt sich Hans Traffelet wieder

zur erlauchten Runde, informiert aus erster Hand, dass das Velo tatsächlich weg ist. So öppis. Wir beginnen ihn zu foppen: «Easy, Hans, easy, du hast ja erst morgen Geburtstag, das Velo wird sich bis dahin bestimmt finden lassen...» Der Mann scheint untröstlich. Immerhin: Irgendwann kommt er uns auf die Schliche, vermutet, dass da etwas faul im Staate Dänemark ist. «Gäbet itz das Velo füre, dir syt mer no Kollege!» Das Fähnlein der sieben Aufrechten gibt sich solidarisch und ahnungslos und belustigt. Isch itz das e Gränni, dä Hans.

Kraft seines Amtes wagt Hans den Kraftakt: Er marschiert zur Serviererin und verbietet ihr, uns einen Dessert zu servieren, «schliesslech bin ig dr Chef, hie obe, euch lehri scho, wartet nume! Gäbet itz das Velo füre!» Sprichts und macht sich ausserhalb des Zelts wieder auf Velosuche. Gurten-Chef hin oder her, wir möchten einen süssen Nachtisch. Die charmante Serviceangestellte wird mit unserem Wunsch beglückt. «Ich darf nicht», meint sie, «der Chef sagte, Sie alle hätten kein Dessert verdient.» Soso.

Beat Zahnd bittet die junge Frau zu sich, erklärt sich, im Stil von «Jaja, das ist auch richtig, dass Sie dem Wunsch Ihres Chefs nachkommen, aber es ist dummerweise eben so, dass ich sein Chef bin und wir alle ein Dessert möchten...» Die übrigen sechs Anwesenden nicken wie wild, als wollten sie den Worten des Boss' noch mehr Gewicht verleihen. Manuela scheint verunsichert, als ihr aber der Chef de Service die Richtigkeit der Aussagen von Beat Zahnd bestätigt, kommen die Teller rasch auf den Tisch. Wunderbar. «Noch etwas», sagt Beat, «Hans Traffelet nimmt zum Schluss immer einen Espresso, bitte servieren Sie ihm das Ding kalt.» Manuela versteht die Welt zwar nicht mehr, aber was Beat Zahnd sagt, das wird schon seine Richtigkeit haben.

Fünf Minuten später kommt Hans Traffelet wieder daher und wundert sich sehr. «Habe ich hier oben eigentlich auch noch etwas zu melden?» fragt er in die Runde, die mit Achselzucken reagiert. Kurze Zeit später kommen die bestellten Kaffees und Espressi. Auf meiner Foto erkennen Sie genau jenen Moment, da Hans Traffelet mitbekommt, dass mit seinem Espresso vermutlich etwas nicht stimmt.

Die Sache mit dem weissen Velo haben wir übrigens voll durchgezogen. Hans Traffelet, in der Nähe des Gurten wohnhaft, musste zu Fuss nach Hause. Ich denke, dass er deshalb am nächsten Tag noch die grössere Freude als sonst gehabt hat, als er das Objekt seiner Begierde im Büro stehen sah, genau an seinem Geburi. Meinte eine seiner Mitarbeitenden: «Zwei Broncos haben das weisse Velo gestern Abend in dein Büro gestellt.» So öppis.

Thomas Bornhauser

Zwei Sachen gleichzeitig machen? Können Männer nicht.

Zwei Dinge auf einmal erledigen ist schwieriger als man denkt – auch wenn Mann gerne etwas Anderes glauben würde...

1994 war es, als ich zusammen mit Yasmin, Aude und Judith eine «Ladies Night» bei uns zu Hause organisiert habe, im Einverständnis mit meiner Frau, die dafür mit einer Kollegin in den Ausgang huschte. Die «drei Engel für Bo» waren knapp über 30, alle ledig und liessen sich bei einem Grillabend verwöhnen. Das alles ging perfekt, obwohl ich auch noch unsere Tochter (damals 7) und unseren Sohn (4) betreuen und ins Bett bringen musste. Kürzlich hatte Yasmin die glorreiche Idee, wir könnten doch diese «Ladies Night» wiederholen, 16 Jahre später, die Damen inzwischen knapp 50, alle verheiratet.

Treffpunkt war um 18 Uhr bei uns. Vorweg: Ich hatte an diesem Tag eine völlig unerwartete Mega-Übung im Geschäft, mit den Medien, in einer bestimmten Angelegenheit. Diese Arbeit war um 16.45 Uhr, als ich das Büro zum Einkaufen verliess, nicht zu Ende, denn zu Hause hatte ich als Pressesprecher der Migros Aare noch Zeit, online meine Zitate in der besagten Sache gegenzulesen und allenfalls zu korrigieren. Aber wozu ist man Routinier, ein alter Fuchs? Easy. Als ich zu Hause eintreffe, merke ich, dass die Crevetten-Spiessli fehlen, weil ich Löli keinen Einkaufszettel gemacht habe. Aber man(n) hat schliesslich noch anderes im Kopf, nicht wahr? Item, nicht so schlimm, wird eh niemand merken, weil nicht vorangekündigt.

17.55 Uhr: Ich entschlüsse mich, schon mal die Pfeffersuppe vorzubereiten. Bo's Geheimrezept: Einen Beutel Pfeffersauce aus der Migros posten, das Doppelte der angegebenen

Menge an Wasser und Milch dazugeben, während einer halben Stunde leicht einkochen lassen, zum Schluss etwas Rahm und einen Schuss Cognac dazugeben. Die Ola-Welle ist Ihnen gewiss. Während die Suppe langsam auf Touren kommt, verlasse ich um 18.05 Uhr die Küche und schalte «TeleBärn» ein, weil auch sie vor Ort waren. Gleichzeitig läutet es an der Türe. Ich küsse die drei Damen hurtig ab, schreite subito ins Wohnzimmer zurück. «Sorry, Ladies, ich muss was am TV schauen.» Erst im Anschluss daran begrüssen wir uns anständig. Nach Anwerfen des Feuers im Gartencheminee ruft der Apéro, dank Fixfertigem aus der Migros und kaltem Arneis Rero bestens vorbereitet. «Ladies. Cheerio!!» Beim Absetzen des Glases blicke ich zur Küche. Die Suppe! Auf dem Herd Sekunden später das Drama. Zwar ist sie nicht übergekocht, aber die halbe Suppe klebt schwarz eingekocht auf dem Pfannenboden. Keine Crevettenspiessli, jetzt auch keine Suppe. Und meine Frau wird sich ob der Pfanne bestimmt freuen. Super.

Ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen, verschwinde zwischendurch schnell an den PC, in Erwartung meiner Zitate. Draussen lodert das Feuer trotz Dauerregen, drinnen chatten die drei Frauen drauflos, der Gastgeber gibt sich locker, parliert zwischendurch aktiv mit, die Gedanken aber ständig noch bei Beruflichem. Gegen 19.30 Uhr die Ankündigung, dass ich die Maiskolben schnell über die Glut halten werde und wir in fünf Minuten zu Tische können. Dieses Entrée klappt genau nach Regie, nicht zuletzt auch dank einem grossartigen «Elena», einem Barbera d'Alba aus dem Hause Roberto Sarotto (Neviglie/Piemont). «Salute, auf uns!»



Es folgt der Hauptgang: Bo's Hamburgers, eine nicht zu über-treffende Spezialität, die in ihrer Zubereitung mit den vielen Zutaten jedes Grill-Entrecôte in den Schatten stellt. «Übertreib nicht wieder mit der Menge», hatte meine Frau geraten, «die drei Frauen sind keine abnormal grossen Esserinnen!» Ich habe ihren Ratschlag befolgt und deshalb nur 2x4 tiefgekühlte XXL-Hamburger gekauft. Die ersten vier kommen auf den Grill, auf dass sie knusprig braun werden. Fünf Minuten später der Horror: Die Dinger sind derart gross und dünn, dass sie beim Wenden mit der Grillzange in sich zusammen- und geräuschvoll zischend in die Glut fallen. Nur einer lässt sich retten. GAU. Also sind Nummern 5–8 gefragt. Auf dem Weg in die Küche die News an die Ladies, dass alles bestens ist, wir uns ja nicht zu beeilen brauchen und sie sich ruhig selber Wein nachschenken sollen. Nein, nein, liebe Lesende, ich fühle mich üüüberhaupt nicht gestresst. Gar nicht.

Der zweite Wurf gelingt, fünf Hamburger sind perfekt gebraten. «Prima, Thomas!» ist während des Essens zu hören. «Hat noch jemand Lust auf einen zweiten Hamburger?» will ich alibihalber wissen. «Ich!», «Ich!», «Ich!». Der letzte Biss meines Hamburgers bleibt im Hals stecken. In der Küche wird der letzte Hamburger

gedrittelt und liebevoll auf Tomaten, Salat, Zwiebeln, Speck und anderem (ist geheim!) gebettet und zwischen die Brotscheiben gest(r)eckt. «Nein, Ladies, danke, ich selber habe keinen Hunger mehr...» Zum Glück erweist sich zum Schluss die gekaufte Schwarzwäldertorte als Retterin in der Not. Als meine Frau gegen 23 Uhr von der Arbeit nach Hause kommt und sich der geselligen Runde anschliesst, bin ich fix und foxi, schleiche diskret in Richtung Bett ab, bin aber immerhin überzeugt, dass die Ladies nichts von meinem Debakel gemerkt haben (aus Platzgründen sind nicht alle Malheurs aufgeschrieben).

«Sooo, hesch geschter Abe Stress gha?» witzelt meine Frau am nächsten Morgen, über die Vorgänge bestens aufdatiert. Haha. Aber eines sei Euch gesagt, Yasmin, Aude und Judith: Nächstes Jahr wiederholen wir die «Ladies Night»! Und ich beweise Euch, dass ich ein durchaus valabler Gastgeber sein kann. Den Tag werde ich mir nämlich frei nehmen.

Thomas Bornhauser

PS: Gopfl! Beim Schreiben dieser Zeilen kommt mir in den Sinn, dass noch eine Flasche Arneis Romeo im Tiefkühler liegt!!

Piraten entern die MS Anna Maria Agnes

Erinnern Sie sich noch, wie Bundesrat Hans-Rudolf Merz mit leeren Händen aus Libyen heimgekehrt ist und wie sich die ganze Sache entwickelt hat? Daniel, Vroni, Monika und ich haben während unserer Ferien in Holland fantasiert. Wie unsere Staatsführung wohl in «unserem» Fall gehandelt hätte?

Ein Flussschiff in Rotterdam, die MS Anna Maria Agnes. Vor dem Znacht verwandelt sich die Service-Crew zum Gaudi aller Passagiere in furchterregende Piraten, um ihnen mit «räuberischem» Stil Apéro und Znacht zu servieren. Super. Nehmen wir nun einmal an, das wären echte Piraten gewesen, die alle anwesenden Ferienmachenden als ihre Geiseln genommen und den Kapitän zu einem neuen Kurs gezwungen hätten, verbunden mit Forderungen an die Regierungen jener Länder, aus denen die Passagiere stammten. Was dann?

«Kolleginnen und Kollegen, wir haben unerwartet ausser Traktandum eine heikle Sache zu besprechen», so Bundespräsidentin Doris Leuthard an der ordentlichen Sitzung des Bundesrates, «ich fürchte also, dass wir unsere üblichen Streitereien für einen Moment lang unterbrechen müssen.» Stille herrscht im Bundesrats-Sitzungszimmer. Nicht Freude. Die Aargauerin informiert über die Kaperung der MS Anna Maria Agnes. «Abän les pirates eine Fördärung gästält?», will unsere Aussenministerin wissen, die von Kollega Leuenberger umgehend korrigiert wird: «E kei Förderig, Micheline, e Förderig...» – «Dass sagä isch ja, Fördärung, und übärappt bist du nischt gäfragt, du bist nur noch albäs Bundäsrat!», worauf sich



Moritz L. schmolend in seinen Sessel zurücklehnt. «Ja, die Entführer haben eine Forderung gestellt, unser Nachrichtendienst ist zurzeit daran, sie zu überprüfen, mehr kann ich dazu nicht sagen.» Man einigt sich angesichts des begrenzten Wissensstandes auf eine Informationssperre fragenden Journalisten gegenüber und vertagt das Traktandum für eine ausserordentliche Bundesratssitzung am nächsten Tag.

24 Stunden später. Alle treffen sich zur Lagebesprechung. Alle, ausser Hans-Rudolf Merz. Der ist sich nämlich sicher, dass ein weiteres Palaver der Sache nur schadet, weshalb er zur gleichen Zeit, da im Sitzungszimmer im federalen Palais über sein Verbleiben gerätselt wird, im UG des Bahnhofs Bern vor einem Ticketautomaten steht und ein Billett nach Zeewolde – von wo die letzte Nachricht der Piraten kam – auszudrucken versucht. «Zwei-

te Klasse, Hansruedi, inkognito dieses Mal...», geht ihm durch den Kopf, während hinter ihm die Schlange der Wartenden immer länger wird. Dummerweise kennt die Kiste den eingegebenen Zielbahnhof Zeewolde nicht, was insofern nicht weiter zu erstaunen vermag, wenn man weiss, dass es in Zeewolde gar keinen Bahnhof gibt. «Chan ig Ihne hälfe, Herr alt Bundesrat?» erkundigt sich jemand.

«Die Lage auf der MS Anna Maria Agnes spitzt sich scheinbar zu», orientiert Frau Leuthard, «einem wehrhaften Schweizer ist es allerdings gelungen, eine SMS loszuschicken. Offenbar leiden die Passagiere vor allem darunter, dass die Satellitenschüssel des Fernsehers gekappt wurde und sie jetzt bloss noch holländische Sender empfangen können.» Verteidigungsminister Maurer analysiert die Lage, rät dem Bundesrat (exklusive Merz,

wie wir wissen) zu einer militärischen Intervention, wie seinerzeit von Frau Calmy-Rey in Libyen in Betracht gezogen. Die Genferin fühlt sich – geng wie geng – persönlich angegriffen, selbst wenn nur ihr Name fällt: «Quelle idée! Non, quand même, ce n'est pas possible! Und womit willst Du zuschlagän, Uli, mit där istorischän Radfahrärcompagnie?» – «Ta gueule, Micheline», meint jemand, der/die nicht namentlich erwähnt werden will. Nach einem kurzen Telefon mit dem Botschafter der Niederlande in Bern, mit Herrn Heineken, wird die Idee verworfen.

Die Ratlosigkeit in Bundesbern wächst, zumal sämtliche TV- und Radio-Stationen bereits vor Ort live von der Kaperung des Ferienschiffs berichten, wo sich Piraten und Geiseln bestens zu unterhalten scheinen (siehe auch «Stockholm Syndrom»). Frau Widmer-Schlumpf meldet sich zu Wort, in breitem Bünderdialekt: «Gaaanz nüchtern betraachtet haaandelt sichs hie um es Verchehrsmittel, daaas sich zur Zyt imene Naaaturschutzgebiet befindet...» – «Was wottsch drmit säge, Eveline?» (Frage von Verkehrs- und Umweltminister Moritz L.) – «Dass Du mit de Piraaate chönntisch verhaaandle, Moritz.» – «Das isch en Schöngaist, kei Verhandligspartner!» entfährt es dem Militärchef, womit man selbst an dieser ausserordentlichen Sitzung zum ordentlichen Alltag zurückfindet, zu den Streitereien, ob denen alles andere vergessen geht.

Liebe Lesende, Sie amüsieren sich ob dieser Satire? Gut so, denn das, was sich unsere oberste politische Führung – unsere Volksvertreter! – in letzter Zeit an Realsatire leistet, dafür kann man sich als Volk bloss noch eines. Sich schämen.

Thomas Bornhauser

Gesucht wird: Thomas Elisa

Thomas Bornhauser hat sich einen Pass ausstellen lassen, einen biometrischen Pass – und damit begann das Abenteuer.

Es geht ganz gängig, diesen Identifikationsausweis via Internet zu beantragen, weil selbst PC-Tief-fliegern ganz anschaulich erklärt wird, was man als Nächstes zu tun und einzutippen hat. Ich kann Ihnen sagen, das ist ein echtes Glücksgefühl, wenn Augenblicke später bereits die Bestätigung kommt, dass man alles korrekt gemacht und das umgehende Aufgebot für die «persönliche Vorsprache» beim Passamt erhalten hat. Wow! Champagne! Girls! Cigars!

* * * *

«Sehr geehrter Herr Thomas Elisa Bornhauser» steht in der Bestätigung geschrieben. Elisa? Falsch. Ich heisse Elias mit Mittelnamen (jaja, schmunzeln Sie nur ...). Meine Replik erfolgt subito: «Danke für das Aufgebot, beachten Sie aber bitte, dass ich Elias heisse, nicht Elisa.» Es kommt keine Bestätigung.

* * * *

Einige Tage später, an der Laupenstrasse 18a zu Bern. Ich ziehe meine Nummer, 172, und warte, bis die 1, die 7 und die 2 in der für mich vorgesehenen Reihenfolge aufleuchten. Chapeau: Fünf Minuten vor dem abgemachten Termin darf ich ran. Bei Victoria Kaiser, einer sympathischen jungen Frau. «Sie sind?» – «Bornhauser. Thomas Elias Bornhauser.» Sie beginnt mit dem Eintippen meiner Daten, auch anhand der mitgebrachten ID.

* * * *

«Komisch», meint sie auf einmal, «ich habe zwei Anträge von Ihnen, das heisst, für Thomas Elisa Bornhauser, haben Sie zwei Anträge gestellt?» Nein, habe ich nicht. «Es ist auch ganz merk-



würdig», meint sie, die Stirne runzelnd, «das kommt zwar ab und zu vor, aber normalerweise kann ich den einen Antrag jeweils problemlos löschen, bei Ihnen geht das nicht.» – «Lautet der eine Antrag auf Elias, der andere auf Elisa?» Victoria K. verneint. «Was machen wir jetzt, Sie sehen ja, dass ich nicht weiblichen Geschlechts bin...» Sie schmunzelt. Vom Schalter nebenan lacht es herüber, da haben es Pass-Frau und Kundin samt Kind lustig. «Haben Sie es immer so lustig?», will ich wissen. «Ja, dann und wann schon.» Ob das alle Beamte von ihrem Arbeitsplatz behaupten können?

* * * *

«Das ist wirklich komisch, ich kann den zweiten Antrag nicht löschen.» – «Vielleicht bin ich ja geklont.» Victoria Kaiser lacht. Sekunden später stellt sich heraus, wer die ganze Sache verbockt hat: Mein Bürgerort, wo ich seinerzeit auch «zivil» auf dem Standesamt war. Der Weinfelder hat mich als Elisa gebrandmarkt. Was für eine Blamage für eine Gemeinde, die sich sogar eine Thomas-Bornhauser-Strasse leistet, samt gleichnamigem Schulhaus (und Sie dachten, Strassen würden erst nach dem Tod von Persönlichkeiten benannt, nicht wahr?). «Ich bringe das schon in Ordnung, werde mit den Wein-

feldern telefonieren, machen Sie sich keine Sorgen.» Gloria Victoria! (Frei nach dem Kinderlied «Ein Mann, der sich Kolumbus nannt», mit dem Refrain «Widewidewitt bum bum ...»)

* * * *

Dann geht es z'Grächem los. «Wie gross sind Sie, 193, stimmt das noch?» Ich bejahe. Das Gewicht, auf das ich nach einer Diät durchaus stolz bin, interessiert sie aber nicht. Auch mein bevorzugtes Eau-de-Toilette nicht. Dann werde ich aufgefordert, im Kabäuschen Platz zu nehmen. Folgende Amtshandlungen gilt es danach zu erledigen: Kontrolle der persönlichen Daten auf dem Bildschirm – auf dem zuerst WELCOME aufleuchtet, womit man unsere vier Landessprachen elegant umgeht, für alle Schweizer Bürgerinnen und Bürger leicht verständlich –, Unterschrift mit Spezialstift, Scannen der beiden Zeigefinger (Fingernägel nach oben), Foto.

* * * *

Meine Adresse stimmt fast, wir bringen die dafür notwendige Korrektur an. Anschliessend der Griff zum Stift, um eine schwungvolle Unterschrift auf die Glasplatte zu zeichnen. «Sind Sie mit Ihrer Unterschrift zufrieden?» – «Ehh... Ja... Ich mache sie immer so.» Es folgt das Scannen der Fingerabdrücke, ein durchaus schmerzloses Prozedere. Zum Schluss die «pièce de résistance», die Porträtfoto. «Können Sie bitte ein bisschen freundlicher dreinschauen?» – «Sicher, ja, aber ich dachte, das dürfe man nicht, das sei eine ernsthafte Sache, die US-Behörden vermuten doch keine fröhlichen Schweizer, das wirkt doch verdächtig...» – «Das geht schon in Ordnung, Sie müssen bloss den Mund geschlossen halten.» Das hat Victoria doch schön gesagt, nicht wahr?

Thomas Elias Bornhauser

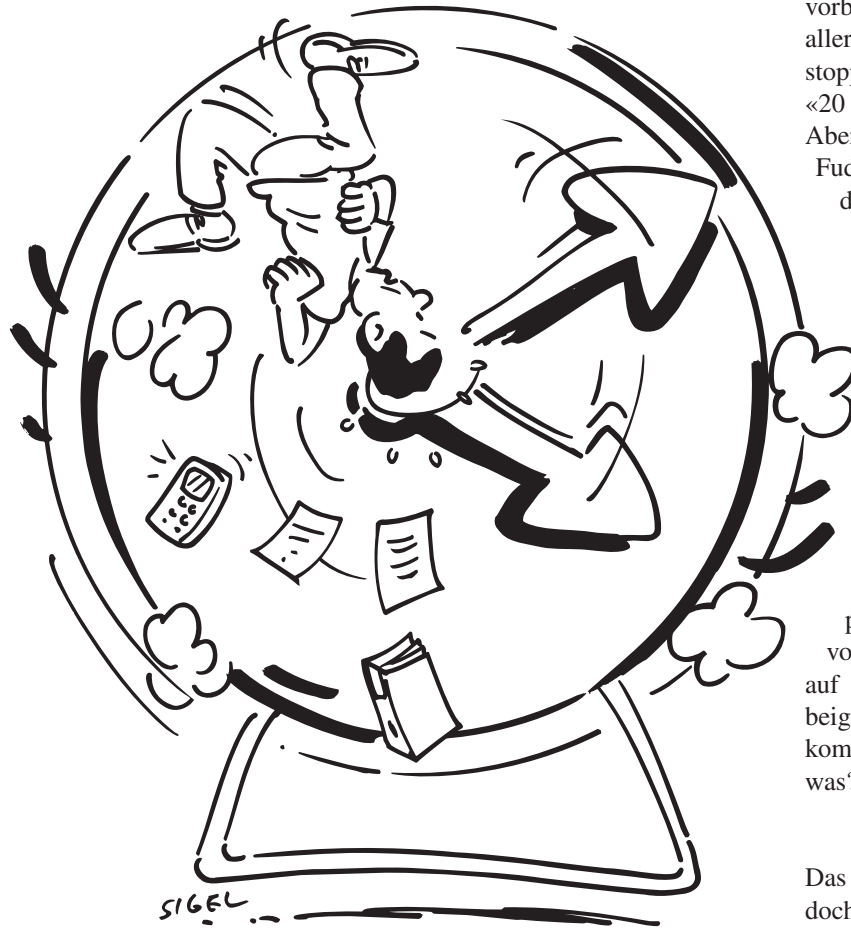
Der Mensch als Gewohnheitstier...

«Wenig flexibel» heisst es dann und wann – fasch es bitzli herabwürdigend –, wenn sich jemand nur schwer mit einer Veränderung abfinden kann. Ging mir neulich auch so. Fazit: Zurück in den gewohnten Tramp.

Sie wissen es (vielleicht nicht): Ich bin Frühaufsteher – Motto «Der Tag beginnt am Morgen» – und bereits um 4.45 Uhr im Büro. Als ausgesprochener Morgenmensch kann ich dann schalten und walten, wie ich will, denn ab ca. 8.30 Uhr, wenn die übrige Menschheit aktiv zu werden beginnt, ist es ungewiss, wie mein Tag verlaufen wird. Kürzlich gab es eine dieser berühmten Ausnahmen, in Form einer Party mitten in der Woche, die mich fahrlässigerweise dazu verleitete, den Kolleginnen mitzuteilen, dass ich «morgen erst gegen 8 Uhr ins Büro komme».

Zu Ihrem Lesevergnügen noch Folgendes: Zu Hause in Wohlen fahre ich jeweils gegen 4.25 Uhr ab (nachdem ich «Berner Zeitung» und «Bund» durchgeblättert habe, die uns Herr Müller jeden Tag bereits um 4 Uhr in den Kasten steckt). Will heissen: Freie Fahrt mit dem Roller! Na ja, beinahe, denn auf Rehe, Füchse, Igel, Marder oder Dachse (letzterer Spezie verdanke ich das Flugbrevet) gilt es aufzupassen – und auf jene weisse Katze, die praktisch jeden Morgen an gleicher Stelle eingangs Uettligen scheinbar auf meine Vorbeifahrt wartet. Sieht man von diesen Viechern ab, so ist der Verkehr um diese Zeit sozusagen inexistent, die Strecke nach Schönbühl in 14 Minuten zurückgelegt.

Aber eben. An diesem Morgen war/ist es anders. Ganz anders.



7.30 Uhr: Es ist hell, draussen pfeifen die Vögel, in regelmäßigen Abständen fährt jemand aus der Einstellhalle zur Arbeit. Auf dem Weg zum Roller werde ich Unachtsamer schier von einem Auto übercharret, mit einem ultimativen Tell-Sprung kann ich mich retten. Mein Fehler. Sorry! (1) Dann geht es los, Oberwohlenstrasse runter, bei der Kreuzung – wie frühmorgens im Dunklen, weil man dank den Autolichtern sofort sieht, ob jemand von links oder rechts kommt – ohne anzuhalten links über die aufgemalten Dreiecke abbiegen. Beinahe schneide ich einem Postauto den Weg ab. Ein Kopfschütteln des Chauffeurs sagt alles. Mein Fehler. Sorry! (2).

Es geht hinauf nach Uettligen, aber nicht Vollgas wie normal

– bei meiner Yamaha Beluga heisst das bergauf konkret laut Tacho 65 km/h –, sondern mit 25 km/h hinter einigen Autos, die einem landwirtschaftlichen Fahrzeug hinterher tuggern (Kleber: «Landwirtschaft dient allen»). Höhe Oberwohlen biegt der Traktor ab. Ändleche. Ein paar hundert Meter weiter blinkt dann aber ein Postauto und signalisiert damit sein Weiterfahren. Will heissen: Die Autokolonne fährt jetzt dem ÖV hinterher. Herrgott! Überholen geht nicht (macht auch keinen grossen Sinn), da regelmässig Autos entgegenkommen. Ausgangs Uettligen – in Richtung Ortschwaben – ist die Gerade autofrei. Juhu! Juhu? Falsch. Landwirtschaft dient allen. Ich werde schier waaahnsinnig.

Eine halbe Ewigkeit später fahre ich am Bahnhof Zollikofen

vorbei, wo ich jeden Morgen in allerbesten Formel-1-Boxenstopp-Manier anhalte und mir «20 Minuten» und «Blick am Abend» zwischen Sitzfläche und Fudi schiebe. Jetzt aber sind beide Dispenser... leer. Super. Das Kolonnenfahren in Richtung Shoppy geht weiter. Irgendwann (...) im Laufe des Morgens treffe ich sogar im Büro ein, wo bereits emsiges Treiben herrscht. Nichts von Licht und Radio (SWR1) ein- oder Drucker/Scanner aufschalten. Alles ist bereits in Betrieb. Die Presseschau, die ich täglich per 6 Uhr fertigstelle, liegt – von Barbara erledigt – zuoberst auf der bereits verteilten Postbeige. «Willst Du einen Kaffee?» kommt von Jacqueline. «Ehhh, was? Aha ja, gerne.»

Das heisst, die Presseschau liegt doch nicht ganz zuoberst. Zwei kleine gelbe Zettel kleben auf dem obersten Blatt, beide mit «Bitte Herrn XY resp. Z. anrufen.» Jaja, mache ich alles, bitte nicht hetzen. PC aufstarten, 26 Mails sind seit gestern Abend reingekommen, wobei man die Hälfte allein schon der Absender wegen ungelesen deleten kann. Das Telefon läutet, etwas, was es um 5 Uhr nicht tut. «Hallo? Ja, nein, ich bin noch nicht dazu gekommen...» Und so geht das die nächsten Stunden weiter. Horror. Nicht ich bestimme meinen Tagesablauf aktiv («proaktiv» wäre auch so ein zeitgenössischer Ausdruck, aber bisher konnte mir noch niemand den Unterschied zu aktiv erklären), der Tagesablauf bestimmt über mich, ich hinke von A–Z hinterher, komme einige Male gewaltig ins Stolpern, am späteren Nachmittag bin ich fix und foxi, nudelfertig.

Nie wieder. Lieber gleich frei nehmen.

Thomas Bornhauser

Die Geschichte von Eunice und Michelle

Lakeland, Florida. Zwei Kommunikationsleute der Supermarkt-Kette Publix («Where Shopping is a Pleasure») führen mich zum Nacht aus, zu Hooters.

Dazu zwei Vorbemerkungen: Es ist nicht Zufall, dass ich mit Bob und Lee bei Hooters sitze. Während eines Florida-Aufenthaltes suche ich bewusst den Kontakt zu den Publix-PR-Leuten, weil diese Supermarkt-Kette viele Gemeinsamkeiten mit der Migros aufweist, angefangen bei den charismatischen Gründerfiguren – Gottlieb Duttweiler und George Jenkins – bis hin zum kulturellen und sozialen Engagement beider Firmen. Fast könnte man meinen, die Herren Duttweiler und Jenkins hätten sich gekannt und «ausgetauscht», derart viele Gemeinsamkeiten gibt es bei Publix und der Migros.

Zu Hooters (in Interlaken ja auch vertreten): Auffallend sind die hübschen Serviererinnen in ihren Hotpants, aber zumindest in den USA ist Hooters ein klassisches Familienrestaurant, wo man auch der legendären Pouletflügeli und vielen TV-Screens wegen hingehet. Jetzt zur eigentlichen Geschichte: Lee und Bob (beides Afroamerikaner, wie Schwarze genannt werden) sitzen mit mir am Tisch, als Eunice auftaucht, mit breitem Südstaaten-Englisch: «Ich habe das grosse Vergnügen, Sie heute Abend zu bedienen, ich heisse Eunice. Was darf ich den Herren bringen?» (Kleine Zwischenbemerkung an viele Schweizer Restaurants: Haben Sie das soeben gelesen, wie das andernorts geht?).

Eunice ist ebenfalls eine Afroamerikanerin, schätzungsweise 27, 28 Jahre alt, mit klassischer Rastafriur. «Eunice, dieser Gentleman», dabei zeigt Lee auf



mich, «kommt aus der Schweiz, aus Bern.» Was soll denn das? Und weshalb sollte das Eunice interessieren? Lee, geits no?

Dann aber kracht mein Kiefer auf die Tischplatte und bleibt eine ganze Zeit dort liegen. Originalität (!) von Eunice: «Us Bärn? Isch das wahr? Ig ha drum es Zytli z'Oschtermundige gwohnt...» Lee und Bob lachen um die Wette, als sie mich Verdatterten anschauen. Dieses Treffen ist also kein Zufall, die beiden Kollegen haben sehr wohl gewusst, dass Eunice in der Schweiz gewohnt

hat und Stockholm von Köniz oder Schwarzenburg unterscheiden kann. Ehrlich gesagt, einige Sekunden lang schau ich vermutlich ziemlich belämmert aus der Wäsche. Als ich mich wieder gefangen habe, kommt eine Art Verlegenheitsfrage: «Kennsch d'Migros?» – «Klar kenn ig d'Migros. Jede Samschtigmorge bin ig derthäre gho Züpfe choufe!» Rhetorisch laufe ich noch immer leer, vollkommen neben den Schuhen. «Ig schaffe drum dort.» – «Das weiss ig dank, dr Lee hets mer gseit, drum syt dir ja o hie. Wosch es Bier?» – «Scho, ja, gärn, aber es grosses.» Euni-

ce tänzelt davon, Lee und Bon haben ihr Erfolgserlebnis und ich wenig später ein «Grosses» vor mir. Nun müssen Sie wissen: Ein grosses Bier ist bei Hooters ein Pitcher, gegen das selbst ein Münchner-Oktoberfest-Mass miggrig aussieht. Kann ich im Moment aber gut gebrauchen. «Tom, Cheers!» kommt es von Bob und Lee, «Prost!» von einer lachenden Eunice.

Eunice findet dann einige Minuten Zeit, sich mit mir zu unterhalten, ohne dass Bob und Lee etwas verstehen würden, obwohl sie ständig grinsen. «Dr Zibelemärit wird mir immer in Erinnerung bliibe, das het gfägt!» JA, liebe Leserinnen und Leser, genau so sagt Eunice das. Und überhaupt schwärmt sie von der Migros, findet aber, dass auch Publix eine gute Supermarktkette ist. Beim Stichwort «Publix» schauen sich Bob und Lee fragend an. «Easy guys, she likes you!», worauf das Grinsen in den beiden Gesichtern noch auffälliger wird.

Irgendwann die Mutter aller Fragen: «Säg mau, Eunice, was hesch Du denn z'Oschtermundige gmacht?» – «Ig bi Chindermeitschi gsi, Nanny, ig ha vor allem uf d'Michelle ufasst.» – «Uf d'Michelle» Eunice nennt den Familiennamen, der mir so unbekannt nicht vorkommt. Hoppla. «Si isch gloub no bekannt, itz, ir Schwiiz...» – «Ja, das isch eso, si het emau öpper Bekannts ghürate und isch itz immer öppe i dene Klatschheftli und im BLICK.» Eine lachende Eunice: «Jaja, dr BLICK, dä gits ir Schwiiz ja ono...» Und dann unterhalten wir uns lange über besagte Michelle. Leider, leider reicht der Platz hier nicht aus, um in die Details zu gehen, sodass ich Sie auch im Ungewissen lassen muss, um welche Michelle es sich genau handelt.

Thomas Bornhauser

Liebe Samichlous, ig wünsche mir...

Sie haben per E-Mail bestimmt auch schon traumhafte Offerten «von Unbekannt» erhalten, mit denen Sie hätten «Millioonen» verdienen können. Die Offerten sind immer nach dem gleichen Strickmuster und gehören gelöscht. Diese hier möchte ich Ihnen nicht vorenthalten, weil die Übersetzungskünste von Google ganz einfach grossartig sind. Und

weil doch Weihnachten vor der Türe steht und man mit dem vielen Geld viele Leute beschenken könnte. In diesem Sinn von «Kohlen holen!» wünsche ich Ihnen wirklich besinnliche Weihnachtstage und einen guten Rutsch ins 2011 (vielleicht klappts ja dann mit der Million).

«Hallo Freund,

Ich bin Dr. Smith Robert Leiter Rechnungswesen Revision einer Bank aus Harlesden, North West London, hier in England (Natwest Bank). Ich schreibe Ihnen um einen geschäftlichen Vorschlag, dass einer immensen Nutzen für beide von uns werden. In meiner Abteilung, wobei die Manager Greater London Regional Office, entdeckte ich einen Betrag von 15 Millionen Pfund (fünfzehn Millionen Pfund Sterling) in einem Konto, das gehört zu einem unserer ausländischen Kunden Late Business Mogul Mr. Moises Saba Masri Milliardär, ein Jude aus Mexiko, das war ein Opfer von einem Hubschrauberabsturz im Frühjahr dieses Jahres, ihn zu töten und Familienmitgliedern. Saba war 46-Jahre alt. Auch in der Chopper zum Zeitpunkt des Absturzes war seine Frau, ihr Sohn Avraham (Albert) und seine Tochter-in-law. Der Pilot war auch tot ist. Die Wahl der Kontaktaufnahme mit Ihnen ist aus der geographischen Natur, wo Sie leben, vor allem aufgrund der Sensibilität der Transaktion und die Vertraulichkeit hier geweckt. Jetzt ist unsere Bank hat für keine der Verwandten gewartet zu kommen-up für die Behauptung, aber niemand hat das getan. Ich persönlich habe mit ihrem Vorbringen unterlegen bei der Ortung des Verwandten, ich suche Ihre Zustimmung an Sie als nächsten Angehörigen / Wird Empfänger vorhanden an den Verstorbenen, so dass die Erlöse aus diesem Konto bei 15 Millionen Pfund geschätzt wird Ihnen gezahlt werden kann.

Dies wird ausgezahlt oder geteilt werden in diese Prozentsätze, 60% für mich und 40% für Sie. Ich habe alle notwendigen recht-

lichen Dokumente, die zur Sicherung dieser Ansprüche machen wir können gesichert werden. Ich brauche nur in Ihrem Namen zu den Dokumenten zu füllen und zu legalisieren es in den Hof hier, um Sie als berechtigten Empfänger nachweisen. Alles, was ich jetzt verlangen, ist Ihre ehrliche Zusammenarbeit, Verschwiegenheit und Vertrauen, damit wir sehen diese Verhandlung durch. Ich garantiere Ihnen, dass dies unter einer legitimen Anordnung, die Sie von einem Verstoß gegen das Gesetz zu schützen wird ausgeführt.

Bitte geben Sie mir die folgenden, als wir 7 Tage, um es durch zu haben. Dies ist sehr URGENT PLEASE.

Vollständiger Name:
Ihr direkter Mobile-Nummer:

Ihre Kontaktadresse:

Beruf:

Alter:

Geschlecht:

Nationalität:

Nachdem gegangen durch eine methodische Suche entschied ich mich, kontaktieren Sie hoffen, dass Sie diesen Vorschlag interessant finden. Bitte auf Ihrer Bestätigung dieser Nachricht und geben Sie Ihr Interesse werde ich Ihnen weitere Informationen liefern.

Bemühen sich, lassen Sie mich Ihre Entscheidung nicht halten mich wartete. Ich danke Ihnen im Vorgriff auf Ihre positive Antwort.

Mit besten Grüßen,
Dr. Smith Robert»

Thomas Bornhauser



Andere Länder, andere Sitten...

Eigentlich ist der Titel der Kurzgeschichte falsch. Es müsste «Andere Kantone, andere Sitten» heissen, wobei Sitten eine besondere Bedeutung bekommt, im Sinne von Sion. Eines indes ist klar: Die Walliser sind in erster und zweiter Linie Walliser; erst danach fühlen sie sich als Schweizer. Wenn überhaupt.

Seit 50 Jahren verbringe ich einen Teil meiner Ferien in Vercorin, einem kleinen Dorf eingangs des Val d'Anniviers. So auch vor drei Wochen. Und deshalb bekomme ich kleine, feine Unterschiede zwischen uns Deutschschweizern und den Wallisern durchaus mit.

Kauf einer Schachtel Kellogg's Cornflakes, deren letzter Verkaufstag erst per Ende Februar 2011 vorgesehen ist. Auf der Packung ist ein Kleber angebracht: «3 Wellness-Wochenenden im Wallis zu gewinnen! Für jeweils 2 Personen und 2 Nächte!» steht da geschrieben, von www.wal-listourismus.ch. Boah! «Sende einfach WELLNESS per SMS an 248, für 40 Rappen.» Geht aber auch mit Postkarte, allerdings nicht für 40 Rappen. Weil eine A-Post-Sendung in jenen Tagen von Schönbühl nach Vercorin ganze sechs Tage benötigt (aber die Post liefert A-Post nach eigenen Angaben ja zu 97,7% am nächsten Tag aus, auch wenn ich regelmässig zu den anderen 2,3% zähle), bin ich geneigt, das Handy zu bedienen, bis mir der Einsendeschluss auffällt: 31. Juli 2010. So wie ich den Verkehrsdirektor des Kantons einschätze, der selbst einen Taifun locker schönreden könnte, wäre er subito mit positivem Denken zur Stelle.

Radio RRO – früher Radio Rotu – ist eine willkommene Ab-



Lolo et les filles. L'équipe à battre!

Foto: Thomas Bornhauser

wechslung zu den beiden Berner Sendern, nicht bloss des Dialekts der Moderatoren wegen. Selbst die Werbung hat Unterhaltungswert, zum Beispiel mit «In den Alpen ein Auto von Walpen». Alles klar? Interessant ist da auch, welche Firmen aus dem 13-Sterne-Kanton jeweils Anlässe unterstützen, «Imesch Wy» seinerseits den EHC Visp (der aber am Abend das Spiel gegen Langenthal dennoch 3:6 verliert, möglicherweise weil... aber lassen wir das), die «Vins du chevalier» machen gar eine ganze Sendereihe auf RRO möglich. Und in einem dieser Berichte – nicht aus aktuellem Anlass, sondern als Rückblick auf 2010 – vernehmen wir von einem Fachmann, weshalb Walliser Aprikosen so viel besser als alle anderen schmecken. Fazit für mich als interessierter Zuhörer: Es wird gegen Würmer gespritzt, es wird gegen Fäulnis gespritzt, es wird gegen Regen gespritzt.

Ich liebe Vercorin. Und – leider – habe ich mich inzwischen auch an viele vermeidbare Unzulänglichkeiten gewöhnt (viel-

leicht machen diese ja gerade den Charme des Dorfes aus, was ich aber – ehrlich gesagt – nicht wirklich glaube). Die Wintersportanlagen gehen teilweise noch auf die 70er-Jahre zurück und werden zum Teil eventuell nur noch durch den Rost zusammengehalten (jaja, ich weiss, dass das nicht ganz stimmt), entsprechend anfällig für Defekte sind sie. Tous les jours. Darüber hinaus hat man sich diesem Zustand angepasst: Als die Anlagen Mitte Dezember 2010 die neue Saison eröffnen – mit den üblichen Unterbrüchen, «nous faisons des tests» –, da brennt bei der Mittelstation der Gondelbahn auf die Crêt-du-Midi das Licht in der Damentoilette nicht. Anfang Januar ist das noch immer nicht der Fall. Dialog mit einem Mitarbeitenden: «Pardon, ist Ihnen aufgefallen, dass das Licht in der Damentoilette seit drei Wochen nicht brennt? Il fait sombre comme dans une vache.» – «Nein, das stimmt so nicht. Das Licht ist seit letztem Sommer defekt, l'interrupteur est cassé, aber der Elektriker kommt nicht.»

Wenn Hochfrequenztage anstehen, müssen wir Mitarbeitenden

der Migros in Schönbühl ausparkieren, damit die Parkplätze für die Kundschaft zur Verfügung stehen. Will heissen: Mitarbeitende, die nach 5 Uhr eintreffen, stellen ihre Karren auswärts ab und nehmen einen Shuttlebus. In Vercorin sieht man das nicht so eng. Vor dem Centre sportif Lavioz, wo während des Winters alle Skikurse für die Kiddies stattfinden, sind die besten Plätze zwischen Weihnachten und Neujahr unmittelbar vor dem Eingang «pour le personnel» reserviert. Man rechnet mit Verständnis.

Aus vermutlich nachvollziehbaren Gründen gehen wir regelmässig nach St. Luc zum Skifahren. Der zeitliche Mehraufwand ist vernachlässigbar, wenn man daran denkt, dass die Standseilbahn dort die Leute in 182 Sekunden ins Skigebiet regelrecht hinaufkatapultiert. Auffallend dort: Viele Skilehrer tragen keinen Helm, obwohl sich kluge Köpfe eigentlich schützen müssten (das gilt übrigens auch für viele Skifahrende, die noch immer mit Schlafmütze oder Pelzkappe rumfahren, zum grössten Teil Oldies, derweil sich die Jugend diesbezüglich vernünftiger gibt). Fragt man dann einen Skilehrer, weshalb dem so ist, so stottert man etwas von «individueller Freiheit». Als ob es nicht auch eine Vorbildfunktion für Skilehrer gäbe.

So. Genug gemotzt. Ich liebe das Wallis wirklich! Und falls Sie in St. Luc sind: Unbedingt einen Zwischenstopp bei der Berghütte von «Lolo et les filles» in der Buvette Tsigèr La Cocha einlegen. Das Ambiente ist toll, das Gastgeber-Team ebenso. Eine wohltuende Abwechslung zu 08/15-Bergrestaurants. Merci Lolo! Et merci les filles!

Thomas Bornhauser

Grosser Bär und Scheues Reh

Demnächst ist wieder Kinderfasnacht angesagt. Ich erinnere mich. Die heutige Realsatire haben Patrick, Claudia und Papa live an der Kinderfasnacht Bern 1992 erlebt. An sich könnten wir Ihnen alles auf Video beweisen, wäre jener im Trubel nicht auch noch kaputtgegangen.

Claudia, als Indianerin, als lustige kleine Squaw verkleidet, mit schwarzer Perücke und so, wundert sich im Postauto: «Wieso säge alli Lüt Indianerin zu mir?» Häuptling Grosser Bär sagt weshalb. Uggh.

Auf dem Bären- und Waisenhausplatz dann Kinder mit ihren Müttern (oder umgekehrt), so weit das Auge reicht. Väter sind an zwei Händen abzuzählen. Bevor wir aktiv bei den Attraktionen mitmachen, beobachten wir die fröhliche Schar: Hier ein übergrosser Tausendfüssler mit unzähligen Kindern darunter versteckt, dort eine Art Klangkörper-Arena, wo die Kleinen ungeniert drauflos hämmern und unser aller Trommelfell strapazieren können. Nadisna bleibt es nicht mehr beim Zuschauen. Und so nimmt das Unglück seinen Lauf. Claudia will unter dem Tausendfüssler mitlaufen. «Zuvorderst», bitte ich sie, «und rechts aussen, damit ich immer deine schwarzen Schuhe sehe und weiss, wo du bist.» Geruhsam (...) möchte Papa nämlich auf gleicher Höhe mitmischen und den Überblick behalten können. Strategie ist das halbe Leben. Die andere Hälfte, die Realität eben, zeigt, wie wenig Theorie und Praxis gemeinsam haben: Relativ rasch verlieren wir in der Menschenmasse den Kontakt zu Tausendfüsslers Kopf und somit zu Schwester und Tochter. Krisen-Management ist angesagt. Ich nehme Patrick

samt Buggy unter den Arm und stürme, so gut es ohne Blutvergiessen halt geht, nach vorne. Als wir endlich zur Spitze aufschliessen, fehlen die schwarzen Schuhe. Panik. Ich schlüpfte unter den Tausendfüssler. Keine Spur der Kleinen.

«Clauuudia!» – «Von denen habe ich mehrere hier», spottet der Chef des Tausendfüsslers. Nur meine fehlende Zeit hat dem Mann das Leben gerettet. Patrick, Buggy und Papa rennen zurück auf den Bärenplatz. «Claudia! Clauuudia!» Keine Spur unserer Ältesten. Gezielter Spurt zurück zum Tausendfüssler. Blick unter das Geschwür, hinten, in der Mitte, vorne. Nüt, luuter nüt. Langsam aber sicher wird mir unwohl. Und was mag wohl in der Kleinen vorgehen ab einem derartigen lausigen Vater? Plötzlich eine Stimme in der Menge: «Suchsch du d'Claudia? Die scheidt d'ört!» Die Stimme des Himmels entpuppt sich bei näherem hinsehen, schöne Blamage, als Liselotte Walter, eine Bekannte meiner

Frau. Weiter hinten steht dann eine tränenüberstömte Claudia auf einer Art Scheiterhaufen gut sichtbar zur Schau gestellt. Nicht mehr als Squaw, sondern eher wie die kleine Jungfrau von Orléans. Die cleveren Organisatoren hatten das Podest erstellt, weil «abzusehen war, dass Ähnliches passieren würde». Danke. Unter den Buh- und Pfui-Rufen der zuschauenden Mütter schliessen sich Claudia, Buggy, Patrick und Papa wieder in die Arme. Fertig Fasnacht.

Um vom Zwischenfall abzulenken, erhalten die Kids erst einmal, als Sofortmassnahme, Popcorn und Coke à discrétion. Dann laufen wir langsam zum Bahnhof zurück. Bei den Rolltreppen angelangt, rennt Claudia die herunterkommende hinauf: «Chumm sofort abe, Claudia, me geit nid d'ört ufe, das ich z'gfährlech, chumm dahäre.» Claudia fällt um. Horror, sie könnte mit ihren langen Haaren zwischen die Treppen geraten. Wie ein Stuntman springe ich rüber, rette Ma-

demoiselle vor dem Schlimmsten, vergesse dabei allerdings Patrick & Buggy auf der anderen Rolltreppe. Zum Glück hat ein reaktionsschneller Mitmensch den kippenden Buggy aufgehalten und Patrick vor einem Salto rückwärts bewahrt. Ich bedanke mich beim Mann. «Passet gschyder besser uf eui Chind uf», kommt vorwurfsvoll zur Antwort. Im Postauto verstaue ich den Buggy und bitte Claudia, Patrick schnell zu halten. «He Papi, dr Pädi isch pflotschnass.» Schallendes Gelächter in der Menge. Haha, sehr lustig. Coke sei Dank. Dann: Die letzte Handvoll Konfetti aus Claudias Tasche, ich kann es nicht verhindern, bekommt eine ladyhaft aussehende Frau von der Squaw ins Gesicht spendiert. Zeter und Mordio. Zu Hause ziehen die Kinder sofort ihre Kleider aus und rennen in Richtung Badezimmer. Währenddem Claudia und Patrick baden, saugt deren Produzent die Wohnung von schätzungsweise zwei Kilogramm Konfetti sauber. Tschou Chinderfasnacht.

Thomas Bornhauser



Fk Sdt Wiedmer, Fk Sdt Bornhauser

Unser Herr Sohn absolviert zurzeit die UOS. Da kommt mir doch glatt eine Episode in den Sinn, ungefähr aus dem Jahr 1980...

Einrückungsort: Einigen. «Motel Perle» steht unmissverständlich auf dem Marschbefehl geschrieben. Gleich bei der Ortstafel Einigen Grüne, soweit das Auge reicht. Keinen Knochen kenne ich, was aber weiter nicht zu erstaunen vermag, bin ich doch einer neuen Einheit (Einh) zugeteilt (zuget). Inmitten der Träger helvetischer Einheitsmode erblicke ich plötzlich einen weiteren Funker (Fk), klar erkennbar an seinen Spiegeln, wobei letztere selbst im weitesten Sinne nichts mit Mode oder Design zu tun haben. «Tschou, Bornhuser Thömu.» – «Wiedmer Chlöisu, Säli.» Auch Kamerad Wiedmer kennt niemanden hier. Auch er ist neu zuget. Desorientiert, desillusioniert, ahnungslos und pflichtbewusst folgen wir altgedienten. Sozusagen alle «Tätle» (Sdt) kennen den Kompaniekommandanten (Kp Kdt), einen Hauptmann (Hptm) in Uniform, drei Steifen am Hut, wahrscheinlich von Adidas gesponsert. Wie gesagt, sozusagen alle kennen ihn; alle ausser Wiedmer und Bornhauser. Hptm wundert sich ab den beiden Landeiern.

«Wir sind Ihre beiden Funker», versuche ich die Spannung zu entspannen. «Was Funker? Jetzt schon?» – «Sicher, das ist ja eine Mobilmachungsübung, da sind wir Ihnen von Anbeginn zugeteilt.» – «Aha, henusode.» Wiedmer und ich rüsten uns erst einmal um und aus, vertauschen Ausgangsuniform mit Kämpferjacke, Kämpferhose, fassen Kopfpariser, Schanzkocher, Schlafsack und sonst noch alle Unentbehrlichkeiten, die zu einem richtigen, furchterregenden Abschrecker gehören, IVP und Leuchtgasmasche



inklusive. Der Chef des Materialmagazins (Mat-Ueli) kann uns auf der Mannschaftsliste nicht finden. «Wiedmer? Bornhauser? Noch nie gehört.» – «Ist doch klar, wir beiden sind die neuen persönlichen Funker des Kommandanten.»

Wiedmer und Bornhauser warten. Im Normalfall auf besondere Befehle (beso Bf). Vorerst gibt es allerdings nichts zu befehlen oder zu befolgen, weil das Tagesprogramm jeder Kp, der Füsilier (Füs) Kp 1/136, auch ohne «persönliche Berater» prima abläuft. Nach dem wie üblich opulenten Mittagmahl des Einrückungstages (lauwarme Erbsensuppe, feurigheisser Tee, Biskuits) will Hptm wissen, wo seine beiden untätigen herum-sitzenden Fk denn überhaupt ihre Fk-Ausrüstung hätten. «Isch eigentlech wahr, Chlöisu, wo isch das Züügs eigentlech?» Vermutlich haben die Chaoten des Kadervorkurses (KVK) unserer Stamm-Kp (Schw Füs Kp IV/136) schlicht vergessen, das Material in die drei Füs Kp zu «verschieben», wie es im Mili-

tär- und Kriminaljargon so schön heisst. Wir empfehlen dem ebenfalls anwesenden Feldweibel (Fw), eine offizielle Protestnote im Batallions-Kommandoposten (Bat KP) zu hinterlegen. Puffbrüeder, fertigi.

Nadisna interessieren sich immer mehr Sdt der Füs Kp 1/136 für die beiden Paradiesvögel. Unzählige Male beschwören wir, dass wir per 10.00 Uhr nach Einigen aufgebeten worden sind. Und jetzt seien wir halt da, comme il faut, wahrscheinlich in geheimer Mission. Hahaha. Gegen 17.30 Uhr trifft endlich das Funkmaterial ein: Funkgerät SE irgendöppis, Batterien («Du, weisch Du no, wie me die richtig inetuet?»), jede Menge Antennen, Kabel («Für was isch äch dises da hie?»), Abspannseile, Betriebsanleitungen und allerlei geheimes Zeugs. Wir schaffen es: Nach zwei Stunden – während der RS mussten wir es jeweils in sieben Minuten bewerkstelligen – ist unsere Fk-Station empfangs- und vielleicht sogar sendebereit. Rufname SULTANA, wie aus «1001 Nacht». Salaam.

Als ob wir beiden Fk eine Art Sprechstunde hätten, schaut der Fourier (Four) gegen 23.00 Uhr bei uns zur Konsultation vorbei. Ratlosigkeit. Er wisse beim allerbesten Willen nicht, was er mit uns beiden machen solle. Vor morgen könne er nichts für uns unternehmen. Wir trösten ihn, sprechen ihm Mut zu. Armer Kerl.

Noch vor dem Sonnenaufgang kommt es zur Götterdämmerung. Und zwar in der Person eines grimmig dreinblickenden Fw. ER will sofort unsere Marschbefehle sehen. Bitte sehr. Kurzer Kontrollblick, dann ungläubiges Kopfschütteln; «Das dort», und zeigt voller Emotionen in Richtung eines Restaurants, «das dort, das ist der «Hirschen». Das Motel Perle hingegen liegt ungefähr zwei Kilometer weiter ostwärts, exakt am anderen Dorfeingang. Und dort hättet ihr beide gestern auch einrücken sollen: Euer Kadi lässt bereits nach Euch suchen!» Sehr schön. In Gedanken höre ich den Urteilsspruch des Militärgerichts schon: «In beiden Fällen schuldig.» Wie viele Sdt weist eigentlich ein ordentliches Exekutionskommando auf?

Irgendwo im Wald – aus Gründen der Geheimhaltung ohne genaue Angabe des Standortes (Stao) – wartet unser Hptm tatsächlich auf seine beiden Kronleuchter. Kein Zeter, kein Mordio, kein Sodom, kein Gomorrah. Im Gegenteil: Er ist erfreut, seine Kp endlich komplett zu haben. Ich halte es daher für ein böses Gerücht, dass es Absicht gewesen sein soll, uns beide als Fk umgehend auf eine dreitägige Gewalts(tor)tour mit einer Grenadier-RS zu schicken. Überrascht, dass es zwei derartigen Sdt nie zum Gefreiten (Gfr) gereicht hat? Eben.

Thomas Bornhauser

Wie «Facil apertura» völkerverbindend wirken kann

Ferien im Ausland zeigen Herrn und Frau Schweizer glücklicherweise immer wieder, wie unvollkommen wir sind. Und ich denke hier weniger an den nicht vorhandenen Comment, den wir Helvetier gelegentlich fremden Kulturen gegenüber an den Tag legen, sondern schlicht und ergreifend an einen ganz und gar gewöhnlichen Einkauf im Supermarkt. Glücklicherweise ist, wer Fremdsprachen beherrscht, damit einem zum Beispiel Spanisch nicht spanisch vorkommt...

Über Qualität und Preis des Frischfleisches in Spanien werde ich mich hier gar nicht erst ein- resp. auslassen, weil ich sonst umgehend in Konflikt mit Frau Leuthard, mit Frau Stalder und mit Herrn Schmitz, dem Fleisch-Chefeinkäufer bei der Migros Aare, kommen würde. Dazu nur eine Feststellung: Lüthis und Bornhausers haben seinerzeit während drei Wochen in Costa Blanca wunderbare und unglaublich günstige Rinds- und Kalbs- und Schweinsfilets bis zum Abwinken gepostet, grilliert und gegessen. Aber aufgepasst: Weil die vier Kids auch wieder einmal etwas «Normales» (...) essen wollten, haben wir an einem Sonntagabend verhältnismässig teure ... Hamburger gegrillt. Frische, versteht sich, nicht tiefgekühlte. Wie ich an der Fleischtheke bei Mercadona in Calpe anstehe, da flüstert mir Christian – seinerseits auf der Suche nach einem ganz speziellen *Vino tinto* – im Vorbeigehen zu, dass seine Monika lieber Chickenburger denn Beefburger hätte. Sabrina auch. Alles klar: Bei acht Personen und sechzehn Burgern macht das vier Poulet- und zwölf Rindsburger. Das Dumme daran: Was



heisst zwölf auf Spanisch? Bis elf beherrsche ich das numerische Alphabet. Aber zwölf? Weil ich nun definitiv aus dem Alter heraus bin, der Fleischverkäuferin wie ein Kindergärteler einzelne Finger zu zeigen (abgesehen davon, dass ich an beiden Händen sowieso nur deren zehn habe), da helfe ich mir selber und bestelle locker vom Hocker fünf (*cinque*) Poulet- und elf (*onze*) Beefburger. So einfach ist das nämlich.

Eine etwas grössere Herausforderung hatten Christian und ich Tage zuvor zu bestehen, ebenfalls bei Mercadona. Meerrettichschaum war angesagt, zum Lachs. Das war vielleicht etwas. Milch lässt sich ja relativ einfach erfragen («Muuuuuh»), Kaffee auch («Nescafé, por favor?»). Erklären Sie aber einmal einem Spanier, was Meerrettich ist. Oder Meerrettichschaum. Ha! Zu allem Übel kann hinzu, dass Christian zwar erfolgreich einen Spanischkurs für Anfänger absolviert hat, dass aber Meerrettich dort nie ein Thema war (fragt man sich bloss, wozu solche Kurse denn überhaupt angeboten werden?). Wir also ab in den Frischebereich: Kartoffeln, Auberginen, Zitronen, Radiesli (heissen übrigens *Rabanitos*), alles, was Sie wollen. Nur keinen Meerrettich. Nächste Station: Der Kolo-

nialwarenbereich. Alles hat es im Gestell, alles, von Erbsli&Rüebli in der Dose über Spargeln im Glas, Senf & Mayonnaise in der Tube, bis hin zu Safran im Alubeutel. Nur Meerrettich(schaum) scheinen die Leute auf der iberischen Halbinsel nicht zu kennen. Stimmt, ja. Klar hätten wir fragen können, eine Verkäuferin, einen Verkäufer. Aber ganz ehrlich, wie denn? «*Mar ayudar tu*» vielleicht, in Anlehnung an «*Meer rette dich*»? Wie auch immer: Der Lachs war hervorragend, auch ohne Meerrettichschaum. Übrigens; auch die Bactrennfolie haben wir weder am nächsten noch am übernächsten Tag gefunden. Weil fast drei Wochen in Calpe, möchte man den Leuten, mit denen man mehrmals in Kontakt kommt, zeigen, dass man sich bemüht, ihre Sprache zu erlernen. Da «*Hola!*», «*Gracias!*», «*Buenos Dias!*» und «*Una cerveza!*» zu meinem Standardrepertoire gehören, habe ich meinen Wortschatz heuer mit der Feststellung «*Facil apertura*» erweitert. Das steht nämlich auf beiden Heinz-Tomatenketchup-Flaschen, die wir gekauft haben, und bedeutet ungefähr so viel wie «leicht zu öffnen». Diese Feststellung wiederum öffnet einem Tür und Tor zu den Herzen der Spanierinnen und Spanier. Zum Beispiel bei der Kassiererin im Lädli, wo

wir jeden Tag unsere frischen Brötli kaufen. Mit jedem Broteinkauf habe ich zusätzlich noch etwas anderes im Korb. Mal eine Flasche Wein oder eine Flasche Orangensaft, ab und zu sogar vakuumverpackter Rohschinken. Beim Bezahlen dann die Feststellung, «*Facil apertura?*», worauf jeden Morgen mit einem Strahlen auf dem Gesicht ein «*Si, Señor! Facil apertura!*», retour kommt. Ist doch grossartig, nicht wahr? Echt völkerverbindend. Das gleiche Spiel an der Tankstelle, beim Bezahlen, wo ich dem Kassier die Vorzüge eines währschaftigen Schweizer Portemonnaies mit seinen vielen Geheimfächli in der Praxis demonstrieren kann. «*Facil apertura!*», was der Mann sofort mit einem «*Si, Señor!*» zu bestätigen weiss und es sich nicht nehmen lässt, mir beim Zusammenlesen der Münzen zu helfen, die auf den Boden gefallen sind. Hilfreich auch meine diesbezüglichen Kenntnisse in *Español*, als ich in Denia einen Polizisten nach dem Wochenmarkt frage. So einigermaßen kriege ich mit, in welche Richtung wir laufen müssen. Dann die Königsfrage: «*Apertura?*» Der Gesetzeshüter bejaht, freudestrahlend. Kein Problem, bis ungefähr halb zwei sind die Stände offen.

HiK Bornhauser bei der Frauentruppe vom MFD

Die Zeiten, da Frauen FHD leisteten, die sind längst vorbei, heute ist man (man?) Mitglied des Militärischen Frauendienstes, abgekürzt MFD. Und jetzt fragen Sie sich bestimmt, was ich damit zu tun habe? Nun, die Aktivitäten des MFD gehören dokumentiert – und dabei fällt das eine oder andere Intermezzo für eine Real-satire ab. Hier also ein paar Episödden...

Die Aufforderung zum Tanz war von gewohnt militärischer Sachlichkeit: «Ich erwarte Sie am Mittwoch, punkt 10:00 Uhr im Restaurant Kreuz.» Absenderin: Hauptfrau Ledermann Ursula. Marschtüchtige Schuhe seien angebracht, ein Rucksack werde für mich gefasst. Ob auch eine (natürlich möglichst hübsche) Trägerin für mich abdetachiert wird, bleibt vorerst offen.

Am vereinbarten Treffpunkt (genauer Stao des besagten Gasthofs aus Geheimhaltungsgründen und im Interesse der nationalen Sicherheit unseres Landes nicht näher erläuterbar – für Insider aber: Messpunkt 12; 7,6 Willi, 3,2 Sophie) fasst Lederfrau, pardon, fasst Ledermann die nächsten 24 Stunden zusammen. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich, dass Hauptfrau als Anrede falsch ist, korrekt ist Hauptmann. Auch beim MFD. Schliesslich mutiert ein Major ja auch nicht zur Majorette. Wie auch immer: Wir verschieben uns zum KP. Perfekte Meldung eines Soldaten. Moment mal ... Was sucht denn ein Soldat, männlich, mitten unter seinesnichtgleichen, weiblich? Von Ledermann Ursula erfahre ich, dass Wehrmänner den Frauen helfen, den Dienstbetrieb aufrechtzuerhalten. Genial. Hätte ich doch auch gerne gemacht, im Laufe meiner grandiosen Mili-



tärkarriere (bei der es allerdings nicht einmal zum Gfr gereicht hat).

12:30 Uhr. Befehlsausgabe. Kriegsmobilmachungübung. Konkret und zusammengefasst heisst das: Bahnfahrt bis Hasle-Rüegsau, sechs bis sieben Kilometer zu Fuss mit vollgepacktem Rucksack in Richtung Affoltern, beim Sammelplatz Sanitätsausbildung, Abkochen, Übernachtung in einer Notunterkunft, tags darauf Tagwacht um 03:30 Uhr, anschliessend 15 Kilometer Marsch zur Fritzenfluh. Deckname der Operation «Schwarze Spinne». Gotthelf zum Gruss!

Bahnhof Hasle-Rüegsau. In kleinen Gruppen marschieren wir bei leichtem Regen ab. Dann, kurz vor Kilometer 2, der Eklat: Ein feldgrauer Rucksack fliegt in hohem Bogen in die Wiese, die Trägerin streikt: «Söll dä Rucksack träge, wär wott!» Psychologie und Seelsorge helfen immerhin, die Dame zum Weitermarschieren zu überreden, allerdings ohne

Rucksack, der gesellt sich vorübergehend zu seinem Kollegen auf dem Rücken des Schreibenden (Sie merken: Nüt gsi, mit ere hübsche Trägerin ...). Oberleutnant und Instruktor Rüeßegger Margrit inspiziert die Vorbeimarschierenden bei Kilometer 4. Zeter und Mordio, weil eine ohne Reisegepäck daherspaziert kommt: Zuerst an die Adresse der Streikenden, dann in Richtung Korporal und sozusagen als Schwanzfeder der Geschichte, kommt auch noch der gutmütige Träger des weiblichen Rucksacks unter die Räder (das wäre ich gewesen). He! Rüeßegger, geits eigentlech no?

Am bereits erwähnten Sammelplatz kommt es öppe eine Stunde später zum zweiten Drama des Tages (so kurzweilig kann MFD sein!): Ein gewisser Militarist mit gelben Hutnudeln und schwarzen Hosenstreifen kann sich nicht wunschgemäss ausweisen, so dass ihm der Zugang zum Sammelplatz churzspitz verweigert wird, vorschriftsgemäss.

Good girls! Oberst im Generalstab Müller Eugen, seines Zeichens Chef Ausbildung MFD, steht dann während fünf, sechs Minuten im wahrsten Sinne des Wortes draussen im Regen, bis sich Ledermann Ursula mit hochrotem Kopf seiner erbarmt. Vor dem Nachessen – auf richtigen Notkochern zubereitet – erfahren die Ladies allerhand Wissenswertes zum nächsten Tag. Trotz Tagwache um 03.30 Uhr ist die Stimmung prächtig, allerhand Schabernack geht während des Abends über die Bühne (Details bleiben militärische Geheimsache, wie ich es den Frauen versprochen habe).

Kalenderblatt weg: Punkt 04:30 Uhr ist am nächsten Tag Abmarsch. Wer nun auf weitere Highlights wie fliegende Rucksäcke, autostoppende Damen oder amoklaufende Betreuerinnen gehofft hat, muss ich enttäuschen. Die 15 Kilometer zur Fritzenfluh gehen absolut ereignislos in die Geschichte des MFD ein. Mehr noch: Unterwegs treffen wir auf eine Infanterie-RS auf ihrem «Fünfziger». Staunen erlaubt – «meine» Girls halten das Tempo über jene Strecke, die wir gemeinsam mit den Männern bewältigen, spielend mit. Respekt.

Im Bergrestaurant erhalten die Rekrutinnen ihre Einheitspatten, die sie zu «richtigen» Frauen machen. Von Müdigkeit keine Spur mehr. Dank dreier eingeflogener «Hudigägeler» geht es hoch zu und her, die wenigen anwesenden Herren dürfen das Tanzbein öfter schwingen, als ihnen vermutlich lieb ist. Mein Muskelkater kommt emel definitiv nicht vom Marschieren.

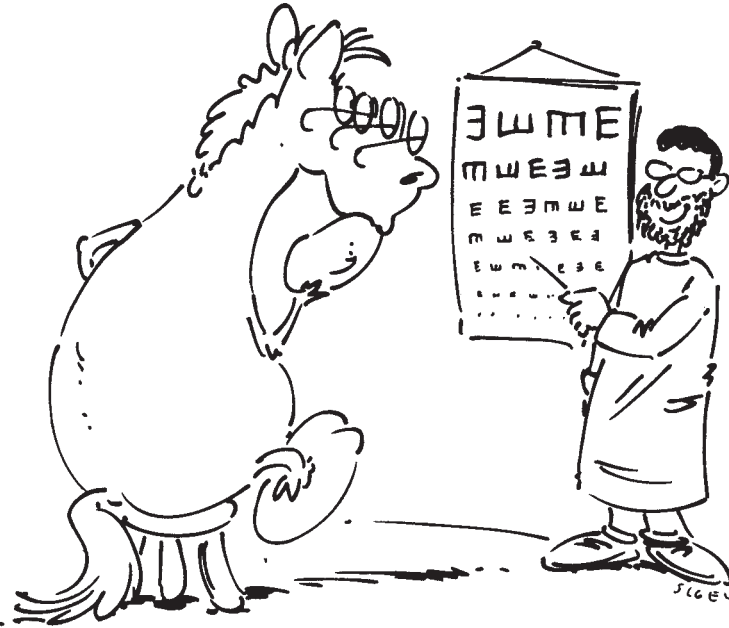
Thomas Bornhauser

PS: Falls Sie sich fragen, was «HiK» im Titel zu bedeuten hat: Ist nicht identisch mit «Hilfs-Korporal», sondern steht abkürzend für «Hahn im Korb».

Jerzy Grzkrnjewski möchte eine Parkbusse

«Sie» kennt man, ein gewisser Beat Neuenschwander hat «sie» seinerzeit für das heutige Radio Energy Bern produziert. «Sie», das sind die sogenannten Jux-Telefone, um mitverfolgen zu können, wie mehr oder weniger prominente Zeitgenossen auf ungewöhnliche Situationen reagieren. Amüsant und interessant sind nicht bloss die Ausstrahlungen, interessant sind vor allem jene Gespräche, deren Ausstrahlung untersagt – sprich: verboten – wird. Hier einige Kostproben von Beat Neuenschwander, der übrigens mit dem Schreibenden identisch ist.

«Mein Freund aus Warschau, Jerzy Grzkrnjewski, hat mit seinem Mietwagen unmittelbar hinter mir parkiert. Ich habe eine Busse erhalten, Jerzy nicht. Weshalb nicht? Wissen Sie, weil Jerzy Mitglied der Solidarnosc und solidarisch mit mir ist, möchte er jetzt ebenfalls eine Busse für sein Fehlverhalten. Was muss er tun? Kann er bei Ihnen vorbeikommen?» Die Stadtpolitesse ist ratlos. Falls sein Wagen nicht verkehrsbehindernd dagestanden, aber als Mietwagen (mit dem «V» auf der Nummernplakette) klar erkennbar gewesen sei, drücke man bei Touristen oftmals beide Augen zu. «Zudem», so die vorerst freundliche Frau (spas-seshalber?), «seien die Mietgebühren in der Schweiz für Autos derart hoch, dass eine Busse im Mietpreis fast drin liege». Soso. Als sich Beat Neuenschwander samt Telefon und verstecktem Tonband zu erkennen gibt, ist rassig fertig lustig, die spontane Ausdrucksweise der Impolitesse nicht einmal hier druckreif. Selbst betrunkene Damen aus dem «Horizontalen» pflegen vermutlich keinen derartigen Jargon. Mon Dieu! Vielleicht besser,



wird den Hörerinnen und Hörern die Ausstrahlung vorenthalten, Jugendfrei war das nicht.

«Ich heisse Beat Neuenschwander, bin 19 Jahre alt und sollte nächstes Jahr in die Rekrutenschule, will aber nicht, weil ich einen Gewissenskonflikt habe. In den Knast möchte ich aber auch nicht. Weil Ihr Land die Fahne für Freiheit und Gerechtigkeit hochhält, möchte ich Sie fragen, ob es möglich ist, bei Ihnen politisches Asyl zu erhalten?», bekommt erst einmal die überforderte Telefonistin der amerikanischen Botschaft in Bern zu hören. Sie verbindet. Mit der Konsularabteilung, wobei ich zuerst beim Kultur-Attaché auf dem Tisch lande (vorausgesetzt, sein Telefon stehe auf dem Pult). Der langen, langen Rede kurzer Sinn: Bevor ich nach insgesamt 17 Minuten (!) vom Generalkonsul himself den Tipp erhalte, «den UNO-Hochkommissar für das Flüchtlingswesen» (...) anzurufen, wird mir auf der Embassy zweimal der Hörer aufgelegt, worauf ich wieder von vorne bei der Telefonistin beginne («Hello, it's me again, Beat Neuenschwander!»). Insgesamt spreche ich mit

sieben Leuten, mit einigen sogar mehrmals. Auch hier: Das diplomatische «Njet!» aus der Presseabteilung für eine Ausstrahlung am Radio ist definitiv.

«Marcus Aurelius ist mir zugelaufen.» – «Wer, bitte schön, ist Marcus Aurelius?» – «Das ist Ihr Hund.» – «Unmöglich, ich habe keinen Hund.» – «Klar, logisch, das Tier ist zurzeit ja bei mir.» So fängt ein Gespräch mit einem Berner Mundart-Rocksänger an. Einem Sänger, der zusehends nervöser wird, als Beat Neuenschwander darauf besteht, einen ... Bernhardiner vorbeizubringen, weil jener, ohne Hundemarke umherstreunend, angeblich ein Medaillon trägt mit der Inschrift «Ich heisse Marcus Aurelius und gehöre... Undsoweiterundsofort». «Und die Telefonnummer stimmt ja auch, sonst hätte ich Sie ja nicht erreicht.» Dann wird dem Sänger kundgetan, Marcus Aurelius hätte bereits für 40 Franken Filet gegessen. Vollends die Rockröhre verschlägt es dem Mann, als er von Beat Neuenschwander für seinen Hit «Grüeni Banane» gewürdigt wird. «Das isch vom angere, vom Räber.» Bei der Auflösung des

Rätsels meint Dingsda nur ganz sec: «U itz? Isch das luschtig?» Ausstrahlen dürfen wir das Gespräch zwar, nicht aber für die erste der beiden Tonbandkassetten des Radios mit den lustigen Telefongesprächen verwenden.

«Einer meiner Klienten in Norddeutschland besitzt ein weltbekanntes Gestüt. Leider ist das hoffnungsvollste Springpferd extrem kurzsichtig; es läuft ständig auf die Hindernisse auf. Ich weiss, dass Sie die Kapazität auf dem Platz Bern sind. Können Sie uns Kontaktlinsen für das Pferd anfertigen?», heisst es bei einem stadtbekanntem Optiker. Der Mann weiss nicht, wie ihm geschieht. Als Beat Neuenschwander ihm dann noch vertraulichst sagt, der Gestütsbesitzer werde, sollte das Vorhaben gelingen, das Ross aus lauter Dankbarkeit auf den werbewirksamen Namen «Bern» taufen und der Stadtpräsident würde deshalb gerne helfen, im Erlacherhof eigenhändig Test-Hindernisse aufzubauen, damit wir sofort sehen könnten, ob die verschiedenen Kontaktlinsen-Typen taugen, da geht der Optiker ernsthaft auf die Anfrage ein. Gegen eine Ausstrahlung hat Herr Optiker spontan nichts. Erst zwei Tage später trifft ein Chargébrief des Optiker-Anwalts ein. Darin stellt er Forderungen, über die selbst das Pferd wiehern muss.

Thomas Bornhauser

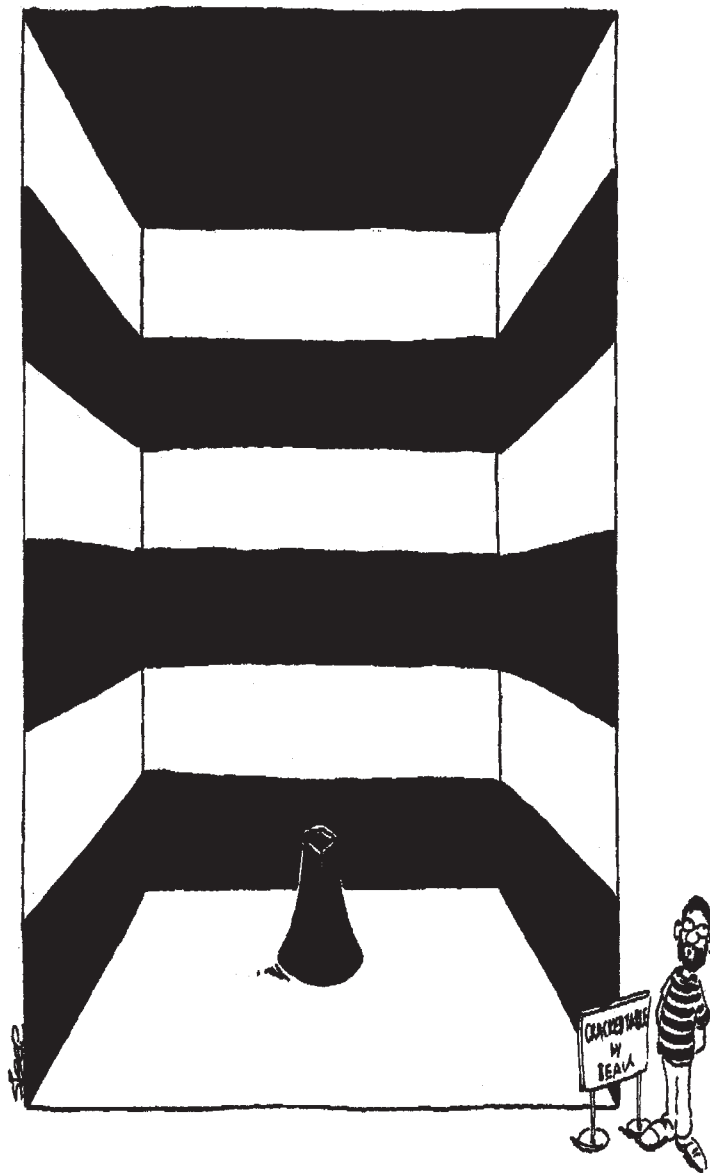
20/20

Seit dem 20. Juni gibt's die 20. und letzte «ultimative Ferienlektüre» mit Texten von Thomas Bornhauser und Karikaturen von Beat Sigel an allen Kundendienst-Schalter der Migros-Supermärkte gratis. Es het, solange's het. PD

Das Mystische entmystifizieren

Sind auch Sie beim Lesen von Kunstkritiken zeitweilig überfordert, können dem Autor bei seinen schöngestigen Quantensprüngen nicht mehr folgen? Keine Panik, Sie sind kein Einzelfall. Erstens beweist der Kritiker damit – auch wenn er selber nüt von der Sache verstanden hat –, wie Banales unter Umständen allein mit kopflastigen Sprüchen hochstilisiert werden kann, zweitens wird dem durchschnittlich strukturierten Leser (wichtig!) klargemacht, wie beschämend wenig er, der Leser, überhaupt von Kunst versteht und drittens, wie dankbar er, der Leser, im Grunde genommen sein sollte, dass es eine gewisse Kategorie von Kunstkritikern überhaupt gibt. Wirklich? Stimmt. Es war nicht mein Tag, neulich bei einem Apéro. Wie ich lässig an einen kleinen Tisch lehne, da geht jener zu Bruch und Bo zu Boden. Schallendes Gelächter. Resultat: Eine ausgerissene Tischplatte, ein einsam dastehender Trompetenständer aus Guss-eisen und sieben herumliegende Schrauben (die achte bleibt trotz intensiver Suche unauffindbar). «Sieht noch ganz poppig aus, dieser Trompetenständer», schallt Claudia Boess, Leiterin unseres Direktionssekretariats. «Du hast recht. Stell Dir vor, das Ding stünde allein im Hauptraum eines Museums für zeitgenössische Kunst. Sagen wir, vom sagenumwobenen und weltbekannten Künstler «Beau» selig dort installiert, oder zumindest von seinen Erben. Ein Événement wäre das! Vor allem aber eine Sternstunde für jeden Kunstkritiker.»

Tatsächlich: Schliessen Sie mal Ihre Augen und stellen Sie sich folgendes Bild vor: Eine Ausstellungshalle. Die vier Wände horizontal mit sich abwechselnden schwarzen und weissen Bahnen von 123 Zentimeter Breite bemalt, die Decke schwarz, der Boden uni weiss. Und darin die mit dem Boden farblich kontrastierende schwarze Eisenplastik von «Beau». Der «Zerborste-



ne Tisch», so der Werktitel des Kunstwerks, ist 72 Zentimeter hoch, schwarz, unten oval, oben quadratisch mit acht Bohrlöchern. Was glauben Sie, würde ein selbstgefälliger Kunstkritiker ob dieser Exposition zu Papier bringen? Der erste und, versprochen, letztmalige Versuch einer Bornhauserschen Kunstkritik sei hiermit gewagt.

«Die weltbekannte Plastik «Zerborstener Tisch» von Beau, erstmals überhaupt in Europa zu sehen, gehört jener Schaffensphase des Nonkonformisten an, von der sich Fachleute überzeugt geben, dass sie selbst Zeitgenössische Kunst wie Andy Warhol oder Roy Lichtenstein nachhaltig inspiriert hat: Besucherinnen und

Besucher finden sich mit dem «Zerborstener Tisch» gewissermassen im Vakuum des verlorenen Raums, mehr noch, es ist die Unerträglichkeit des Unwissens um die künstlerische Unfreiheit des Amerikaners, die aufwühlt, die keine Betrachterin, keinen Kenner avantgardistischer Kunst unberührt lassen kann, gerade weil Beau die mit seinem Werk gesuchte Auseinandersetzung einseitig vereinsamen lässt. Allein die konsequente Strenge der Farbfolge an den Wänden verdient eine eingehende Würdigung. Die farblich reziproken Horizontalen «über Kreuz» im Raum beweisen die angesprochene Unfreiheit des Künstlers, belegt die kommunikative Metamorphose

dieser Schaffensperiode. Mit der auferlegten Farbkombination schafft Beau den direkten Bezug zu Sein und Nichtsein. Meisterhaft deshalb die Weiterverwendung dieser beiden Farben an Decke und Boden, Himmel und Erde symbolisierend. Das Unerreichbare wird in Gesamtheitliches eingebunden.

Die unscheinbare Plastik selbst, im vorher beschriebenen Umfeld, ruft Beklemmung hervor. Deshalb uns Humphrey U. Lasalle, alias Beau, nur sieben von acht möglichen Verankerungseisen zeigt, wird der Kunstwelt für immer vorenthalten bleiben, ebenso die scheinbar zufällige Anordnung dieser Endlosgewinde auf der quadratischen Platte. Deutet Beau damit eine für den Kunstschaffenden geistig real existierende Spannung zwischen sich und dem Betrachter an? Niemand kann dies abschliessend beantworten. Gerade dieses Nichtwissen macht den «Zerborstener Tisch» zu einem kunsthistorischen Dokument seiner Zeit.

Den Rahmen jeder darstellenden Kunst sprengt Beau indes mit seinem epochalen Essay, die unabdingbar mit dem Sockel verbundene Tischplatte dem Publikum vorzuenthalten. Die Plastik, in Trompetenform und in unmissverständlichem Kontrast zu den Horizontalen an den Wänden, deutet zwar eine mögliche Form, nicht aber Grösse, Farbe oder gar Material des Ursprünglichen an. Es ist denn auch gerade die eigene innere Zerrissenheit des Betrachters, die das Werk auszeichnet.

Die Plastik kann noch bis Ende November besichtigt werden. Die frühzeitige Anmeldung zu einer kommentierten Führung (Montag bis Freitag, jeweils zu jeder vollen Stunde) empfiehlt sich. Literatur: «Cracked Table At The Museum of Modern Art New York», Bildband, 296 Seiten mit einer Würdigung von Frank Lloyd Wright zum Preis von 398 Franken.» *Thomas Bornhauser*

Wir wollen nur Ihr Bestes!

Ist zwar schon einige Jahre her, dieses Intermezzo, aber schmunzeln lässt sich heute noch darüber.

Keine Ahnung, wer die Glanzidee hatte, aber eines Tages bekam ich doch tatsächlich die Anfrage, vor hochdotierten Bankiers einen Vortrag zu halten. Und wie es sich für diese Kreise gehört, fand ihre Versammlung nicht etwa in einem «hundsgewöhnlichen» Sitzungszimmer eines Landgasthofs oder in einer verrauchten Beiz statt, sondern zu Zürich in einem Zunfthaus. Zur Saffran? Zur Meisen? Möglich, den Namen der Lokalität habe ich vergessen. Isch ja o nid eso wahnsinnig wichtig.

Thema des Referats: «Wie nimmt «der Mann der Strasse» die Bankenwelt wahr?» Nun ja, an sich hätte ich ja eine Stange TNT mitnehmen und den Leuten damit ein bisschen Angst machen können, aber schliesslich hat man Comment, zumindest in solchen Situationen. Ich also – nota bene, dem Thema entsprechend – mit Jeans, T-Shirt und Turnschuhen ins Zunfthaus. Eine Empfangsdame schätzt mich – Kleider machen bekanntlich Leute – vermutlich als einen Ausläufer ein, ohne Zutrittsberechtigung. Erst beim Vorzeigen eines Ausweises mit Hinweis auf den nächsten hochkarätigen (...) Referenten lässt sie mich gewähren und begleitet mich zum Konferenzzimmer. Ein lockeres Spässchen meinerseits unterwegs mag ihr überhaupt nicht gefallen. Eh ja, wo sind wir denn? Beim Eintreten ist mein Vorredner noch am Parlieren, ich setze mich auf einen Stuhl, unter den kritischen und fragenden Argusaugen vieler Anwesender (mit Ausnahme jenes Bankiers, der mich aufgeboten hat). Zehn Minuten später bin ich an der Reihe. «Mein Herren» (Damen sind nämlich keine anwesend), so der Gastgeber, «es ist mir eine besondere Freude, Ihnen den nächsten

Referenten vorzustellen, Thomas Bornhauser aus der Migros. Ich denke, Sie werden sich nicht langweilen.»

Irrtum vorbehalten war es Kurt Tucholsky, der einmal bemerkt hat, dass man bei einem Vortrag zum Vornherein bedenkenlos sowohl den ersten als auch den letzten Abschnitt ersatzlos streichen kann, weil belangloses Blabla. Stimmt. Ich also sofort in medias res: «Tschou zäme!». Einige Herren glauben ihren Ohren nicht zu trauen, andere wiederum reiben sich verwundert die Augen. Noch bevor ein «Sälu du» zurückkommt, stehe ich vor dem ersten der dezent grau gekleideten Herren: «Säg emau, was erwartisch du vo mym Vortrag?» So wie es scheint, erwartet der Mann gar nichts – oder dann hat es ihm die Sprache verschlagen. Versuchen wir es also beim Bankier zur Rechten: «Und du, was erwartisch du vo mir?» Auch keine Reaktion. Immerhin zieht der dritte Befragte vom Stapel: «E chly sehr aabidernd, wie dir dass itz machet...» – «Guet myner Herre, sehr guet! <Aabidernd»

isch s'richtige Stichwort – genau eso aabidernd chöme mir nämlich d'Banke vor, mit ihrer, mit Eurer Wärbig.» Mit diesen Worten schreite ich zurück zum Rednerpult und lege eine Folie auf. (Sie merken: Wir befinden uns hier und heute in der Zeit vor der Powerpoint-Präsentation...)

Weil sich noch Romands in der illustren Runde befinden, fahre ich in schriftdeutscher Sprache fort. «Meine Herren! Wäre ich für Ihre Werbung verantwortlich, ich würde Ihnen folgenden Slogan vorschlagen...» Es erscheint der folgende Text: Die Schweizer Banken. Wir wollen nur Ihr Bestes. Mit scheint, dass im Zunftzimmer eine wohlwollende Zustimmung zu dieser Aussage vorhanden ist. Dann blende ich meine Konklusion ein: Ihr Geld. Hoppla! Plötzlich ist auf dem einen oder anderen Gesicht ein Schmunzeln zu erkennen, erst recht, als ich auf das – mir vorgegebene! – Thema hinweise. «Meine Herren, wie glauben Sie, sieht Sie der einfache Mann von der Strasse, in Ihren Marmorenhallen am Paradeplatz? Wissen

Sie es nicht oder wollen Sie die Wahrheit gar nicht erst hören?» (Weitere Zwischenbemerkung des Schreibenden: Wie gesagt, dieser Vortrag fand vor Jahren bereits statt, an Aktualität hat er noch nichts verloren, die Herren Ospel + Grübel + Wuffli + Lehman-Brothers – Gruss an die CS! – scheinen in dieser Beziehung zeitlose Geister zu sein.)

Im Laufe des Vortrages löst sich die bewusst aufgebaute Spannung allmählich, das Eis schmilzt förmlich dahin. Zum Schluss kommt meine Empfehlung einer Bankenwerbung: Die Schweizer Banken. Wir sprechen Ihre Sprache. Sie, liebe Leserinnen und Leser, werden selber beurteilen können, ob das heute zutrifft. Höhepunkt des Tages war für mich jedenfalls beim Zmittag – ich noch immer in T-Shirt und Jeans unter vielen Grauen – die ernst gemeinte Frage zweier Anwesender: «Kann man Sie für Vorträge engagieren?» Ich habe das durchaus als Kompliment aufgefasst.

Thomas Bornhauser

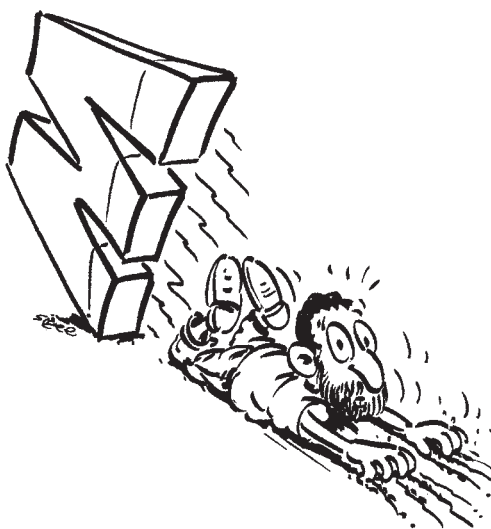


«Ich, zur Migros? Dass ich nicht lache... Nie!»

Sie wissen es: Ich habe das unverschämte Glück, bei der Migros Aare in Schönbühl einen absoluten Traumjob ausüben zu dürfen. Viele Leute beneiden mich – zu Recht – darum. Und viele haben (sich) schon gefragt, wie ich es denn seinerzeit geschafft habe, mir ausgerechnet diesen begehrten Stuhl unters Fudi zu reissen. Nun, das ist eine Story für sich. Ich flüstere Ihnen was: Eigentlich bin ich ja der total falsche Stelleninhaber. Denn: Weder war ich gefragt, noch wollte ich überhaupt. Und so ergab es sich halt.

Wir schreiben den Sommer 1985. Zusammen mit Generalsekretär Hans Schneider, Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter arbeite ich in der PR-Abteilung der Suchard-Tobler. Mir stinkt es zu dieser Zeit fürchterlich, aber das hat gar nichts mit dem Duft der Schoggi zu tun, die allgegenwärtig um uns herum ist, sondern viel eher mit den neuen Hausherrn rund um Kaffeebaron Klaus Jacobs (das ist der mit der «Krönung», der Jahre später die ganze Firma samt Toblerone freundlicherweise den Amerikanern von Philip Morris vertschutten wird), die sich alles andere als freundlich benehmen. Aber lassen wir das. Temps passés.

«Schau mal, was ich erhalten habe», kommt Hans Schneider eines Tages daher. In der Hand hält er den Brief einer Zürcher Agentur, die «im Auftrag eines bedeutenden Unternehmens im Bereich Lebensmittel im Grossraum Bern» einen PR-Leiter sucht. Très intéressant. Ich will nicht, dass Hans merkt, dass mich die Sache interessiert, also behalte ich nur husch den Absender im Kopf. «Wer das wohl sein mag?», fragt er mich. «Keine Ahnung, wird schon nichts Weltbewegendes sein», bekommt er zur Antwort. Die Agentur hat es sich im Übrigen bei ihrer Kopffjägerei relativ bequem gemacht und einfach aus dem Berufsregister alle



diplomierten PR-Leiter des Kantons angeschrieben. Bo gehört nicht zu dieser erlauchten Gilde.

Keine fünf Minuten später sitze ich in meinem riesigen Büro mit Blick über den Neuenburgersee und schreibe der Zürcher Agentur einen Zweizeiler, ohne dass ich weitere Unterlagen beilegen würde: «Wie ich höre, suchen Sie im Grossraum Bern für einen Kunden im Bereich Lebensmittel einen PR-Leiter. Ich meine, es wäre ein Fehler, nicht mit mir zu sprechen.» Sicher, Sie haben durchaus recht: Mangelndes Selbstvertrauen kann man mir nun weiss Gott nicht vorwerfen.

Drei Tage später kommt ein Anruf aus Bern-Ost: «Herr Bornhauser, wir haben von Ihnen einen doch eher ungewöhnlichen Bewerbungsbrief erhalten. Können wir uns einmal sehen?» – «Sicher können wir das. Wer ist denn Ihr Auftraggeber?» – «Herr Bornhauser, bitte haben Sie dafür Verständnis, dass ich Ihnen das erst persönlich in Zürich sagen kann, das ist am Telefon nicht Usus.» – «Herr Marxer, Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich nach Zürich reisen werde, ohne zu wissen wofür...» Herr Marxer versteht das, wie er sagt, «sehr gut», will mir seinen Kunden trotzdem nicht nennen. Konsequenz, wie ich nun mal sein kann, reise ich einige Tage später im Unwissen nach Zürich. Vorher

bekommt Herr Marxer noch meinen Lebenslauf zugestellt.

Herr Marxers Büro ähnelt einem tropischen Garten – entsprechend schwül ist es. «Nun, Herr Bornhauser, wie ich Ihren Unterlagen entnehme, haben Sie keine Ausbildung als PR-Assistent oder gar als PR-Leiter absolviert. Weshalb halten Sie sich dennoch für befähigt, die Stelle anzutreten?» – «Ach, wissen Sie, Herr Marxer, PR kann man nur zu 49% erlernen.» – «Aha, und Sie glauben, dass Sie mit 51% Know-how ein guter PR-Mann sind?» Paff, da Spruch sitzt, 1:0 für e Marxer. Themenwechsel. «Sagen Sie, wer ist überhaupt dieses Unternehmen im Grossraum Bern?» – «Es ist die Migros.» – «Ha! Dass ich nicht lache... Die Migros! Hiermit können wir unser Gespräch gleich abbrechen. Gehen wir doch ein Bier trinken, Herr Marxer, ich werde nie und nimmer zur Migros gehen. Forget it. Nie.»

Dazu müssen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, natürlich Folgendes wissen: Für einen Markenartikler, einen Suchard-Tobler-Mann, Ausgabe 1985, ist die Migros des Teufels, wenn nicht noch schlimmer. Die Migros gar als Arbeitgeberin? Undenkbar. Geits no? Der Anti-M-Reflex führt in jener Zeit sogar dazu, dass ich meine damalige Freundin und heutige Ehefrau solo einkaufen lasse, weil

sie selber keinen M-Schaden hat: «Chasch elei dört ine, ig warte dusse.»

Zurück aber zu Marxers. Irgendwie überredet mich der Mann doch dazu, zumindest ein Gespräch mit Peter Everts, dem damaligen Chef der Migros Bern, zu führen. Und so verirre ich mich im Spätsommer 1985 nach Schönbühl, schön artig, mit Krawatte und Anzug und so, obwohl das überhaupt nicht zu mir passt, aber schliesslich will man ja nicht den Eindruck eines Schlufis provozieren. Doch, doch, das scheint ein ganz vernünftiger Zeitgenosse zu sein, dieser Peter Everts. Wie sich herausstellt, interessieren sich andere wirklich für den Job, sodass «man» noch mit den anderen Kandidaten sprechen will. Vier Wochen später muss ich nochmals im Shoppy antreten, dieses Mal allerdings ohne Veston und Krawatte, schliesslich würde ich später eh so und nicht anders daherkommen. Aber eben; die Migros kommt für mich als Arbeitgeberin ja überhaupt nicht in Frage.

Den Rest der Geschichte können Sie sich ja selber ausmalen. Jedenfalls habe ich am 1. Februar 1986 mit der Arbeit in Schönbühl begonnen. Wie bitte? Ihnen kommen auch die Namen Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter bekannt vor, die zu Beginn genannt wurden? Gopf, hätte ich ja beinahe vergessen: Im Laufe der letzten zehn Jahre haben auch sie die Seiten gewechselt und sind bei mir in der Abteilung gelandet. Und so hocken wir heute inmitten vieler anderer. In dieser Abteilung, die sich abgekürzt K+K nennt, aber nichts mit «kaiserlich königlich» zu tun hat, sondern vielmehr mit Kommunikation+Kulturelles. Weshalb die beiden Kolleginnen auch nach Schönbühl gewechselt haben? Nun, an mir kann es kaum liegen. Muss mit dem Mythos «M» zu tun haben. *Thomas Bornhauser*

Kundenbindung. *Günaydın!*



«Woher Du kommen? Deutschland?» Ich verneine. «Holland?» Nobis. «Österreich?» Falsch. «Aus Schweiz?» Im vierten Anlauf hat Dogan den Nagel auf den Kopf getroffen. «Zürich? Basel? Bern, Thun?» Nein, das wäre dann doch zu einfach, mich als Berner zu outen. «Weinfelden.» – «Weinfelden?» – «Ja, Weinfelden.» Dogan will wissen, wo denn Weinfelden liegt. «Nahe Frauenfeld, Winterthur.» – «Ich war schon Winterthur, ich habe Kollegen aus Winterthur! Hatschi, er arbeiten bei Sulzer. Du kennen?»

Ich hätte wohl ebenso gut Liechtenstein oder den Vatikan als Wohnort nennen können, Dogan würde dort sicher jemanden kennen. Johannes Adam Ferdinand Alois Josef Maria Marko d'Aviano Pius von und zu Liechtenstein, vielleicht. Oder Herrn Ratzinger. Weiss der Teufel (Oops, nüt für unguet, Herr Ratzinger!), wie die Türken angeblich Gott-und-die-ganze-Welt zu kennen scheinen, aber der Trick funktioniert.

Das ist bei allen Türken (nicht nur) in der Südtürkei so, die den Touris etwas verkaufen wollen. In Antalya. Oder Belek. In Side oder Kumköy. Diese spontane

K o n -
taktnahme –
nichts von «Anmache» – ist nur der erste Akt, einem unbekanntem aber potenziellen Kunden etwas zu verkaufen. Meistens Original-Replicas von IWC, Louis Vuitton, Lacoste oder Ed Hardy. Und selbst die Chance, dass Sie mit einem (nachgesandten) Teppich nach Hause fliegen, liegt durchaus im Bereich des Möglichen. Wer sich für Kundenbindung ohne Cumulus oder Supercard interessiert, der/die sollte unbedingt Nachhilfestunden bei Dogan & Co. nehmen. Im Moment, da der Augenkontakt hergestellt ist, gibt es für den Verkäufer nämlich nur noch den Röhrenblick, die totale Fokussierung auf den Kunden (noch lieber aber auf die Kundin). Der Vergleich mit der Schlange, die das Kaninchen hypnotisiert, liegt dabei auf der Hand.

Die ganze Lebensschule an gemachter Erfahrungen mit Kunden

wird in
den näch-
sten Minuten in konzentrierter Form ausgespielt. «Möchte Ihre Begleiterin gerne sitzen?» (eine Begleiterin, die natürlich «charmant» ist und «viel jünger aussieht»), «Darf ich Ihnen einen Tee servieren lassen?», «Nein, ich will Ihnen nicht in erster Linie etwas verkaufen, sondern Ihnen nur zeigen, was wir im Angebot haben», «Es ist schön, auch einmal jemanden aus Weinfelden hier zu haben. Gibt es diese wunderbare Confiserie Vollenweider in Winterthur noch immer?» Undsowweiterundsofort.

Verkaufsunterstützend ist auch der Raki, den man in vielen Geschäften «unbedingt» kennenlernen muss, «wenn schon hier in der Türkei». Dieser aus Weintrauben oder Rosinen gebrannter Anisée mit Anissamen ist zwar gewöhnungsbedürftig, aber nach dem dritten Gläschen schmeckt er immer besser, zum

Schluss, wenn auf die türkisch-schweizerische Freundschaft angestossen wird, versteht der Kunde Türkisch schon fast fließend...

Sie schmunzeln? Ich auch, wenn ich an diverse dieser Episoden zurückdenke. Und ich stelle mir vor, wie es denn wäre, ich würde als Kunde in der Schweiz ähnlich angepeilt, immer mit dem Gefühl, ein Gast zu sein, kein gewöhnlicher Kunde, der mit seinem Anliegen womöglich jemanden stört. Klar, nicht an der Supermarktkasse. Und logisch nicht mit einem Kirsch, wenn ich mich bei der micasa nach Möbeln umschaue. Aber dieses «sich auf den einzelnen Kunden fokussieren», das imponiert mir, so fremd es mir auch vorkommt. Und ich überlege gerade, wann denn ein Verkäufer mich das letzte Mal gezielt mit Fragen angesprochen hat? Mit gezielten Fragen, die weit über das «Chan ig euch hälfe?» hinausgehen, sondern Interesse an meinem Bedürfnis beweisen. Wenn isch das äch gsi? «Guete Tag!» heisst es bei uns, «Günaydın!» in der Türkei. Sogar das hat mir Dogan beigebracht.

Meine chaotisch kranke Kasse

Alles jammert über die steigenden Gesundheitskosten in der Schweiz. Das wirklich Dumme daran: Niemand hat ein Interesse daran, dass sich das ändert. Die Forschung nicht, die Pharma nicht, die Spitäler nicht, die Ärzte nicht, die Labore nicht, die Krankenkassen nicht und die Versicherten erst recht nicht. Denn, Hand aufs Herz: Würden Sie zusätzliche Untersuchungen oder teurere Medikamente ablehnen, wenn Sie schon so hohe Prämien bezahlen? Eben. Die Katze beisst sich in den Schwanz. Miau.

Wenn ich mich richtig erinnere, dann begann das Gschtürm mit/ in unserem Krankheitswesen nach einer – selbstverständlich politisch motivierten! – Abstimmung am 4. Dezember 1994, als uns eine Bundesrätin die vielen, vielen Vorteile des neuen Krankenversicherungsgesetzes KVG dargelegt hat. Zwei der Hauptziele: «Es soll eine qualitativ hochstehende, aber für alle finanziell tragbare medizinische Versorgung sichergestellt werden.» Und (guet ufpass!): «Kosteneindämmende Wettbewerbsmechanismen in einem ordnungspolitischen Rahmen sollen zu einer massvollen Kostenentwicklung beitragen.» Die Vorlage wurde mit dem überwältigenden Mehr von 51,8% Ja-Stimmen vom Schweizer Stimmvolk angenommen und am 1. Januar 1996 in Kraft gesetzt. Die Bundesrätin ist längst nicht mehr im Amt. Nach mir die Sintflut.

Genauso, wie unsere Politiker die Kostenexplosion im kranken Gesundheitswesen nicht in den Griff bekommen (Stimmt! Wenn es bloss das wäre...), so hat auch meine Krankenkasse ein Problem. Welches, das kann ich nicht diagnostizieren, weil kein Me-



diziner, einzig das Ergebnis ist ein Desaster. Ich lasse Sie gerne teilhaben: Soweit ich mich erinnern kann, bin ich seit Geburt bei der gleichen Krankenkasse versichert. Gloub ig emu. Nadisna kamen meine Frau, später auch die Kinder dazu. Wie schnell die Zeit vergeht, merkt man(n) daran, wenn plötzlich Fräulein Tochter aus dem gemeinsamen Haushalt auszieht. Wie bei uns, allerdings schon vor einiger Zeit. Und das wiederum war gleichbedeutend mit Austritt aus unserer Familien- und den Eintritt in eine Einzelversicherung, bei der gleichen Kasse. Ihre administrativen «Forderung» an die Firma: Eine monatliche Rechnung. Das war alles.

Das war alles? Chasch danke, denn es war mehr die Regel als die Ausnahme, dass unsere Tochter nach wie vor auf unserer Familienprämie auftauchte (worüber sie sich natürlich gefreut hat). War dieses Kapitel dann irgendwann geschlossen, ging es mit der quartalsweisen Verrechnung bei unserer Tochter weiter. Ich weiss nicht, wie oft sie mit der kranken Kasse telefoniert und es dennoch nicht geklappt hat.

Irgendwann kam von ihr einmal der Spruch: «Ig gloub, dä Siegethaler*, dä gits gar nid. Är isch nie da, u zrügglüüte tuet är o nid.» Herr Siegethaler als digitale Wachsfigur?

Es kam später die Zeit, da unser Herr Sohn in die Rekrutenschule einrücken musste. Das Überraschendste dabei: Entgegen unser aller (und seiner) Erwartungen machte er weiter und weiter und weiter und weiter. Nonstop. Heute verdient er den Lefti «ab». Prämientechnisch heisst das: Während seiner ganzen Dienstzeit – fast 1½ Jahre – übernimmt Vater Staat die Grundversicherung. Aber erklären Sie das mal einer Krankenkasse. Ha! Eher lernt eine Simmentaler-Kuh Klavier spielen. Ich will Sie gar nicht mit Details langweilen, aber was wir diesbezüglich an administrativen Tieffliegern erlebt haben, das übertrifft «Krieg und Frieden» bei Weitem, frei nach Leo Tolstoi. Höhepunkt unserer «Kommunikation» war jener Zeitpunkt, da mich Flückiger* (bisher unbekannt) im Auftrag vom Meierhans* (dito) kontaktierte, er vermisse einen bestimmten Marschbefehl. «Fra-

gen Sie doch bitte bei Siegethaler* nach, er hat ihn. Sagen Sie, reden Sie überhaupt miteinander, in der Abteilung?» Die Frage blieb unbeantwortet.

Und dann die Sache mit der Anapen-Spritze, die ich gegen mögliche Wespenstiche benötige, weil neuerdings allergisch. Kostet 90 Franken, läuft dennoch nach einem Jahr ab, sodass ich die nicht mehr benötigte Spritze in der Apotheke umtausche (September 2011). Quittung an die Krankenkasse. Umgehend kommt ein Brief (zuständig Marthaler*, unterschrieben von Hilfiker*), ich müsse zwingend ein Arztrezept vorweisen. Im Wissen, dass das bei allen Kassen so ist: Meine Damen und Herren, wie um Himmels-gotteswillen wollen wir jemals die Kosten unseres Gesundheitswesens in den Griff bekommen, wenn man der allseits beliebten guten Ordnung immer zum Arzt muss, obwohl die Kasse im Besitz des ersten Rezepts (Juli 2010) ist? Gopferdeli.

Nochmals husch zu Patrick. Der musste auf Geheiss des Militärarztes vor ungefähr sechs Monaten ins Spital, zur Blutuntersuchung. Seit Monaten kommt die Spitalrechnung über 50 Franken zu uns, seit Monaten geht sie retour, mit der Bitte, die Armee zu belasten. Gut möglich, dass ich ein einfaches Gemüt bin, was Administratives angeht, aber reine Beschäftigungstherapie lag mir noch nie. Übrigens, gute Frage! Weshalb ich nicht die Krankenkasse wechsele, bei diesem Tohuwabohu? Ganz einfach: Ihre Leistungen stehen im krassen Gegensatz zur Administration.

Thomas Bornhauser

*Alle Personennamen geändert.

Sparen. Koste es, was es wolle.

Keine Angst, liebe Unternehmensberater, liebe Consultants, liebe Betriebs- und Kostenoptimierer, von Ihnen ist nicht die Schreibe. Es geht hier ums Einkaufen im Internet, das immer beliebter wird. «Im Internet isch es eso viel billiger, da bisch ja blöd, wenn no is Fachgeschäft geisch!» ist immer wieder zu hören, so dass man sich als Kunde beim Spezialisten wie ein Löli vorkommen muss.

Nur eben: Dieser Spruch erinnert mich verdächtig an die vielen Geschichten über erfolgreiche Schweizer Auswanderer in die USA, die es vom Tellerwäscher zum Multimillionär gebracht haben. Sexy, nicht wahr? Zu dumm nur, dass es diesbezüglich auch ebenso viele weniger schöne Stories gibt, von denen aber nie die Rede ist.

Reden wir heute von den Reisen, die Herr und Frau Schweizer direkt bei den Airlines, den Autovermietern oder den Hotels buchen. Gut möglich, dass man hier sparen kann. Die Frage sei aber erlaubt: Was passiert, wenn etwas schief läuft und man später im Ausland auf sich allein gestellt ist, keine Anlaufstelle in der Schweiz hat? Ein kleiner Reisebericht.

Kürzlich haben wir aus guten Erfahrungen heraus Ferien gebucht, wieder bei Hotelplan in Bümpliz, der uns nach eingehender Beratung ein Arrangement bei TUI vermittelt hat. In der SBB nach Kloten belausche ich (aber, aber!) ein Gespräch einiger Reisender. Einer brüstet sich damit, via Internet weitaus günstiger als alle anderen gebucht zu haben. Als die Fragen dann in die Tiefe gehen – Annullationskostenversicherung, Flughafentaxen, Transfers, Betreuung, Vollpension oder Allinclusive –, wird der Mann



Übernachten am Flughafen ist nicht unbedingt das Wahre...

Foto: Thomas Bornhauser

plötzlich immer kleinlauter. Am Flughafen muss ich mir wegen einer kurzfristigen Änderung unseres Arrangements neue Dokumente am TUI-Schalter abholen. Obwohl die Umbuchung erst am Vortag stattgefunden hat, ist alles parat. Kostenfrei.

Die neuen Kisten am Airport zum Self-Check-In können mich nicht begeistern, vor allem dann nicht, wenn der nächste Flughafen nicht das endgültige Ziel, sondern nur zum Umsteigen benutzt wird und der einzugebende Code auf den Unterlagen gar nicht ersichtlich ist. Aber wozu gibt es Spezialisten sur place, die Unbegabte wie mich unterstützen? «Mister Swiss» macht das mit grossartiger Routine. Jedenfalls bis zum Moment, da er feststellt, dass unsere beiden Sitze nicht neben-, sondern hintereinander sind. «Kein Problem, das haben wir gleich.» Er drückt ein paar Knöpfe, bis zum sprichwörtlichen Geht-nicht-mehr. Der Kasten streikt, nichts kommt heraus. TILT. «Gehen Sie bitte zum Help-Schalter, da hilft man Ihnen gerne weiter.» Ich tue wie befohlen und halte am besagten Schalter die Wartenden hinter mir auf, weil der Computer nun gar nichts mehr finden kann. Nach einer Weile scheint jedoch

alles paletti. «Und wenn Sie vor dem Weiterflug in Frankfurt Probleme haben, gehen Sie einfach bei TUI oder der Airline vorbei», wird uns auf den Weg gegeben.

Flughafen Frankfurt. Ohne mich mit einer Behauptung zu versündigen, dünkt er mich eine Spur grösser als Belpmoos. Item. Wir zum Schalter der Airline für die nächsten Boardingkarten. Fehl-anzeige. Unsere Buchung erscheint nicht, wenigstens nicht in der gewünschten Form, «Mister Swiss» sei dank. Die (sehr zuvorkommende) Mitarbeiterin der Condor muss deshalb einige Male telefonieren, auch mit TUI, mit zum Schluss perfektem Resultat. Was aber, hätten wir nicht bei einem Reiseveranstalter gebucht? Ich mag gar nicht daran denken.

Als wir in der Maschine sitzen, herrscht Ferienfreude pur. Bis zum Moment, da sich der Captain meldet, mit «Meine Damen und Herren, wir haben ein Problem mit der Frachttüre, die sich nicht schliessen lässt. Unsere Techniker arbeiten an einer Lösung.» Eine Stunde später: Alles wieder aussteigen, der Flug wird auf den nächsten Morgen verschoben. In-

teressant ist dabei, dass keiner der ungefähr 250 Passagiere motzt. Was die Condor und das Hotel danach zustande bringen, das ist – deutsche Gründlichkeit – Guinness-Buch-der-Rekorde würdig: Nach etwas mehr als einer Stunde sind alle Leute im Steigenberger Hotel eingekcheckt, ohne grosse Bürokratie (wenn auch ohne Koffer), bereits zwei Stunden später steht den 250 Leuten ein kaltes und warmes Buffet zur Verfügung, von dem das Hotel drei Stunden zuvor noch nichts gewusst hat. Respekt, Hut ab.

Am frühen nächsten Morgen klappt auch der Transfer zum Flughafen reibungslos. Dort wiederum sind viele übermüdete Leute zu sehen, die die Nacht am Airport verbringen mussten, weil «gestrandet» und unbetreut, aus welchen Gründen auch immer. Einige davon – da bin ich mir fast sicher – haben bestimmt billig im Internet gebucht.

Thomas Bornhauser

Übrigens: Der Rest unserer Ferien war absolut problemlos, weil auch immer eine Ansprechperson mit guten Tipps zu Rate gezogen werden konnte.

Die Berner Justiz als eine Art Spielcasino ...

Diese Kurzgeschichte ist ein Paradebeispiel dafür, wie ein kleiner Zwischenfall – an sich kaum der Rede wert – zur deftigen Realsatire ausarten kann. Alles, was es dazu braucht, ist die gütige Mithilfe amtlicher Stellen.

Damit wir uns gleich richtig verstehen: Ja, ich habe meinen Wagen falsch parkiert. Ja, ich habe zu Recht eine Busse erhalten. Ja, ich akzeptiere sie auch. Tatort: Stadion Neufeld in Bern. Weil sämtliche Parkplätze entlang der Bremgartenstrasse besetzt sind, stelle ich meinen Wagen – wie auch andere – auf einen Rasenstreifen vor einer Betonwand unmittelbar neben dem Stadioneingang. Suuber und glatt sind alle unsere Autos nach Ende des Juniorenspiels mit kleinen Zetteln bestückt, ausgestellt von einem Beamten des lokalen Polizeipostens. Letzterer im von argen Finanzproblemen gebeutelten Parkhaus Neufeld untergebracht (aber das ist eine andere Story ...). Nun denn. Auf dem Zettel steht, dass sich der Strafanzeige – das wäre dann ich – «innert 24 Stunden» auf dem Posten melden soll. Persönlich oder telefonisch. Ich ziehe Variante 2 vor.

Weil Sonntag, werden die Anrufe umgeleitet, in die Zentrale der Stapo Bern. Dort nimmt der diensttuende Beamte ab, Herr Rufener. Ich erzähle ihm den Grund des Anrufes. «Wer hat den Zettel unterschrieben?», will er wissen. Schon komme ich ins Rotieren: «Ich kann die Unterschrift nicht lesen. Die zweite Hälfte heisst <...mann>, aber die ersten paar Buchstaben sind nicht entzifferbar.» Herr Rufener – ein wirklich Feiner, ein echter Freund und Helfer, und das ist nicht ironisch gemeint! – versucht mir zu helfen: «Vor dem Namen stehen vier Zahlen. Können Sie mir diese sagen?» Nein, kann ich leider auch nicht, auch diese sind kaum lesbar. Herr Rufener schlägt deshalb vor, dass ich am Mon-

tag nochmals anrufe. Mache ich doch glatt.

Am Montag dann die gleiche Übung nochmals – mit einem anderen (aber ebenfalls sehr freundlichen) Polizisten, dessen Name mir zwischenzeitlich entfallen ist. «Wer hat unterschrieben?» – «Sorry, ich habe gestern bereits Herrn Rufener gesagt, dass ich es nicht lesen kann. Öppis mit <...mann> am Schluss. Aeschlimann? Grubenmann? Bodenmann? Ich weiss es wirklich nicht. Und die vier Zahlen kann ich auch nicht entziffern.» Auch dieser Polizist gibt sich Mühe, die Hieroglyphen per Fernbehandlung zu entziffern. Nach ungefähr drei, vier Minuten haben wir den Kollegen auf sicher: Zimmermann! (Familiename vom Autor geändert.) Weil Zimmermann jedoch nicht erreichbar ist, erklärt mir mein Telefonpartner direkt, worum's hier geht: Keine normale Busse im ordentlichen Bussenverfahren, sondern Strafanzeige, Richter, Busse, Strafregister und soweiterundsofort. Ich erhalte automatisch Bescheid, vom Untersuchungsrichter.

Eine Woche später (!) ruft Zimmermann an. «Sie wollten mich sprechen?» – «Ja, sicher, aber das war vor einer Woche.» – «Ich habe noch anderes zu tun!» (Schau, schau, wer hätte das gedacht?) «Herr Zimmermann, ich weiss Bescheid, wegen der Busse, das hat sich erledigt. Aber wenn ich Sie schon am Telefon habe: Unterschreiben Sie doch bitte das nächste Mal leserlich, wenn Sie Bussenzettel ausstellen.» – «Weshalb denn das?» – «Weil ich Ihre Unterschrift nicht lesen konnte.» – «Eine Unterschrift ist nicht dazu da, dass man sie lesen kann!» (sic!) – «Herr Zimmermann, da sind Ihre Kollegen aber anderer Ansicht. Das Erste, was ich beide Male gefragt wurde, war, wer denn unterschrieben hätte?» Zimmermann sagt mir deutsch und deutlich, dass er sich



mit mir nicht weiter unterhalten mag («Ich habe das nicht nötig»), und beendet das Gespräch. Geits no? Doch nicht so.

Als amtierender Pressesprecher kennt man zufälligerweise seinesgleichen – also rufe ich Beat Gross bei der Stapo an. Er bekommt meine Zimmermann-Story beschrieben: «Weisst du, Beat, mir geht es überhaupt nicht um die Busse, die habe ich zu Recht eingekauft, die Art und Weise von Zimmermann jedoch, mit der habe ich meine liebe Mühe. Aber nach diesem Gespräch mit dir ist der Fall für mich erledigt.» Für Beat Gross offenbar nicht. Bereits am nächsten Morgen erhalte ich einen Anruf. Am anderen Ende ein Hochanständiger: «Hier ist Zimmermann. Ist es möglich, dass wir beide gestern miteinander gesprochen haben?» Es ist. Zum Schluss ist die grosse Veröhnung angesagt.

Knapp vier Wochen später kommt der eingeschriebene Bescheid des Richteramts 2 Bern-Mittelland. Darin steht, dass ich (Sie erinnern sich, nicht wahr? Es geht «lediglich» um ein falsch parkiertes Auto) gemäss Art. 87, 262 ff und 385 f StrV, Art. 48, 49 und 63 StGB sowie Art. 43/2, 90/1, 105/1, 106/2/3, 13. Kant. G über Strassenverkehr; 3, 8V über Verwendung von Motorfahrzeugen vom Angezeigten zum Verurteilten mutiere, allerdings «ohne Eintrag ins Strafregister».

Schwein gehabt. Die 100 Franken Busse und 60 Stutz Gebühr kann ich allerdings noch immer nicht bezahlen, ich muss «warten, bis die Rechnung zugestellt wird». Dafür erhalte ich bereits Hinweise über spätere Zahlungsmodalitäten wie Ratenzahlungen. Merke: Weshalb einfach, zeit- und geldsparend, wenn es durchaus auch kompliziert geht, offenbar im Sinne der behördlichen Arbeitsbeschaffung?

Die vorläufige Schwanzfeder der Story: Reto, der neben mir 1:1 falsch parkiert hat, kriegt für das gleiche Vergehen zwei Wochen später (!) eine Busse über 60 Franken, mit 40 Franken Schreibgebühr. Und Liselotte, des gleichen Vergehens schuldig, kassiert 140 Franken Busse und 70 Franken Schreibgebühren. Heute so, morgen so. Je nach Tagesform des Richters. Zustände wie beim Glücksspiel. Um es einmal anständig zu sagen.

Glauben Sie es oder auch nicht: Vor wenigen Tagen habe ich irrtümlicherweise ein zweites Strafmandat (jedoch noch immer keinen Einzahlungsschein) erhalten, nochmals wegen des besagten Tatbestandes, dieses Mal allerdings vom Richteramt 5. Jetzt kostet die Busse bloss noch 80 Franken, die Schreibgebühren 50 Franken.

Sy no Frage?

Schwerwiegender Verdacht auf Insiderhandel

Ich werde des Insiderhandels verdächtigt. Ich kann das Gegenteil nicht beweisen, muss mich Ihnen gegenüber jedoch erklären. Und ich bin auch bereit, die Konsequenzen für mein Handeln zu übernehmen.

Sie haben die Geschichte in den letzten Tagen in den Medien – und damit meine faktische Vorverurteilung – bestimmt verfolgt. Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen chronologisch aufzeige, was tatsächlich passiert ist. Und da Sie es schwarz auf weiss haben, werde ich einzig bei der Wahrheit bleiben. Das Lügen und Vertuschen überlasse ich anderen.

Anfang Februar fällt einer Mitarbeiterin – Thea S. – bei der zentralen Cumulus-Abrechnungsstelle bei einer Stichkontrolle per Zufall auf, dass sich auf unserer Kartenabrechnung ein grösserer Posten einzig auf den Einkauf von Pepsi Max in Aktion (50% Reduktion auf 6 x 1½ Liter-Petflaschen) bezieht, datiert vom 31. Januar. Diese Cumuluskarte ist eine Familienkarte, das heisst, meine Frau und ich tätigen beide unsere Einkäufe auf diesem gemeinsamen Punktekonto. Für Aussenstehende ist deshalb nicht ersichtlich, wer von uns beiden den Kauf getätigt hat.

Tatsache ist die folgende: Ich wusste bereits Ende 2011 um eine bevorstehende Aktion mit allen Pepsi-Sorten per Ende 31. Januar. Zur Erinnerung – weil totaler Pepsi-Max-Fan – habe ich die entsprechende Seite aus der umfangreichen Dokumentation herausgerissen und zu Hause aufbewahrt. Aus diesem Grund habe ich in der zweiten Januarhälfte auch darauf verzichtet, Pepsi Max zum regulären Preis zu kaufen, obwohl der Vorrat seit Mitte Januar in unserem Keller aufgebraucht war. Mit meiner Frau habe ich über die bevorstehende Aktion nie gesprochen, es ist aber möglich, dass sie das Blatt an

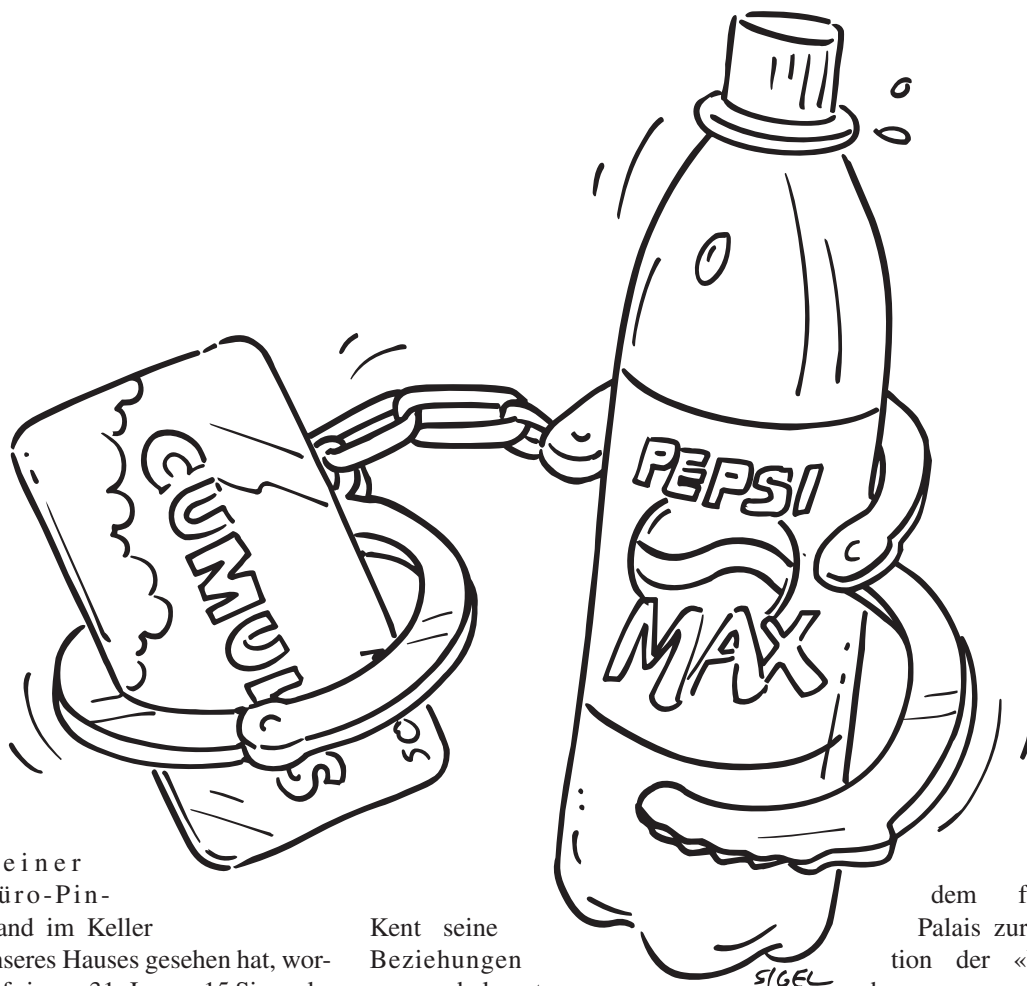
meiner Büro-Pinwand im Keller unseres Hauses gesehen hat, worauf sie am 31. Januar 15 Sixpacks Pepsi Max ohne mein Wissen gekauft hat.

Zurück jetzt aber zu Thea S.: Weil eine nahe Verwandte von Franziska Teuscher (Präsidentin des VCS, dessen Verbandslogo ich nicht auf meinem Nachttischli stehen habe), hat sie die Nationalrätin und mögliche künftige Berner Gemeinderätin auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam gemacht und ihr den Ausdruck einer Handyfoto ab PC meiner Cumulus-Abrechnung zugespült. «Mehr wolle sie aber», so die Cumulus-Angestellte, «mit der Sache nichts zu tun haben.» Frau Teuscher geht mit dem Ausdruck schnurstracks zu Dimitris Lois, CEO der Coca-Cola-Hellenic Bottling, die auch für die Schweiz zuständig ist. Herr Lois seinerseits informiert darauf umgehend die Headquarters von Coca Cola in Atlanta (Georgia/USA), von wo aus Coca-Überboss Muhtar

Kent seine Beziehungen zum bekannten Anwalt Ed Fagan spielen lässt.

Durch frühere Beziehungen zu Schweizer Unternehmen fällt es Ed Fagan leicht, sich Zugang zur Schweizer Politik zu verschaffen, auch wenn ihm vorerst entgeht, dass – so merkt er sich den Namen unserer ehemaligen Bundesrätin mit einer Eselsbrücke – «Call me Ray!» nicht mehr im Amt ist. Unser neuer Aussenminister (mit gleichem Vornamen wie die Herren Cuche und Defago) empfängt ihn zu einem inoffiziellen Besuch hinter verschlossenen Türen, bittet ihn jedoch ausdrücklich um Diskretion in dieser doch sehr heiklen Angelegenheit.

Herrn Fagan um Diskretion zu bitten, käme wohl dem Wunsch gleich, dass sich Benjamin Netanyahu und Mahmud Ahmadinedschad die Hand reichen. Item. Ed Fagan also subito aus



dem federalen Palais zur Redaktion der «Weltwoche», wo er noch einige

Schreiberlinge aus der Zeit der Berichterstattung über nachrichtenlose Vermögen von Holocaust-Opfern um den ehemaligen Nachtwächter und Whistleblower Christoph M. (nicht mit Christoph B. zu verwechseln) kennt. Wie die «Weltwoche» meinen Fall dargestellt hat, darüber möchte ich keine grossen Worte verlieren.

Wie zu Beginn bereits geschrieben: Ich bin bereit, die Konsequenzen aus dem Handeln meiner Gattin zu ziehen. Wir beide posten uns morgen ein Sixpack Coca-Cola-Zero zum regulären Verkaufspreis. Und den vermeintlichen Gewinn aus der Aktion haben ich dem «Bernischen Frauenverein für zerstreut wohnende Protestanten in Berggebieten» überwiesen.

Willkommen auf dem roten Teppich!

Hierzulande nennt man sie VIPs oder Cervelatpromis, je nach Standpunkt. Ich durfte an der Premiere des Musicals «Alperose» teilnehmen. Und selbstverständlich habe ich Augen und Ohren offen gehalten, in dieser «Glanz&Gloria»-Welt.

Jeff Turner entdeckte ich als ersten. Das ist auch gut so, denn für ihn brauche ich doch etwas mehr Platz als für andere. Glauben Sie es oder auch nicht: Dieser Hüne von einem Mann hat das meiner Meinung nach beste Musical überhaupt geschrieben. Seit Jahren schon sucht er dafür einen Produzenten. Bisher vergeblich. Die Story handelt von Johann August Sutter, diesem Schweizer, der später in Kalifornien den Goldrush ausgelöst hat und im Westen der USA nur als «The General» bekannt war. Jeff Turner hat mir seinerzeit eine CD mit den Songs dieses Musicals geschenkt, von Profis eingespielt und gesungen. Ich habe «Sutter of California» – so der Werkstitel – ohne zu übertreiben in all den Jahren an die 100 Mal gehört und kriege noch immer Gänsehaut, derart grandios ist das Werk, ein Ohrwurm reiht sich an den anderen. Allein schon die Melodie «New Helvetia» würde es verdienen, den «Schweizer Psalm» als Nationalhymne abzulösen. Und ich meine das allen Ernstes. Sollte also ein mutiger Produzent diese Zeilen lesen und ein Musical an die Hand nehmen wollen, das zum Erfolg und zur Geldmaschine verdammt sein wird: Ich habe Jeff Turners Koordinaten.

Weil für «söttigi» Premieren immer auch Kameras angesagt sind, dürfen Politikerinnen und Politiker keinesfalls fehlen (die nächsten Wahlen kommen bestimmt), allen voran CVP-Mann



Christophe Darbellay, der sein Privatleben bekanntlich am liebsten der Öffentlichkeit ausbreitet. Weiter gesehen, unter vielen anderen: Ursula Haller mit Gatte Reto Vannini, Berns Finanzdirektorin Barbara Hayoz im Gespräch mit Broncos-Legende und Nichtmehrstadtrat Jimmy Hofer. Die beiden SVP-Muntermacher sind wie üblich im Duo-Pack anwesend, Thomas Fuchs und Erich Hess, die trotz arger Schiefelage wegen des Laf-ranconi-Riffs noch immer auf «Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff» machen, ähnlich einem gewissen Francesco Schettino. Selbstverständlich ist auch der Stapi da, Alexander Tschäp-pät. Und natürlich lässt er es sich nicht nehmen – in einer der ersten Reihen sitzend – unmittelbar vor Vorstellungsbeginn stehend mit jemandem zu parlieren, auf das ihn alle Anwesenden sehen mögen. Einzig der Lichttechniker scheint ihn nicht zu kennen, sonst hätte er A.T. zweifellos mit dem Super Trooper angeleuchtet, sozusagen als Vorschau auf den neuen Stadtvater, weil der alte auch der neue sein wird, da die Bürgerlichen zurzeit selber die Stöpsel ziehen und ihre Rettungsboote versenken.

Weil Sport bekanntlich auch Show ist, sind einige «Ehemalige» zu sehen: Stefan Angehrn

(Preisboxer, dessen Frau Renata viele der Promis an Veranstalter vermittelt, gegen gutes Geld versteht sich), Bruno Risi, der einem Hamster gleich einst seine Runden im Six-Days-Käfig drehte, Tony Rominger aus bekannten Gründen ohne Frau Jordi, aber auch SCB-Bigshot Rolf Bachmann, dessen Mannschaft erst am nächsten Tag im Einsatz stehen wird.

Was wäre so eine Veranstaltung ohne rosa Farbtupfer wie zum Beispiel Cordelia Hagi (die vom Outlook her «Pink» etwas vormacht) oder Unvermeidliche wie Lys Assia, der – ähnlich Christoph B. – niemand wirklich zu sagen wagt, dass ihre Zeit als vermeintliche Diva im Vocabulaire unter «passé» zu finden ist. Gesehen auch: Schöre Müller, Timmermann, Andreas Meyer, Felix Karrer, Art Furrer (dessen dämlicher Cowboy-Hut angewachsen scheint), Alina Buchschacher, André Dosé, Matthias Mast sowie Roland Jeanneret (am Vorabend mit Gattin Suzanne noch am Opernball in Wien).

«Blamiere dich einmal täglich – und lache darüber» hat ein gescheiter Kopf einmal gesagt. Das tue ich regelmässig, «mängisch» auch mehrmals am Tag. Na und? Schliesslich ist niemand perfekt. An der Pre-

miere ist auch «Mister Wop Bop A Loo Bop» René Maeder anwesend. Herzliche Begrüssung zweier, die sich seit zwei, drei Jahren nicht mehr gesehen haben. «Ich höre deine Sendung gerne», erkläre ich einem strahlenden Zeitgenossen, «bei uns zu Hause läuft eh den ganzen Tag «Radio 32 Oldies»...»... «Meine Sendung kommt aber auf CapitalFM», kommt knapp retour. Ich lache.

Aufschlussreich ist bei solchen Anlässen zu beobachten, wer den anwesenden Fotografen einen Korb gibt und wer Schmidtchen Schleicher mässig (jener mit den elastischen Beinen) den Friede-Freude-Eierkuchen-Journalisten rein zufällig zig-mal begegnet, in der Hoffnung, auch (wieder) einmal auf einer People-Seite abgebildet zu werden. Köstlich diesbezüglich auch Irrtümer, die entstehen können. André E. aus N. wird von einer Tussi um ein Autogramm gebeten, bis sie selber merkt, dass er nicht das angepeilte Idol ist, derweil Mark S. aus E. von einer Verehrerin fotografiert und auf ihrem Handy umgehend gelöscht wird, weil nicht der vermutete TV-Star. Nach dieser Premiere bleibt jedoch eine der letzten grossen Fragen der Menschheit unbeantwortet: Wo war Gunvor?

Thomas Bornhauser

Andere Länder, andere Sitten...

...oder besser gesagt: *Andere Kantone, andere Sitten. Und Sitten passt perfekt zu dieser Kurzgeschichte, denn damit ist die nähere Umgebung von Sion gemeint.*

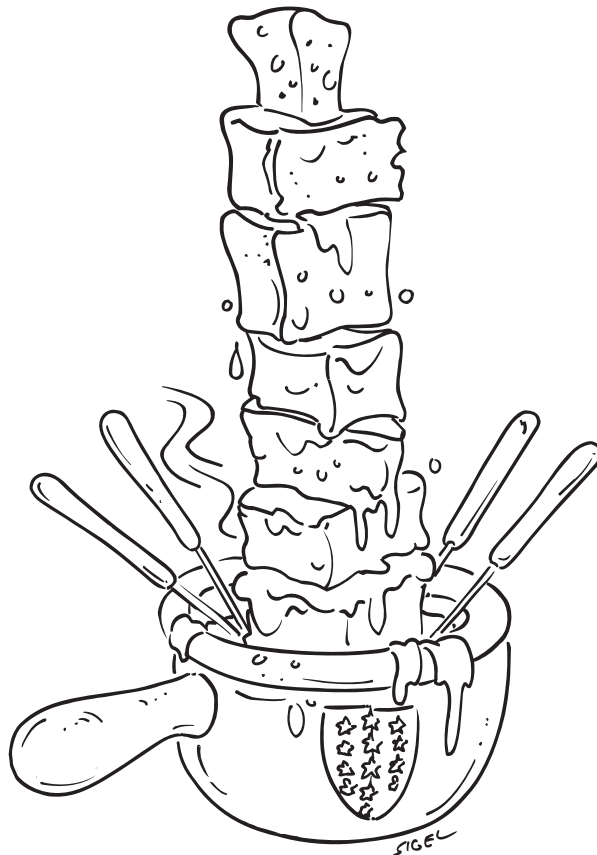
Unser Stammlokal ist am Abend restlos ausgebucht. Deshalb aber kein Fondue? Undenkbar, schliesslich stehen in der Ferienwohnung zwei Caquelons. Und zwei der vier Herren sind Mitglied in einem Kochklub. Im Sinne der männlichen Arbeitsteilung schickt man mich in den kleinen Supermarkt, wo hinten links die Käsetheke zu finden ist. «Bonsoir, ich möchte 2 x 800 Gramm Fonduemischung, moitié/moitié.» Die Dame hinter der Theke erinnert an Richard Wagner, besser gesagt an eine der Walküren aus dem «Ring der Nibelungen»: Ungefähr 160 cm gross, weit über 100 Kilogramm schwer. Brünnhilde schaut mich an, als hätte ich soeben etwas Unanständiges gesagt. «Bonsoir, ich möchte...» «J'ai compris!» Dann geht ihre Hand zu einem Stück Käse, dessen Name mir entfallen ist. Sorgfältig wird der Käse aus dem Cellophan ausgerollt, anschliessend mit dem grossen Messer die Rinde entfernt, bevor das eigentliche Stück weggeschnitten wird. Der Rest wird wieder in Cellophan eingerollt. Es folgt ein zweites Stück nach dem gleichen Ritual, ein drittes, ein viertes. «Moitié/moitié», so geht es mir durch den Kopf, «heisst doch halb/halb, folglich müsste es doch zu gleichen Teilen Greyerzer und Vacherin sein.» Aber man lernt schliesslich immer dazu.

Brünnhilde scheint das nicht zu kümmern. «The same procedure as...» geht es frei nach «Dinner for one» weiter. Ein fünftes Stück Käse wird aus dem Cellophan ausgerollt,

die Rinde weggeschnitten, ein Stück zur Seite zu den bereits vorhandenen vier anderen gelegt, der Rest wieder eingerollt. Zum Schluss – nach schätzungsweise sechs Minuten Bedienungszeit – liegen neun Stück Käse zum Raffeln bereit. Gefühlsmässig optisch ein bisschen wenig, für 1'600 Gramm. Nun, irren ist menschlich. Madame dreht mir den Rücken zu, beginnt mit dem Raffeln. Das heisst: Würde sie, liesse sich die Maschine starten. Also läuft sie erst einmal zum Kollegen an der Kasse, bei dem fünf, sechs Leute anstehen. Kurzer Dialog. Der Mann steht auf, entschuldigt sich bei den Kundinnen und Kunden und marschiert in Richtung Käsetheke. «So geht das, hier musst du drücken», und schon ist er wieder weg. Die Kollegin scheint aber kein glückliches Händchen zu haben, der Zerhacker lässt sich noch immer nicht starten. Leises Geflüche, wiederum der Gang an die Kasse, wo sich inzwischen die Schlange légèrement verlängert hat (die zweite vorhandene Kasse

bleibt derweil geschlossen; wer weiss, ob McDingsda hier keine Studie zur Optimierung der Personalkosten durchgeführt hat). Nach dem zweiten Crashkurs in Sachen Käseraffeln springt die Kiste an, der Kollege bahnt sich einen Weg durch die Menge zurück an seinen Arbeitsplatz.

Keine Minute später ist die Mischung abgefüllt, der Sack kommt auf die Waage. 930 Gramm. «Verzeihen Sie bitte, ich sollte aber zweima...» – «J'ai bien compris!» luftet es mir entgegen. Glauben Sie es oder glauben Sie es nicht: Es folgt die ganze Zeremonie nochmals in der Zeitlupen-Wiederholung: Es geht ihre Hand zu einem Stück Käse, an dessen Name ich mich noch immer nicht erinnern kann. Sorgfältig wird der Käse wiederum aus dem Cellophan ausgerollt, anschliessend mit dem grossen Messer die Rinde entfernt, bevor das eigentliche Stück weggeschnitten wird. Der Rest wird



wieder liebevoll in Cellophan eingerollt. Es folgt ein zweites Stück nach dem gleichen Ritual, ein drittes, ein viertes. Was es wohl mit dem «Moitié/moitié» auf sich hat? Ein Tarnbegriff für Spezialmischungen?

Brünnhilde werkelt weiter. Was für ein Glück, bin ich der Einzige, der an der Käsetheke ansteht, ich wäre sonst von anderen Menschen nicht durch den berühmten Gaggio, sondern durch das Fondue gezogen worden. Und wieder: Ein fünftes Stück Käse wird aus dem Cellophan ausgerollt, die Rinde weggeschnitten, ein Stück zur Seite zu den bereits vorhandenen vier gelegt, der Rest wieder eingerollt. Ad absurdum ad infinitum. Zum Schluss dieser zweiten Runde – eine Viertelstunde mag es jetzt her sein, dass ich den Laden betreten habe – liegen wieder genau neun Stück Käse zum Raffeln bereit.

Falsch, liebe Lesende, ganz falsch! Ha! Die Käseraffel springt dieses Mal subito an, problemlos raffeln sich die neun kleinen Stücke durch das Räderwerk (vermutlich von einem gewissen François de la Fondue erfunden). 740 Gramm. Wortlos hält mir die Schlachtjungfer die beiden Päckli entgegen, als wolle sie anschliessend sofort zum bekannten Ritt in Richtung Wotan ansetzen. Zur Viertelstunde gesellt sich fast eine zweite, weil ich der elfte in der Wartereihe bin und ausgerechnet jener vor mir unsägliche Probleme mit seinem Plastikgeld hat. Erstaunt, dass die Wartenden in der Ferienwohnung meinen, ich hätte einige Zeit im Bistro verbracht?

Thomas Bornhauser

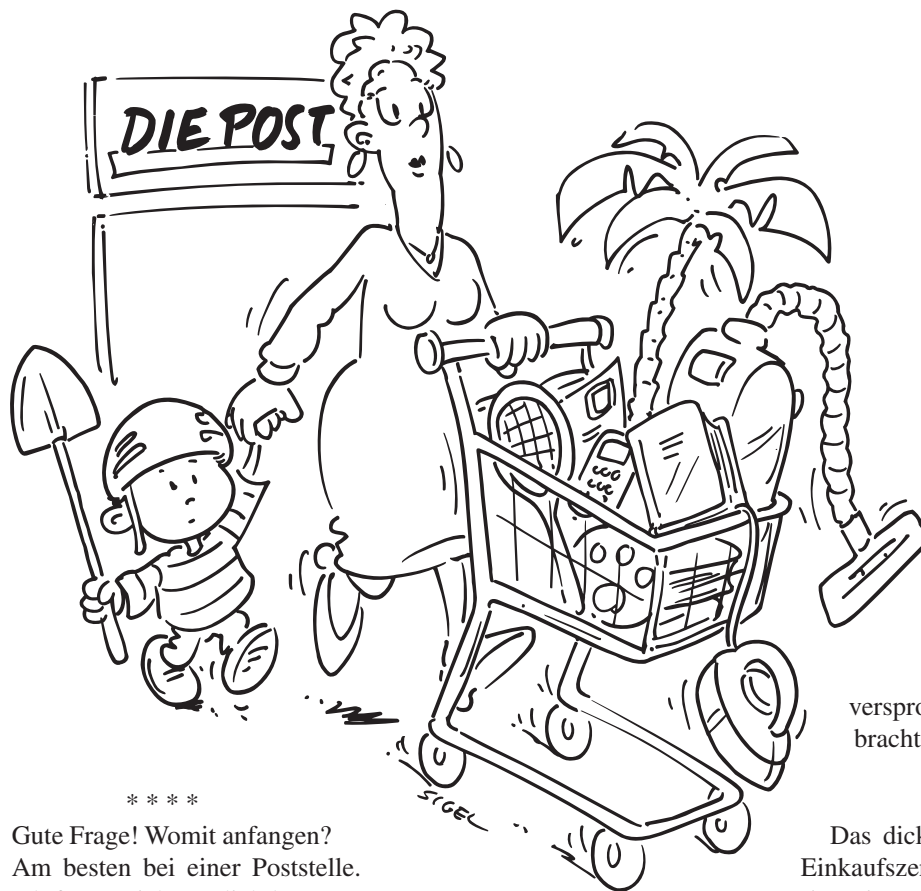
PS: Damit es nicht vergessen geht – die Mischung war ganz und gar... genial!

Glettyse und Staubsauger kauft man... auf der Post

Erinnern Sie sich noch, als sich der gelbe Riese PTT nannte? Zwar stand man damals Ende Monat mit dem damals gelben Buechli in der Hand vor den Einzahlungsschaltern Schlange, aber jene Zeit war nicht vom heute allgegenwärtigen Stress geprägt, von Burnouts, weil es offenbar bloss noch um Umsatz und Rendite geht. Und um den Zahlen gerecht zu werden, nimmt vor allem ein Schweizer Unternehmen immer groteskere Züge an, mit höheren Gebühren, mit Leistungsabbau und mit noch nicht geschlossenen Verkaufsstellen, die zum Teil an einen orientalischen Bazar erinnern. Richtig, Die Post.

Am 21. Mai war es so weit: «Ein weiteres Aushängeschild im Postnetz öffnet seine Türen. Die Poststelle Köniz ist einer der ersten integrierten Poststandorte, die unter einem Dach das komplette Angebot an Postdienstleistungen und umfassende Finanzberatungen von PostFinance vereinen.» Stand auf der Einladung zur feierlichen Eröffnung geschrieben. Referate von Gemeindepräsident Luc Mentha und Jürg Bucher, Konzernleiter «Die Schweizerische Post», inklusive.

Vielleicht wäre es angebracht, der heutige Post-CEO (die Amtszeit seines Vorgängers war aus bekannten Gründen nicht von langer Dauer) würde einmal in medias res gehen, in Bezug auf den Leistungsauftrag und die damit verbundene Kernkompetenz der Post. Hier einige Musterli (nicht abschliessend). Und bevor Sie mich auf der Schönburg einen blöden Motzi nennen, lesen Sie doch einmal weiter. Übrigens: Just vor Kurzem hat die Post die gelbe Karte vom Preisüberwacher gezogen erhalten, weil der sich mit den neuen Tarifen für eingeschriebene Briefe (Aufschlag von 25%) überhaupt nicht anfreunden konnte.



Gute Frage! Womit anfangen? Am besten bei einer Poststelle. Ich frage mich nämlich langsam, was der geneigte – aber auch der weniger geneigte – Leser unter dem Begriff «des kompletten Angebots an Postdienstleistungen» verstehen soll. Beispiel Poststelle in der Berner Länggasse. Dort steht man nicht mehr wie früher Schlange, dort zieht man beim Eingang seine Glücksnummer und steht nachher herum – bis die eigene Zahl aufleuchtet –, inmitten des «kompletten Angebots», das zum Umsatz verführen soll: Zum Beispiel – lange nach Ostern! – güldene Schoggi-Osterhasen von Lindt zum vollen Preis (!), Handys gibt es ebenso zu kaufen wie Glückwunschkarten, Bücher («Korrekte Kindererziehung») oder Schreibgeräte, CeWe offeriert elektronische Fotoalben und sogar Kindersturzhelme, Glettyse und... Staubsauger gibt es zu posten. Exgüsé, gits hie o Margge? Ich frage mich: Wie soll ein Schalterbeamter da überall mit Fachkompetenz brillieren? Fehlverkäufe wohl nicht ganz ausgeschlossen.

Früher – jaja, ich weiss, ständig dieses «früher»... – kannte man seinen Briefträger, heute kennt der uniformierte Beamte offenbar nicht mal mehr seine Kunden. Da kriegt man zum Beispiel Briefe mit dem Vermerk zurück «Adresse unkorrekt», weil man das Couvert mit Bernstrasse 52 statt mit Bernstrasse 54 angeschrieben hat. Oder mit «Empfänger unbekannt», obwohl Besagter seit über 20 Jahren an der gleichen Adresse wohnt. Wie bereits erwähnt, «Liste nicht abschliessend».

Über die «fast 98% der A-Briefe», die nach Angaben der Post am nächsten Zustelltag ankommen, werde ich keine grossen Worte verlieren, weil regelmässige Erfahrungen sich nicht mit diesen Behauptungen decken. Im Gegenteil. Zudem bestärken Berichte im K-TIPP meine Zweifel. Weshalb aber bezahlen wir für

versprochene, aber nicht erbrachte Dienstleistungen?

Das dicke Ende: Ein grosses Einkaufszentrum, das sogar über eine eigene Postleitzahl verfügt, führt ab und zu Wettbewerbe durch, bei welchen jeweils Tausende ihre mit A- oder B-Marken frankierten Karten zur Verlosung einsenden. Nun kommt es ja vor, dass einzelne Marken nicht automatisch von den Maschinen entwertet wurden. Was also müssen die dortigen Post-Angestellten machen, waseliwas? Sie müssen diese paar Marken von Hand mit einem Stempel unbrauchbar machen, weil ja theoretisch die Möglichkeit bestünde, dass ein Zeitgenosse mit krimineller Energie die noch ungestempelte Marke ein zweites Mal auf die Reise schickt. Und was, wenn ich nun ein Couvert bereits frankiert habe, es aber falsch anschreibe? Darf ich die Marke ausschneiden und auf ein korrekt adressiertes Couvert kleben, weil ja eine noch nicht erfüllte Postdienstleistung? Nein, laut Post darf ich das nicht. In dubio pro Post, im Zweifelsfall für die Post.

WSIA, MBA, HSHG und HNVT

Wie macht man einen Job attraktiver, ohne dass man am Gehalt schrauben muss? Genau: Man motzt die Berufsbezeichnung auf, macht aus einem Hauswart den Facility Manager, der Kundenbetreuer mutiert in grösseren Firmen zum Key Account Manager (nächste Stufe CCO) und aus einem simplen Pressesprecher wird plötzlich der CPO, der Chief Press Officer. Boah!

Dällebach Kari war Coiffeurmeister, uf guet Bärndütsch e Guafför. Längst sind die Coiffeure aber durch die Hairstyler abgelöst worden – aber auch diese Zunft wird demnächst überrollt, denn in einem grossen Einkaufszentrum in Sierre werden Sie lange nach der lokalen «Coiffure» Ausschau halten müssen, dort gibt man sich als... Personal Relooking. Aha. Eigentlich schade, gehen die K+K-Zeiten langsam aber sicher zu Ende, als man von Magistern, von Ministerial- und Kommerzienräten oder von Oberstudienräten sprach, darunter konnte man sich immerhin noch etwas vorstellen.

Überhaupt: Wer etwas auf sich hält, der spricht möglichst so, dass man sich selber als Tubel vorkommen muss. Kürzlich hat man mich diesbezüglich wieder einmal tief, tief beeindruckt. Schon der Titel einer an mich persönlich – ich arbeite bei der Migros in Schönbühl – gerichtete E-Mail tönnte total koloquent: «Deep dive Finanzkommunikation und Investor Relations». Im gleichen Stil ging es weiter: «Exzellente Finanzkommunikation und Investor Relations sind heute für börsennotierte Unternehmen unabdingbar.» Danach überschlug man sich mit Fremdwörtern vorwärts und rückwärts. Stil-



note 6,0. Vor lauter «Deep dive» hätte ich schier Taucherbrille und Flossen montiert. Klar ging es dabei schliesslich um einen fünf-tägigen Intensivkurs für schlappe 3'600 Franken. Abgeschickt und unterschrieben wurde das Ding von einem Profax an einem in der Deutschschweiz (!) ansässigen «Institute for Competitiveness and Communication» sowie von der Geschäftsinhaberin der «Corporate and Financial Communications AG». Das wirklich Dumme daran: die Migros Aare ist eine Genossenschaft und als solche eben... nicht börsenquotiert. Any more questions?

Visitenkärtli sind so ein Tum-melfeld für ganz, ganz wichtige Leute. Und um jetzt niemanden blosszustellen, verzichte ich auf Details über Chairmens oder

Members of the Board. Immerhin: Von MBA behaupten ganz, ganz böse Zungen, das stünde auch für «Mediocre But Arrogant», für «Mittelmass Aber Arrogant». Ich distanziere mich jedoch in aller Form von solchen Äusserungen. Im Gegenteil, konstruktive Kritik ist angesagt: Weshalb aus einem Totengräber keinen GDO machen, keinen Grave Digging Officer? Weshalb aus einem, der zwei linke Hände hat, keinen MOD, keinen Master Of Disaster?

Nun gibt es ein paar wage-mutige Zeitgenossen, die Astérix&Obélix-mässig gegen den Strom schwimmen, emel was ihre Visitenkärtchen angeht. Will heissen: Sie zeigen auf, wie sehr wir uns von Titeln und Abkürzungen beindrucken lassen. Einer

meiner Freunde glänzt zum Beispiel mit der Abkürzung WSIA. Fragt man dann voller Ehrfrucht, für welche Berufsausbildung die vier Buchstaben stehen, wird man umgehend aufgeklärt. Es ist die Abkürzung von «War Schon In Amerika». Eine extrem kreative und erfolgreiche Bekannte wiederum wird demnächst ebenfalls zuschlagen, mit einer Bezeichnung, die an die Hochschule St. Gallen HSG erinnert, nämlich mit HSHG, abgekürzt für «Hat Schon Haschisch Geraucht».

Solche Kürzel können mitunter zu ganz beklemmenden Begleitumständen führen, wie neulich. Da parlieren also zwei Herren miteinander. Zum Schluss streckt der eine (ca. 28, in perfekter Schale) dem anderen (öppe 62, Jeans, Baumfällerhemd) unaufgefordert seine Visitenkarte entgegen, mit der Frage, «Hier meine Karte, kann ich Ihre auch haben?» Zweiterer liest zuerst interessiert, dass sein Gegenüber für eine bekannte Beraterbude arbeitet – pardon, für eine global tätige Company, die auf dem Gebiet der Unternehmens- und Strategieberatung spezialisiert ist –, mit entsprechenden Funktionen und Titel auf seinem Chärtli wie MBA und Junior Consultant. Dann: Der Jüngling erhält seinerseits die Visitenkarte des Oldies, wo als Funktion lediglich HNVT aufgedruckt steht. Nach einigen Sekunden des Überlegens die Mutter aller Fragen: «Sagen Sie, HNVT habe ich noch nirgends gehört. Wofür steht das?» – «Es ist die Abkürzung für «Hält Nichts Von Titeln.»» Peinliches, betretenes Schweigen.

Wenn Sie also für Stimmung sorgen wollen, drucken Sie doch unter Ihrem Namen einfach den Begriff «Idol» ab.

«I have a dream...»

Das in Zusammenhang mit Träumen bekannteste Zitat – als Überschrift dieser Kurzgeschichte – stammt von Dr. Martin Luther King, aus dem Jahr 1963 vor 250'000 Menschen in Washington. Ich hatte kürzlich auch so einen Traum, allerdings einen Albtraum, womit ich nur «I had a nightmare» sagen kann.

Herr und Frau Schweizer haben in den letzten Jahren das Meer entdeckt, genauer gesagt, die Kreuzfahrten. Das Interessante daran: Die Schiffe werden dabei immer grösser, immer attraktiver, die Preise hingegen gehen auf Tauchstation. Es dauert wohl nicht mehr lange, bis sie auf Grund laufen, denn in Schiefelage – frei nach der Costa Concordia – sind sie bereits. Die Ferienreisenden freuts, die Konsumentenschützer sicher auch.

Kürzlich hatte ich einen fürchterlichen Traum, völlig realitätsfremd, dennoch muss ich ihn hier und heute niederschreiben. Ich also im Tiefschlaf. Und da sehe ich mich in Technicolor – träumen Sie auch farbig? – auf einem Kreuzfahrtschiff im Fernen Osten. Eine grossartige Reise, von A-Z, ein fantastisches Preis-/Leistungsverhältnis. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, was wir an Bord alles erlebt haben.

Irgendwann in diesem Traum sehe ich mich auf einmal vor dem Fernseher, es läuft ein Beitrag auf 3SAT über Kreuzfahrten. Diese Reportage ist dreiteilig. Zu Beginn sieht man zwei Journalisten aus Frankreich, die sich hoch offiziell als Medienleute angemeldet haben, für eine Reportage über Kreuzfahrten. Kein Wunder packt man bei der Reederei diese



Möglichkeit zur Imagepflege beim Schopf.

Die beiden Journalisten dürfen in einer Suite übernachten, mit Balkon. Fantastisch. Ihnen wird der rote Teppich ausgelegt, keine Exklusivität ist der Reederei zu teuer, um sich optimal ins Bild zu setzen. Einziger Torggen im Reinheft: Als die Journis hinter die Kulissen schauen und filmen wollen, nämlich die Kabinen und Aufenthaltsräume der «einfachen» Schiffsangestellten, da gibt es ein Veto. Begründung: «Wir schützen die Privatsphäre unserer Mitarbeitenden konsequent.»

Zweiter Teil der Sendung: Die gleichen Journalisten filmen als ganz gewöhnliche Reisende an Bord. Und bekommen vor das Objektiv, was alle Ferienmacher auf dem Schiff zu sehen bekommen (wenn auch keine Suiten): Tolle Buffets, aufgestellte Animatoure, beste Unterhaltung. Eigentlich ist dieser Mittelteil der langweiligste des Berichts, weil für Kreuzfahrer ein «déjà vu», um es in der Muttersprache der Medienschaffenden zu sagen.

Was folgt, ist umso eindrücklicher: Eine französische Journalistin heuert als Angestellte auf dem Schiff an, für ein halbes Jahr. Und filmt mit versteckter Kamera, was ihre Kollegen aus Gründen der respektierten Privatsphäre nicht durften, nämlich das Leben an Bord in Kabinen, die kaum Platz bieten und auch keine Bullaugen haben. Ich träume den reinsten Horror zusammen, sehe eine Angestellte, die zum Teil fast rund um die Uhr arbeiten muss, der von Offizieren unmoralische Angebote gemacht werden, die mit Leuten zusammenarbeitet, die keine richtige Ausbildung haben, deshalb schonungslos ausgenutzt werden und deren Dasein unter der Wasseroberfläche keiner normalen Beschreibung standhält. Die Ausbildung findet ausschliesslich in der Freizeit statt. Die Überwachung durch die Security scheint total, frei nach George Orwells «1984». Zum Schluss hat die Journalistin pro geleistete Arbeitsstunde keine vier Euro Lohn erhalten. Und in diesem Traum erzählt ein Freund von mir, der kürzlich auf einer Kreuzfahrt war, dass er das alles – für 70 Dollar (!) pro Person, unter anderem für einen

kurzen Blick hinter die Kulissen während eines offiziellen Rundgangs – ebenso erzählt bekommen habe, von der Hostess, allerdings inoffiziell.

Weil auch im Traum ein Mann der Tat – jaja, schmunzeln Sie nur... – beschreibe ich das Geträumte einer bekannten Reederei. Einige der Fragen, aufgrund der Sendung auf 3SAT: «Was zahlt Ihre Reederei an ausbezahlten Mindestlöhnen», «Wie hoch ist die wöchentliche Arbeitszeit?», «Was für Ferien- oder Pensionskassenansprüche haben <gewöhnliche> Angestellte (keine Offiziere)?», «Wie gross ist eine Standard-Kabine für diese Mitarbeitenden, mit/ohne Bullauge?», «Wie sieht es mit Kranken- und Unfallversicherung aus?». Und noch einiges mehr. Sie merken: Selbst im Traum bin ich ein Tüüfeli. Die Reederei schickt keine Antwort, ich doppelte nach. Beim dritten Anlauf erhalte ich endlich eine Antwort: «Bitte haben Sie Verständnis, dass wir zum ausgestrahlten Fernsehbericht keine Angaben machen können. Und Details zu den Arbeitsverträgen unserer Kollegen an Bord obliegen dem Datenschutz.» Aus die Maus. Es folgt immerhin der Hinweis, dass man unter anderem «wegweisende Services» und «jeden Tag herausragende Leistungen» erbringt. Ach ja, von «höchster sozialer Verantwortung» war im Mail auch die Schreibe.

Zum Glück erwache ich dank des Weckers, pflotschnass. Was für ein Albtraum! Und was für ein Glück, habe ich das alles nur geträumt, haben diese Zustände mit der Realität nichts, aber auch gar nichts zu tun.

Thomas Bornhauser

Politikerinnen und Politiker: Zur Kasse, bitte!

Unsere Behörden suchen ja für möglichst ausgeglichene Budgets nicht wirklich nach Einsparungsmöglichkeiten, sondern in erster Linie nach zusätzlichen Einnahmequellen, nämlich nach neuen Gebühren und Steuern. Das ist ja auch viel einfacher, als wenn man bei sich im eigenen Departement anfangen sollte, sich dadurch aber unter Mitarbeitenden und Parteikollegen nicht unbedingt Freunde schafft. Hier deshalb ein griffiger Vorschlag für unsere gewählten Volksvertreterinnen und -vertreter. Genau gesagt sind es deren zwei.

* * * * *

Schauen Sie sich das Bild auf dieser Seite an, aufgenommen am Morgen des 2. August auf der Gurtenwiese. Abfall noch und noch. Gopf! Das schreit doch geradezu nach einer speziellen Raketen- und Feuerwerksgebühr. Oder noch besser: Man müsste den Nationalfeiertag grundsätzlich mit einer Gebühr belasten, schliesslich wollen wir an diesem Feiertag sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Budgetnot uns trennen und Eurogefahr (den Touristen muss man den Obolus direkt ihrer Übernachtungsrechnung vom 31. Juli auf den 1. August belasten, schliesslich gehören sie gleich behandelt).

* * * * *

Zurück aber zu den Feuerwerkskörpern auf dem «Güsch». Eine vorberatende Kommission des Könizer Gemeinderates müsste festlegen, auf welchem Weg und – vor allem! – wem die Feuerwerksgebühr zu belasten ist (bevor die Sache in die Vernehmlassung geht und letztinstanzlich wohl vom Souverän in einer Volksabstimmung absegnet werden muss). Dem Gurten, «Park im Grünen»? Kaum, denn dieser bezahlt ja bereits die Entsorgungsgebühr, abgesehen davon räumen die Mitarbeitenden die Dinger zusammen. Voilà, bleibt also logischerwei-



Das bislang verschollene Werk «Burnout» von Joseph Beuys dürfte einige Millionen Franken in die Könizer Gemeindekasse spülen.

Foto: zvg

se die Gurtenbahn, die mit dem Transport ihrer Gäste samt Feuerwerkskörpern kausal für den Abfallberg verantwortlich zeichnet. Womit wir aber bereits beim nächsten Problem angelangt wären, denn die Gurtenbahn gehört grossmehrheitlich der Stadt Bern.

* * * * *

So wie ich Berns Finanzdirektorin Barbara Hayoz einschätze, wird sie dieser Gebühr wohl kaum kopfnickend zustimmen, selbst wenn sie nicht mehr allzu lange auf ihrem Stuhl hocken und in absehbarer Zeit in die Privatwirtschaft wechseln wird. Man kann sich jetzt den gutnachbarlichen Knatsch vorstellen, der zwischen Köniz und Bern wegen einiger tausend Franken ausbrechen wird. Allerspätestens, wenn der rührige Stadtrat W. die Bühne riechen wird, die sich ihm da möglicherweise bieten könnte, wird die Feuerwerksgebühr die Titelseiten der Berner Tageszeitungen beherrschen, unser aller Don Quijote bewusst gequält lä-

chelnd mit einem ausgebrannten Vulkan in der Hand im Bild festgehalten. Vergessen wir das also.

* * * * *

Es gibt nämlich eine ganz andere Möglichkeit, den auf dem Bild festgehaltenen Abfall zu viel Geld zu machen und die Gebühr elegant zu umgehen: Ein allerdings noch zu «motivierender» international anerkannter Kunstexperte müsste Christie's an der Rockefeller Plaza in New York davon überzeugen, dass dieser nur scheinbare Haufen von Müll eine bislang verschollene Arbeit von Joseph Beuys (1921–1986) darstellt. Der Titel des Werks könnte nicht aktueller sein, nämlich «Burnout». Bei einer nächsten Auktion würde sich mit Sicherheit das MoMA, das Museum of Modern Art, für diese kulturelle Sensation interessieren. Den Ertrag von mehreren Millionen Franken könnte Gemeindepräsi Luc Mentha 1:1 der Kasse von Köniz gutschreiben lassen (Wechselkursschwankungen des Frankens gegenüber dem

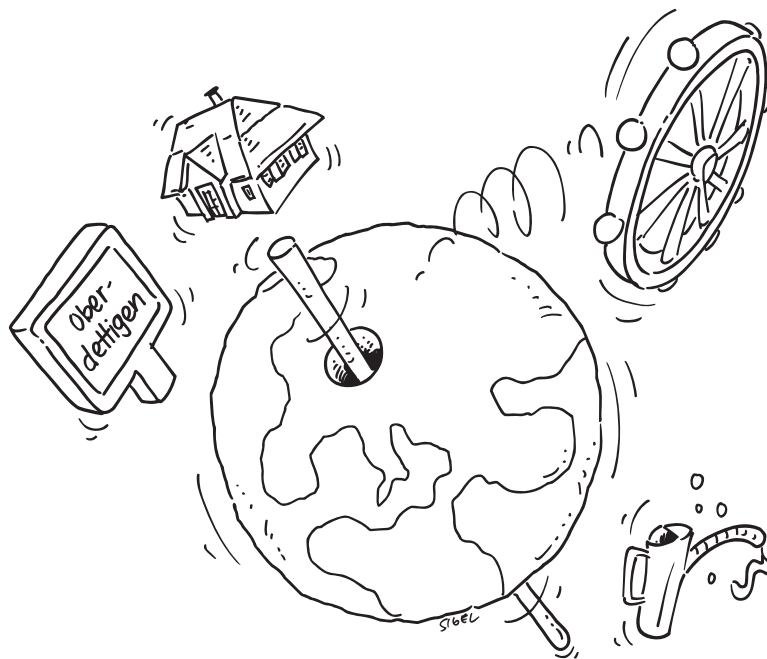
US-Dollar im Auge behalten!). Sorry, Barbara Hayoz, Bern geht so halt leer aus.

* * * * *

Die griffigste und nachhaltigste aller Belastungen wäre aber zweifelsohne die «Unwahrheitsgebühr» für Politikerinnen und Politiker. Die Handhabung wäre ganz einfach: Sobald sich herausstellt, dass uns eine Volksvertreterin oder ein Volksvertreter die Unwahrheit gesagt oder falsche Versprechungen gemacht hat (wer wird denn hier von Lügen schreiben wollen?), kommt automatisch eine Gebühr zum Tragen, deren Höhe davon abhängt, ob der/die Gebührenzahlende in der Kommunal-, Kantons- oder Bundespolitik tätig ist. Läck, würden sich da die Kassen plötzlich auf wundersame Weise füllen, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Etwas anderes aber auch: nämlich die Ablehnung quer durch die ganze Parteienlandschaft, in einer bislang in der Schweiz noch nie gekannten Polit-Solidaritätsaktion. Wetten?

Thomas Bornhauser

Die Erdachse wird in Oberdettigen geschmiert



Am Wohlensee steht ein geheimnisumwitterter Bunker. Als ein Redaktor des «Bund» darüber berichten wollte, wurde er vom VBS seinerzeit subito und unmissverständlich zurückgepfiffen. Dieses Erlebnis hat er in einem Bericht beschrieben, ohne aber das Geheimnis des Bunkers zu lüften. Das regt natürlich die Fantasie eines jeden Realsatirikers an...

Wer meine Ferienbüchli in den letzten Jahren gelesen hat, weiss, dass ich eine Serie mit ungefähr 40 Kurzgeschichten zu diesem ominösen Betonbau geschrieben habe. Für mich war klar, was sich dort abspielt: Am Wohlensee treffen sich unsere alt Bundesräte mehrmals im Jahr zum geselligen Zusammensein. Herr Delamuraz – Spitzname «Delamuraille» – wurde zu diesem Zweck ins Leben zurückbeordert, damit er «avec un bon coup de blanc» mit den Kollegen Aubert und Felber anstossen kann; Elisabeth Kopp wird von der Truppe liebevoll «Miss Ellie» genannt, in Anlehnung an die immer besorgte Gluggere von J.R. und Bobby Ewing aus «Dallas». Ruth Metzler wiederum war «Sexy Metzi». Undsoweiterundsofort.

Kürzlich ergab es sich, dass ich mit Marianne, Karin, Andreas und Reto unterwegs beim Walken war. Auf unserer Runde erzählte ich dem Quartett von den Erlebnissen unserer alt Bundesräte. Gelächter. Einige Minuten später durchlaufen wir Oberdettigen,

ganz in der Nähe von Wohlen gelegen. «Hier war ich überhaupt noch nie», meinte Reto mit einer gewissen Ehrfurcht. «Das kann ich verstehen», ergeht an ihn retour, «schliesslich ist diese kleine Ortschaft auf keiner Schweizerkarte eingetragen, weil es sie offiziell gar nicht gibt.» Ungläubiges Staunen in der Runde. «Wirklich nicht?», will eine der beiden Läuferinnen wissen. «Nein, wirklich nicht, weil die scheinbaren Bauernhäuser nur Kulissen sind, die Einwohner sind auch keine Bauern, sie sehen nur so aus.» – «Und was sonst als Bauernhäuser und Bauern sind das hier?» – «Dort, im Innern des Gebäudes», ich zeige mit der Hand auf das grösste Haus rechts, «wird zweimal in der Woche die Erdachse geschmiert, millimetergenau gerichtet und in Schräglage gebracht, damit die Erde einigermaßen im Gleichgewicht und stabil bleibt.» Die Kolleginnen und Kollegen beginnen zu schmunzeln. «Die Bewohnerinnen und Bewohner sind übrigens alles hochqualifizierte Angestellte des CERN in Genf.» Und anschliessend wird der Meute erzählt, weshalb sie sich als Landwirte tarnen, obwohl viele davon weltbekannte Kernphysiker sind.

In den Minuten danach würden wir glatt als direkte Nachkommen des Herrn Newton (Isaac, nicht Helmut, das ist der Fotograf, der blutte Frauen ablichtet) durchgehen, wir parlieren vom Teilchenbeschleuniger, von Elementarteilchen, von elektromagnetischen Feldern und Molekülen. «Lieber Thomas, und wie muss man sich denn das Richten der Erdachse vorstellen?», will Marianne wissen. «Nun, ich versuche, es euch so zu erklären, damit ihr es auch verstehen könnt: Tief unter der Erdoberfläche hat es im besagten Bauernhaus einen riesigen Raum, fast wie in den James Bond-Filmen* die Kommandozentrale von Blofeld & Co. Mitten im Raum gibt es ein ebenso riesiges Holzrad, das wie ein gigantisches Schiffssteuerrad aussieht. Ungefähr 25 hochqualifizierte Wissenschaftler drehen es von Hand gleichzeitig in die richtige Position, wie wenn sie ihr in Panne gefallenes Auto zu schieben hätten, derweil die Erdachse mit Spezialöl geschmiert wird, jeweils am Sonntag und Mittwoch, etwa um diese Zeit.» Zu dumm, ist heute Donnerstag.

Danach gibt es für uns alle kein Halten mehr, die Fantasie geht

mit allen durch und zwar so sehr, dass sich jene vier Leute, die vor jenem Bauernhaus hocken, wo man sich «Bure-Pintli» selfservieren kann, wundern, wie man es so lustig haben kann, in ihrem Weiler. Mir ist, ich würde Saul Perlmutter und Rolf Zinkernagel erkennen, was aber unwahrscheinlich erscheint, weil zwar Ersterer Träger des Nobelpreises für Physik ist, der Schweizer aber definitiv in der Kategorie Medizin die gleiche Auszeichnung erhalten hat. Aber wer weiss, vielleicht ist in einem der Laboren ja etwas passiert, das die Anwesenheit des Rolf Zinkernagel erfordert. Who knows?

Es kommen uns zwei Walker entgegen, schauen uns an, wie wir da schmunzelnd unterwegs sind. «Die überlegen sich bestimmt, woher sie uns kennen», lacht Reto. «Genau, und dann wird sich der eine bestimmt daran erinnern, dass wir gestern in der Tagesschau von SF1 in einem Bericht zu sehen waren, als wir im CERN neben fünf NASA-Astronauten standen, denen wir die Hand geschüttelt haben. Respektive umgekehrt.» Sie zweifeln doch nicht etwa dran, nicht wahr, liebe Lesende?

Thomas Bornhauser

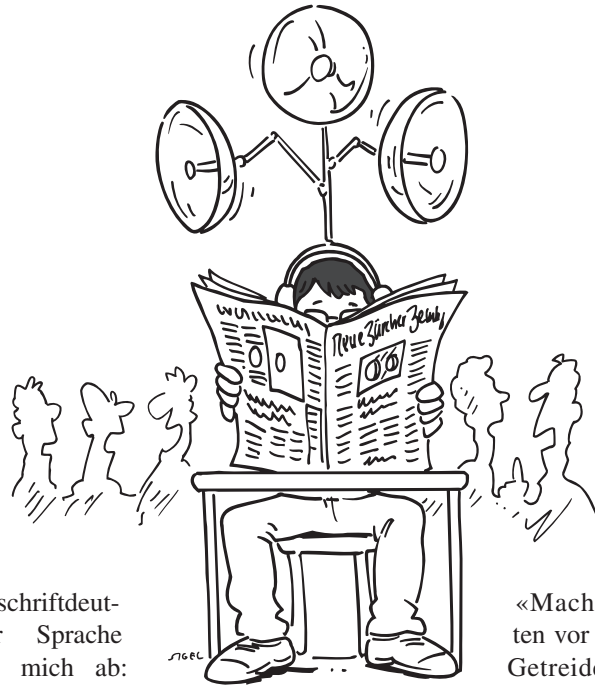
*Das hier ist allerdings keine Fantasie: Oberhalb des Wohlensees gibt es eine völlig unscheinbare Garagentüre, hinter der sich 007-mässig eine grosse Hightech-Garage mit unzähligen Luxusautos befindet. Selber gesehen. Atemberaubend.

Quick and dirty muss eine Kampagne sein

Ist Ihnen auch schon aufgefallen, wie grobfahrlässig gewisse Zeitgenossen in der Öffentlichkeit daherplaudern, für Dritte gut hörbar? Bankdirektoren, die frischfröhlich das Bankengeheimnis im IC ausplappern (in einer früheren Kurzgeschichte nachzulesen) oder jener Anwalt, der einem Bekannten während eines Schwumms in der Aare abwärts Vertrauliches erzählt. Hier ein weiteres Beispiel, das meteorologisch allerdings einige Wochen zurückliegt.

Eine Genossenschaftsbeiz hierzulande. Mit einer Kollegin habe ich dort zum Apéro abgemacht. Ich bin viel zu früh vor Ort, bewusst, weil ich in Ruhe die NZZ lesen will. Okay, Sie haben ja Recht: Eine Genossenschaftsbeiz, wo sich vor allem Linke sowie Grüne treffen und ein NZZ-Leser, das ist beinahe wie die Faust aufs Auge. Aber für Neues und Fremdes bin ich immer offen. Und wenigstens trage ich keine Krawatte, so dass ich eigentlich keine Provokation sein sollte.

Ich setze mich draussen bei schönstem Sonnenschein an einen kleinen Tisch, sozusagen Rücken zur Wand, windgeschützt. Herrlich! In unmittelbarer Nähe sitzen an zwei langen Tischen ungefähr 15 Leute, die eine Art Workshop abhalten, mit Strategieblättern im A3-Format vor sich, die es auszufüllen gilt, sogar zwei grosse Flipcharts hängen an Sonnenschirmen herunter. Im ersten Moment bin ich einzig mit einem Bericht im Wirtschaftsteil der NZZ beschäftigt (nebst dem Bestellen einer Stange Bier). «Glencore glänzt nur im Handel», steht im Titel zu lesen. Es geht darum, dass der Zuger Bergbaukonzern tiefere Margen im Minengeschäft erzielt hat. Die Feststellung eines Workshopers



in schriftdeutscher Sprache lenkt mich ab: «Quick and dirty muss eine Kampagne sein!» Von diesem Moment an verfolge ich die Diskussion, denn Wegzuhören wäre in diesem speziellen Fall einer Beleidigung gleichgekommen.

Interessant: Mehrmals sind die Feststellungen «Bei uns in Deutschland läuft das folgendermassen...» und das soeben zitierte «Quick and dirty muss eine Kampagne sein!» zu hören. Mir wird klar: Das sind Leute, die an Kampagnen gegen Grossunternehmen tüfteln. Für wen aber? Mehr dazu zum Schluss dieser Kurzgeschichte. Zurück in den Workshop: Es ist von den Schweizer Pensionskassen die Rede, die man öffentlich via Medien dazu drängen muss, ihre Geldanlagen offenzulegen, «damit die Beitragszahlenden wissen, wo ihr einbezahltes Geld investiert wird». Es werden fleissig Notizen gemacht und intelligente Fragen gestellt (die an dieser Stelle aus rechtlichen Gründen jedoch unveröffentlicht bleiben). Als Nächstes wird – kein Witz! – über eine gewisse Firma Glencore gesprochen, deren

«Machenschaften vor allem im Getreidehandel» optimalerweise in einem TV-Beitrag zur «besten Sendezeit» hinterfragt gehören. «Wer hat Kontakt zu kritischen TV-Journalisten?», ergeht die Frage in die Runde. Und wenn man schon bei Glencore ist, gehört auch der Bergbaukonzern Xstrata hinterfragt, an dem Glencore beteiligt ist und an dessen Gewinn «Blut klebt».

Je länger die überhaupt nicht dummen Plappermäuler ihre Strategie coram publico besprechen, umso spannender wird es. Noch bevor die Rede von Migros und Coop ist, wegen deren angeblich «zweifelhafter Nutzung» von Palmöl für die Lebensmittelproduktion, studiere ich einen der aufgehängten Flipcharts, wage es aber nicht, das Ding mit dem Handy zu fotografieren (jaja, ich weiss, Feigling...). Einer der Wortführer bemerkt das augenfällige Interesse des NZZ-Lesers, steht daher auf und dreht das übergrosse Blatt von mir weg. Bemerkung zu den Anwesenden: «Hier sitzt nicht bloss Zielpublikum.» Wie wahr. Als Nächstes ist von Nestlé die Rede,

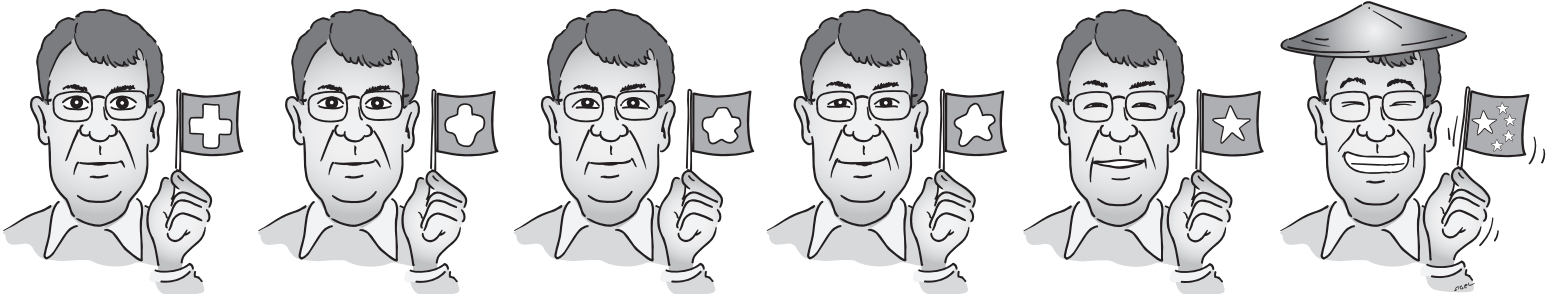
das auf «breiter Front» angegriffen werden muss, möglichst mit mehreren Themen, um in der Öffentlichkeit «Breite» zu erreichen. Nach der Monopolisierung von Trinkwasser und Milchpulver für Säuglinge schwenkt man zackig auf ABB und Staumauern für Wasserkraftwerke um, deren Bau für Menschen und Umwelt «ein Desaster» ist. Während der ungefähr 30 Minuten, die ich die Diskussionen verfolge, wird auch von Novartis, Syngenta, BKW und der UBS gesprochen. Merke: Weltverbesserung im Schnellzugtempo. Wie fundiert und seriös ist das denn?

Was auffällt: Dass einige der Wortführer Schriftdeutsch sprechen und möglicherweise ihre Schweizer Kolleginnen und Kollegen zu instruieren/indoktrinieren versuchen, aber das ist jetzt eine böswillige Unterstellung meinerseits, denn wir Schweizer sind eigenständig und selbstsicher genug, nicht wahr? Und eben, immer wieder dieses «Quick and dirty muss eine Kampagne sein!», durchaus geeignet für süffige und bildgerechte Medienberichterstattungen. Gute Frage. Welche Institution war da am Werk? Ich wage es nicht zu fragen. Klar, rein optisch sind es allesamt Umweltaktivisten, zwei davon tragen ein Greenpeace-T-Shirt, was aber für eine klare und seriöse Zuordnung wohl kaum ausreichen dürfte.

«Was waren denn das für Leute?», will ich vom Kellner wissen, nachdem die Meute sich verzogen hat. Er nennt mir zwei Institutionen, wobei ich Amnesty International aufgrund der besprochenen Themen ausschliesse. «Chaotische Brüder sind das...», meint er noch, mit hochgezogener rechter Augenbraue. Nun ja, zumindest fahrlässige.

Thomas Bornhauser

«Do I look like a Chinese?»



Irren ist bekanntlich menschlich. Für eine Asien-Kreuzfahrt vom Reisecenter Plus benötige ich ein Visum für China. Die Reisespezialisten aus Urdorf anbieten sich, diese Visa für die Teilnehmenden einzuholen, gegen eine bescheidene Gebühr von 20 Franken pro Person. Liebe Lesende, es sei Ihnen empfohlen: Profitieren Sie unbedingt von solchen Angeboten, andernfalls wird es Ihnen möglicherweise ähnlich wie mir ergehen...

Nicht, dass mich die Zwanzigernote reut, weil aber sowieso regelmässig in Bern, beschliesse ich, das Visa bei der Ambassade de la République Populaire de Chine – wie die Botschaft der Volksrepublik China politisch korrekt heisst – selber einzuholen. Sie wissen ja: Selbst ist der Mann.

Damit die ganze Übung zum Schluss nicht in Stress ausartet, marschiere ich drei Monate vor Reisebeginn zur Botschaft. Und, erste Überraschung: Nichts von Warteschlangen, die Leute sind tipptopp organisiert. Keine zwei Minuten später sind Pass und Visaformular in offiziellen chinesischen Händen, ich erhalte dafür eine Abholbescheinigung in die Hand gedrückt. Nach einer Woche stehe ich gemäss Instruktionen erwartungsvoll am entsprechenden Schalter, ziehe jedoch schnell die rechte Augenbraue hoch, als die Unterlagen

unbearbeitet zurückkommen. «Jesses!», geht mir durch den Kopf, «bestimmt habe ich Löli das Formular unvollständig ausgefüllt, das sieht mir wieder einmal ähnlich.» Doch nichts dergleichen: «Sie kommen viel zu früh, bis zur Reise sind die Visa abgelaufen, kommen Sie in sechs Wochen wieder.»

1½ Monate später wiederholt sich der Vorgang. Und wieder: Kein Anstehen, super! «Herr Bornhauser, wir haben in der Zwischenzeit neue Visaformulare, Sie müssen jetzt dieses ausfüllen, das alte ist leider nicht mehr gültig, entschuldigen Sie die Umstände.» Aha. Will heissen: Neu ausfüllen, Foto in der dafür vorgesehen Grösse aufkleben, Formular unterschreiben und tags darauf ein neuer Anlauf. Langsam aber sicher könnte ich den Weg zur Botschaft mit geschlossenen Augen zurücklegen. Beim vierten Versuch dann wieder eine Überraschung, an die man sich mit der Zeit gewöhnt hat und irgendwie nicht mehr missen möchte: «Wo ist das Flugticket?» – «Flugticket?» – «Ja, wir brauchen es als Bestätigung.» Ich erkläre dem Botschaftsangestellten, dass das Ticket, sofern man es heutzutage überhaupt noch als solches bezeichnen kann, sozusagen erst in letzter Minute zugestellt wird, mit den übrigen Reiseunterlagen, ich also nicht dienen kann. «Dann brauchen wir zwingend

eine Bestätigung des Reisebüros.» Soso. Ich schwing mich auf den Beluga 125er-Roller und diese nach Hause. 45 Minuten später steht Thomas B. aus W. wieder auf der Fläche, mit einer Unmenge an Papier, beim Reiseprospekt angefangen bis hin zur Rechnung. Der Mitarbeitende scheint jetzt mit den Unterlagen und dem Visa-Beantragenden sichtbar zufrieden. Laut rosarotem Pick-Up-Form 18741421 sind die Pässe samt amtlichen Stempeln ab Montag abholbereit.

Montag, 09:10 Uhr. Seit zehn Minuten müsste die Visa-Abteilung eigentlich zugänglich sein. Aber nüt isch. Einige Leute warten, kein Hinweis am Eisen tor, dass heute geschlossen sein könnte. Die radelnde Angestellte eines Velokuriers, die hier etwas abgeben muss, telefoniert mit ihrer Zentrale: «Weisst du, ob die Chinesen heute einen Feiertag einziehen?» Die Velozentrale stellt Abklärungen in Aussicht. Als nach einigen Minuten kein Bescheid kommt, erkläre ich mich bei den Mitwartenden zum modernen Winkelried: «Ich gehe schnell zum grossen Eingangstor der Botschaft und versuche, mich zu erkundigen.»

Vor dem Haupteingang steht ein Security-Mann, ein Schweizer. «Wissen Sie, ob die Botschaft heute offen hält oder nicht?»

– «Nein, keine Ahnung.» Nun gut, dem Mann kann man keinen Vorwurf machen, ich weiss ja schliesslich auch nicht Bescheid. Da! Ein Chinese steigt auf dem Vorplatz zur Botschaft aus einem Auto: «Do you speak English?» – «Yes!» Great. Ob denn heute die Visa-Abteilung im Dienst sei, es würden einige Leute vor verschlossener Türe warten. «Vielleicht.» – «Vielleicht was?» – «Ich weiss es nicht, vielleicht.» Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei der Volksrepublik China, Herr Jinping, möge es mir verzeihen, aber für einen Augenblick verliere ich doch tatsächlich die Contenance. «Sagen Sie, Herr, sehen Sie wie ein Chinese aus oder ich?» Die Frage scheint ihn zu irritieren. «Sie müssen doch wissen, ob Ihre Botschaft heute arbeitet oder nicht.» – «Vielleicht ist heute geschlossen, Feiertag in China.»

In der Hoffnung, ihn nicht blossgestellt zu haben, bedanke ich mich artig, wie ich meine Fassung wieder gefunden habe. Zurück bei den Wartenden erfahre ich von der Velofahrerin, dass Montag und Dienstag Feiertage sind. Und die Botschaft geschlossen. Sicherheitshalber retourniere ich nicht am Mittwoch, sondern erst am Donnerstag.

Text: Thomas Bornhauser
Karikatur: Beat Sigel

Wenn ein Ungebetener plötzlich zum Gast wird

Meinen ersten und vorläufig letzten Empfang in diplomatischen Kreisen hatte ich Mitte der siebziger Jahre, damals, als mein Vater Schweizer Generalkonsul in Osaka war, ich aber an der Veranstaltung – an der die Familien der Diplomaten teilnehmen durften –, nichts Besseres zu smalltalken wusste, als mich mit dem sowjetischen Geschäftsträger über die militärische Präsenz seines Landes in Afghanistan zu streiten. Sehr zur Freude meines Vaters. Kein Wunder also, habe ich nie eine diplomatische Laufbahn absolviert.

«On the Occasion of the Anniversary of the National Day for the accession of Sheikh Jassim bin Mohamed bin Thani, the founder of the State of Qatar to the rule of the country» stand zu Beginn auf der stilvoll gehaltenen Einladungskarte. Und weiter: «Ghanem Bin Mohamed Almaadeed requests the pleasure of your company.» Zu gut Deutsch und vereinfacht gesagt: Aus Anlass des Feiertages zur Amtsübernahme durch Scheich Jassim bat der Geschäftsträger von Katar in der Schweiz die Inhaber der Einladungskarten um Anwesenheit bei einer kleinen Feier im Hotel Schweizerhof zu Bern, das bekanntlich Investoren aus Katar gehört. «Please confirm your attendance», stand da noch geschrieben. In der offiziellen Diplomatensprache, Französisch, heisst das jeweils RSVP, wobei die letzten drei Buchstaben nicht stellvertretend für eine Volkspartei stehen. Ich tat also wie befohlen und reservierte meine Anwesenheit.

Das Dumme daran: Ich war überhaupt nicht geladen. Adressiert war die Karte nämlich mit simpler Aufklebetikette an «M.



Zahnd, Migros Bern, Bubenbergplatz, Bern» (ohne Postleitzahl). Nun muss man wissen: Der Chef der Migros Aare (nicht Bern) heisst Beat Zahnd. Mein Boss arbeitet auch nicht in der Migros Bubenberg, sondern hat sein Büro, wie ich, fünf Meter von seinem entfernt, in Schönbühl. 3321 Schönbühl. Das Couvert wurde also vom gelben Riesen unserem Filialeiter am Bubenbergplatz zugestellt. Markus Siegenthaler, besagter Bubenberg-Boss, wiederum liess mir die Einladung zukommen: «Bo, ich bin vermutlich der falsche Empfänger. Wenn jemand von uns hingehen sollte, sagen Sie ihm/ihr, dass der SCB noch potente Sponsoren sucht, damit Eishockey-Gott Sidney Crosby während des Lockouts in der PostFinance-Arena spielen kann.» Da mein Chef an jenem Abend bereits reserviert war, erwies ich Herrn Almaadeed die Reverenz. Comme il faut, gschaltet.

Im Stau des abendlichen Berufsverkehrs sendet das «Echo der Zeit» einen Beitrag zum Klimagipfel in Doha. Merke: Doha ist die Hauptstadt des Golfstaates und der Monarchie Katar, die Nummer 2 auf der Hitparade aller Länder nach Bruttoinlandprodukt pro Kopf. Ich höre dem DRS-

Korrespondenten aufmerksam zu, für den späteren Smalltalk.

Eingang Hotel Schweizerhof, erster Stock: Salon Trianon. Im Vorzimmer sind übergrosse Fotos von Emir H.H. Sheikh Hamad bin Khalifa al Thani und von The Heir Apparent H.H. Sheikh Tamim bin Hamad al Thani zwischen wunderschönen Blumenarrangements zu sehen. Beim Eingang zum Trianon werden Getränke gereicht, ich entschliesse mich nicht für Orangensaft oder profanes Mineralwasser, sondern für ein Glas Weissen, der sich aber als Apfelsaft herausstellt. Merke: Alkohol Fehlanzeige.

Im Trianon spielt ein Musiker diskret auf einer – so meine unmusikalische Einschätzung – übergrossen Ukulele. Von den schätzungsweise 250 Gästen erkenne ich nur Marc Lüthi, den CEO vom SCB (merken Sie öppis?), also empfinde ich mich als «My Name is Nobody», ohne aber, dass deshalb Minderwertigkeitskomplexe an mir nagen würden. Mit einer Ausnahme tragen alle Herren Anzug mit Krawatte, die Damen wiederum glänzen mit Bijouterie, die sie kaum bei Christ gepostet haben (nichts ge-

gen Christ!). Übrigens: Kein einziger Politiker ist zu sehen, dafür einer in Uniform samt Dekorationen, am Revers ein Pin mit US-Initialen.

Weil ich echt niemanden kenne, ergeben sich Zufallsgespräche, so auch mit zwei Vertretern einer Schweizer Grossbank mit zwei Buchstaben (nicht US), wobei der eine wirklich extrem sympathisch ist. Sein Kollege indes macht sich sofort daran, sein Geldinstitut auf den Sockel zu stellen. Als ich ihm erkläre, ich wäre eines der Lehman-Brothers-Opfer seiner Bank, scheint ihn das zu belustigen. Mich nicht, was ich ihm auch sage, deutlich, ähnlich dem bereits erwähnten Sowjet-Generalkonsul, worauf sich der Banker elegant davonschleicht. Doch, Sie haben ja Recht: Ich kann es nicht lassen.

Das grosszügig arrangierte Buffet lässt keine Wünsche offen, sieht man davon ab, dass Austern mit Apfelsaft eine etwas eigenartige Kombination abgeben. Henusode. Als sich das zweite Drittel des Abends dem Ende nähert und noch immer keine Rede geschwungen wurde, weiss ich veränderter Partylöwe nicht so genau, was nun folgen wird. Wenn überhaupt. Eine Feier ohne Ansprache? Komisch. Item, in diesem Moment nimmt Herr Lüthi nicht den Weg auf die Strafbank, sondern zum Ein-, respektive Ausgang. Weil er auch nach Absitzen seiner imaginären 5-Minuten-Strafe nicht aufs Spielfeld zurückkehrt, ziehe ich nach. Salem aleikum.

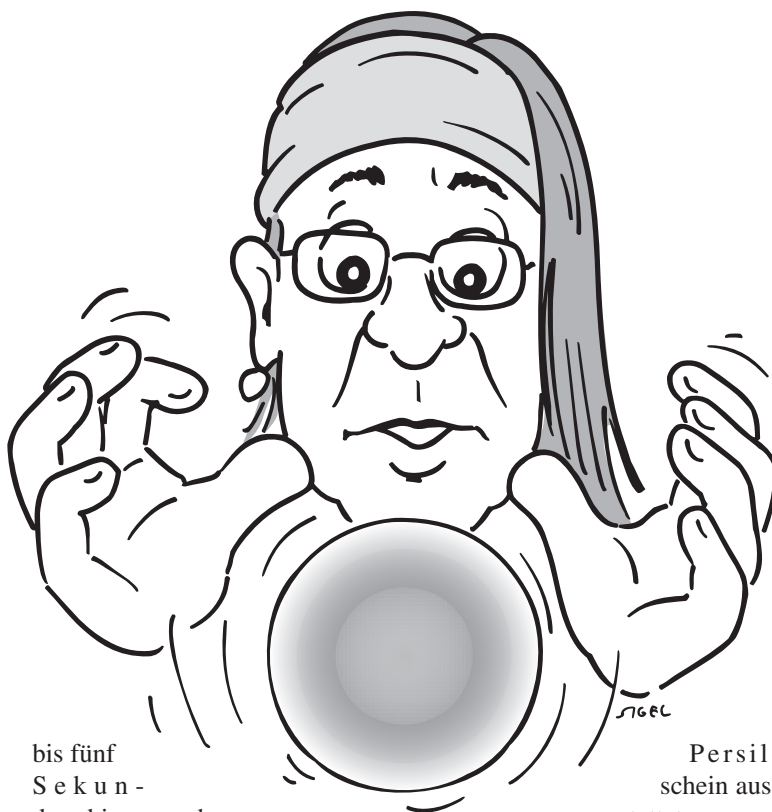
Thomas Bornhauser

Wie aus Bo Gotthelm oder Excalibur werden könnte

Haben Sie auch schon einmal damit geliebäugelt, 24 Stunden lang deutschsprachige TV-Programme zu verfolgen? Vergessen Sie es. Das ist Masochismus, sozusagen ein Fall für den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg.

Nein, diese Realsatire basiert ausdrücklich nicht auf Freiwilligkeit, sie erklärt sich mit den Folgen einer Operation, die mich im Spitalzimmer eine Nacht lang nicht einschlafen liess; als «allgemein Versicherter» in einem Einzelzimmer (jaja, stimmt, wieder einmal Dusel gehabt!). Und damit wir uns richtig verstehen: Selbstverständlich gibt es wirklich informative Sendungen am TV (Kassensturz oder Arena zähle ich jedoch ausdrücklich nicht dazu), aber für einmal wollte ich einen Blick in die Niederungen des TV-Sumpfes riskieren. Ist ganz leicht.

Nachts sind vor allem US-Serien in der Nonstop-Wiederholung angesagt, zum Beispiel Bones oder CSI Miami, mit sechs Folgen beinahe nacheinander, zwischendurch einzig von einheimischem Schaffen wie «Bauer, ledig, sucht...» oder dem Bachelor aufgelockert. Letzterer ist bekanntlich jener reiche Zeitgenosse, dem der eigene IQ auf der Suche nach einer passenden Partnerin im Weg steht und deshalb auf Unterstützung angewiesen ist. Apropos Partnerin. Auf einem Sender gibt es nachts erotische Clips. Das Dumme an der Sache: Der TV im Spital braucht vier



bis fünf Sekunden, bis er nach Knopfdruck auf der Fernbedienung reagiert und auf den nächsten Sender wechselt. Will heissen: Geht die Türe durch die Nachtwache unerwartet auf, hat man(n) keine Chance, subito auf einen weniger rufschädigenden Sender zu switchen.

Morgens dann endlich eine Art Götterdämmerung, mit News auf fast allen Sendern. Dank ZDF und ARD kann man sich das Zappen ersparen, da beide das gleiche Programm ausstrahlen. Um 09.05 Uhr jedoch ist Schluss mit der Zweisamkeit, die ARD bringt Herzschmerz mit «Rote Rosen» (Folge 1'410) und «Sturm der Liebe» (Folge 1'674). Getoppt werden diese beiden Soaps übrigens in der Quantität locker durch GZSZ mit bisher weit über 5'000 Folgen – und Fiesling Joe Gerner noch immer mit dabei. Parallel dazu berichten auf SAT1 Alexander Hold und Barbara Salesch, meist nach dem gleichen Muster: Unschuldige Partymaus wird aus der fiesen Unterwelt herausgeschält und nach einer richterlichen Schelte mit einem

Persilschein ausgestellt.

Am Nachmittag machen die deutschen Schrotthändler mobil, nehmen ihre ganz grossen Pressen hervor. Grosses Fernsehen. «Familien im Brennpunkt», «Verdachtsfälle» oder «Pures Leben», immer setzt sich der Schwache – meistens ein attraktiver Schwacher – gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens durch. Das im Abspann erwähnte «Handlung und Personen sind frei erfunden» machen die Sache auch nicht geniessbar.

Ich darf Ihnen jetzt Michel Wehner vorstellen, gemäss Wikipedia heimatberechtigt in Rüttligen-Alchenflüh. Wie bitte, Ihnen sagt der Name nichts? Wie wäre es denn in diesem Fall mit Mike Shiva? Der wohl bekannteste Hellseher Helvetiens könnte es mit seiner Art der Verständigung locker mit jedem Schweizer Politiker aufnehmen: Viel reden, aber nichts Konkretes sagen. Weil selber ein Kommunikator, mache ich mir deshalb einen Spass daraus, mir zu überlegen, was der Mann bei Gesprächen mit

Zuschauerinnen als Nächstes wohl sagen wird. Und siehe da, fast zu 100% liege ich richtig. Was meinen Sie, liebe Lesenden, nach meiner Pension: Was wäre ein passendes Pseudonym als Medium für mich, zumal auch ich – wie Herr Wehner – so eine nonstop winkende Katze aus dem fernen Osten auf dem Pult stehen habe. Excalibur? Gotthelm?

So, nun aber zum erklärten Höhepunkt spiritistischer Anbietung, die sogar Onkel Mike gnadenlos an die Wand drückt. Auf einem der Schweizer Werbekanäle flimmern irgendwelche kartenlegende Hellseherinnen und Hexen (Gitti Vicca, «Flamme des Neubeginns») oder Glücksbringerinnen durch die Stube, respektive durch das Krankenzimmer. «Medium Espera» zum Beispiel – nach eigenen Angaben eine Energiearbeiterin – hockt neben einer brennenden Kerze und schafft mit trivialen Sprüchen in italienisch eine Art urbi@orbi ins Jenseits, mit der Übertragung von Christus- und Marienenergie. Boah! Wär hätt das dankt? Ganz offensichtlich ist die Gute live auf dem Sender, denn nonstop bittet sie die Zuschauenden am «Tag der Erfüllung» um Anrufe, für Fr. 4.50 pro Minute «ab Festnetz» (mit Kreditkarte nur 20 Franken für zehn Minuten energetische Unterstützung). Und weil ich selbst hier Positives abgewinnen kann: Eingebendet bei Espera ist die Information «Letzte Stunde mit Medium Espera».

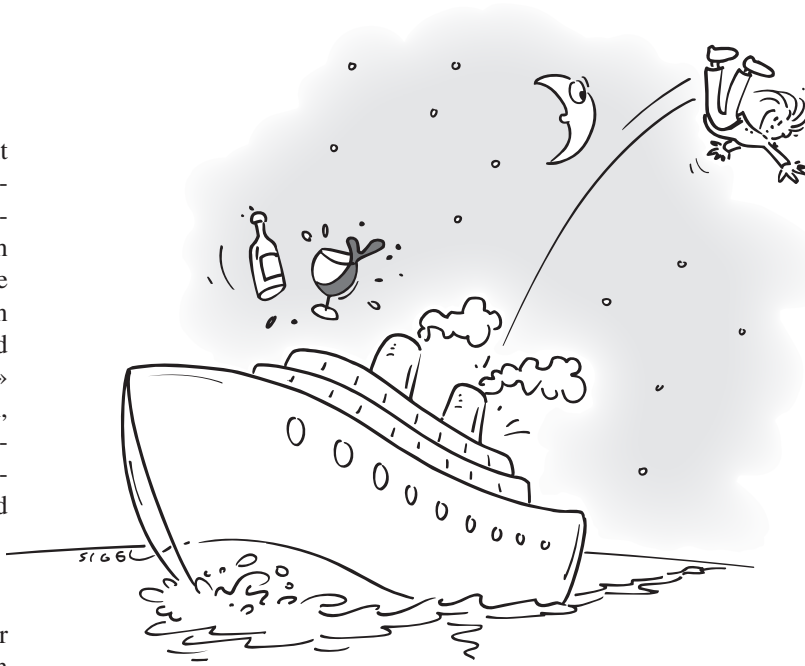
Thomas «Bo» Bornhauser

Die Sache mit Tisch 170

Aller Anfang ist schwer. Gilt auch für das Personal auf Kreuzfahrtschiffen, speziell für die Serviceangestellten, wenn nämlich zum Nacht plötzlich eine Horde neuer Passagiere (und mit ihnen neue Gewohnheiten) an Bord kommen und sich die «Neuen» erwartungsfroh zu Tische setzen, hauptsächlich Europäer, nachdem das Schiff vorher wochenlang mit Japanern, Chinesen und Koreanern unterwegs war.

Tatort: Ein Kreuzfahrtschiff der Reederei Costa (falsch, eben nicht die Concordia). Tisch 170. Erster Service um 19 Uhr. Vier Schweizer Ehepaare sitzen da zusammengewürfelt beisammen, deren Familiennamen interessanterweise alle mit B beginnen. Wir kennen uns zu Beginn nicht, mit Ausnahme jener beiden Ehepaare, bei denen die Männer Cousins sind. Alles Weitere ergibt sich dann aber bereits am ersten Abend, denn wir Helvetier sind ja bekanntlich weltoffen und spontan, gehen aufeinander zu, ohne jegliche Bisshemmungen. Jedenfalls kann das Tisch 170 von sich behaupten, der während 14 Tagen immer jene Tafel ist, die zuletzt aufgehoben wird, weil so gemütlich und amüsant. Voilà, soweit zur Vorgeschichte.

Damit auch das hier dokumentiert wäre: Das Essen ist super, jeden Abend ein Fünfgänger der Kategorie Deluxe. Wirklich. Und auch der Service diesbezüglich klappt bestens, unsere beiden Kellner – Jenny aus China und Suresh aus Indien – arbeiten perfekt, hochsympathisch, an ihnen beiden liegt es nun wirklich nicht, dass der Getränkeservice zwei Wochen lang ein Desaster ist. Dafür verantwortlich ist ihre prächtig umher stolzierende Vor-



gesetzte in dunkelblauer Uniform und güldener Schulterfangschnur. Ihren Namen habe ich vergessen, mir ist aber, er wäre identisch mit jenem eines kolumbianischen Drogenbosses, heute nicht mehr unter uns.

Wenn man mit Costa auf den Weltmeeren kreuzt, so bekommt jeder Gast seine persönliche Costakarte, die an Bord wichtiger als die Geburtsurkunde ist. Praktisch: Man kann damit – wenn «geladen» – bezahlen, immer gegen Unterschrift auf der Kassenquittung. Und diese Kassenquittungen scheinen für unsere hochnäsige Oberkellnerin wichtiger als jede Costakarte. Will heissen: Bevor auch nur eine Flasche Mineralwasser serviert wird, müssen die Gäste ihre Quittungen signieren. Vorher läuft nichts, schon gar nicht unsere Baronessa. Und so kann es vorkommen, dass die Vorspeise bereits Geschichte ist, bevor Flüssiges aufgetischt wird.

Für den Wein gibt es an Bord zwei Möglichkeiten, nein, eigentlich sind es drei. Variante 1: Man wählt und bezahlt jeden Abend

eine passende Flasche individuell. Möglichkeit Nummer 2: Man kauft sich ein Package, das mehrere vorbestimmte Flaschen Wein und viele Flaschen Mineralwasser beinhaltet. Oder aber man postet für die Kreuzfahrt gleich die «all-inclusive»-Karte, womit man getränkemässig «putzt und gschrahlt» ist. Könnte man meinen, denn beim «all-inclusive» sind nur drei bestimmte Weinangebote möglich, was einem bei der Buchung aber nicht gesagt wird. Pfuui. Jetzt das Grösste: Unsere Oberkellnerin belehrt uns, dass der «all-inclusive»-Wein nicht als Flasche auf den Tisch kommt, sondern nur im Glas, wobei man selbstverständlich immer nachverlangen kann. Bireweich. Erst nach einem Palaver biblischen Ausmasses leuchtet Madame Blabla ein, dass der Aufwand, ständig nachzuschenken, grösser ist, als wenn die Flasche auf dem Tisch steht und die Leute Ruhe geben. 1:0 für die Gäste.

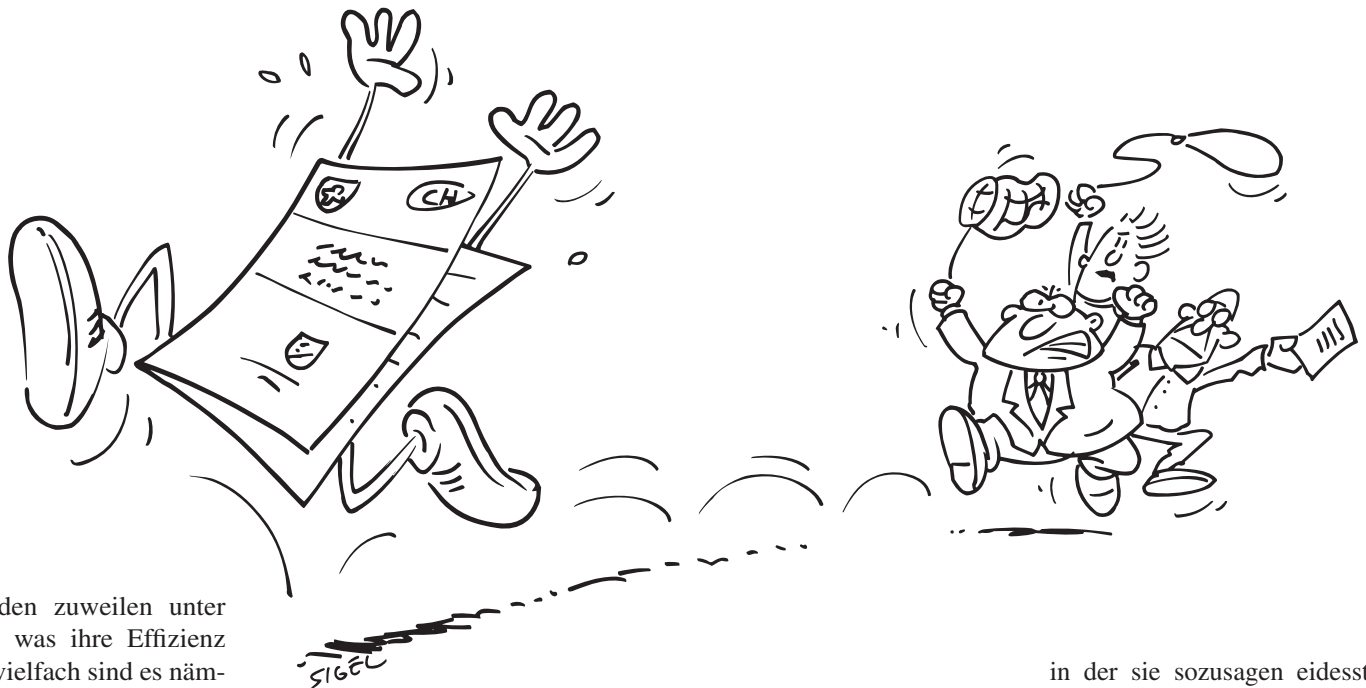
Höhepunkt ist der erste gemeinsame Abend an Tisch 170, nicht bloss, weil alle schier verdursten (aber daran gewöhnen wir uns im Laufe der Kreuzfahrt, weil Lady Gaga mit ihrer Aufgabe

völlig überfordert ist und deshalb die Arbeit ihrer Mitarbeitenden lieber aus sicherer Entfernung verfolgt). Als der Wein endlich, endlich daherkommt – soweit ich mich erinnere, immerhin noch knapp vor dem Hauptgang –, da werden uns, kein Witz, die noch verschlossenen Flaschen auf den Tisch gestellt, nach dem Motto «Lueget sälber!». Obwohl Kurt Felix nicht an Bord ist, auch bloss zufälligerweise nicht, beginne ich nach einer versteckten Kamera zu suchen. Der Höhepunkt allerdings jedoch steht uns noch bevor: Anstatt der bedauernden Kellnerin zu zeigen, wie man eine Weinflasche der Spur nach korrekt öffnet (trinken Japaner, Chinesen und Koreaner eigentlich keinen Wein?), lässt sich Madame Pompadour nicht blicken. Eine super Vorgesetzte, echt! Gehört nicht auf, sondern am Mond vorbeigeschossen, auf dass sie in die Unendlichkeit des Alls verschwinden möge. Zwätschge, blödi.

Liebe Lesende, und auch wenn Sie sich noch so sehr anstrengen, jetzt zu überlegen, was unsere arme Kellnerin alles falsch machen wird, dazu reicht Ihre Fantasie nicht aus. Wir zeigen ihr diskret, wie das geht. Sie bedankt sich daraufhin verschämt, mit dem Resultat, dass es ihr Abend für Abend besser läuft, beim Öffnen der Flaschen, so sie denn einmal serviert und die Bestellung nicht verwechselt wird. Dass gegen Schluss der Kreuzfahrt einzelne Weinangebote aus dem gebuchten Weinpackage nicht mehr vorrätig sind, sei zum Schluss nur am Rande erwähnt. Wie hat es ein Franzose (nicht Sarkozy, auch nicht Hollande) einmal gesagt? Gouverner, c'est prévoir.

Thomas Bornhauser

Die Jäger des verlorenen Fahrausweises



Beamte leiden zuweilen unter Vorurteilen, was ihre Effizienz anbelangt (vielfach sind es nämlich die Rahmenbedingungen, die sie nicht zur Höchstform auflaufen lassen). Dann und wann aber werden sämtliche Vorurteile in geradezu grandioser Manier bestätigt.

Zum Verständnis: Mein Vater war Diplomat, von 1962 bis 1969 beim EPD in Bern beschäftigt, dem heutigen EDA. April 1969: Mein Bruder und ich ziehen vom Seidenweg in der Berner Länggasse in Richtung Ostschweiz, meine Eltern wieder in die weite Welt hinaus. 1985 wurde Dad pensioniert. Meine Eltern wohnen seither in Weinfelden/TG.

Wohl durch ein trauriges Ereignis – Tod meines Vaters – beginnen die Mühlen der Berner Administration jetzt zu mahlen, denn nur wenige Tage später erhält ausschliesslich meine Mutter (sozusagen zu ihrem 92. Geburtstag), nicht aber mehr mein Vater, einen Brief vom Strassenverkehrs- und Schifffahrtsamt SVSA des Kantons Bern nach Weinfelden. Darin wird ihr, im Sinne einer «Nachsendung eines Entscheides» mitgeteilt, dass ihr eine Verfügung bislang noch nicht zugestellt werden konnte, da in der Personaldatei bisher nur die alte Adresse – nota bene: aus den Sechzigern! – vorhanden war.

Beigelegt ist die Verfügung vom 28. März 2011, die einen «Entzug des Führerausweises für Motorfahrzeuge» zur Folge hat, weil meine Mutter keine ärztliche Kontrolluntersuchung vorzuweisen hat, die sie zum Führen eines Fahrzeuges befähigt (SVG; SR 741.01, VZV; SR 741.51, VRPG, BSG 155.212, GebV, BSG 154.21, Art. 27 Abs. 1 VZV). Konkret steht zu lesen: «Trotz wiederholter Mahnung haben Sie uns das verlangte ärztliche Zeugnis bisher nicht zukommen lassen.» Sie merken: Trotz wiederholter Mahnung. Diese Apparatschicks (um es diplomatisch zu schreiben) auf dem SVSA haben also in der Vergangenheit immer und immer wieder ihre Korrespondenz an den Seidenweg gesandt, wo Bornhausers vor 44 Jahren weggezogen sind! Bei der Einwohnerkontrolle nachfragen? Im Twixtel nachschauen (wo sofort ersichtlich wird, wo meine Mutter heute wohnt), um dann im Thurgau bei den Kollegen Näheres in Erfahrung zu bringen? Zum Beispiel, seit wann Herr und Frau Bornhauser keine Motorfahrzeugsteuern mehr bezahlen? Äuä. Wozu auch?

Meine Mutter muss also unverzüglich (steht so geschrieben)

ihren Führerschein abgeben, mit dem «beigelegten Antwortcouvert» (welches aber nicht beigelegt war), am besten aber persönlich «am Schalter im 2. Stock unseres Amtes». Wie wichtig sich der Mann bei den «Administrativmassnahmen» dabei selber nimmt, davon zeugt das «Herr» von seinem Namen bei der Unterschrift. So oder so muss meine Mutter 290 Franken blechen, für ihre Nachlässigkeit.

Nachlässigkeit? Hier die Schwanzfeder der Sache: Meine Eltern haben beide zu ihrem 75. Geburi ihren jeweiligen Fahrausweis aus dem Jahr 1962, ausgestellt in Bern, zurückgegeben, in Frauenfeld, freiwillig. 1995! Merke: Die Thurgauer scheinen keinen besonders guten Draht nach Bern zu haben, wurde dem SVSA dies nicht mitgeteilt (oder die Berner haben das halt verhühnert, was angesichts der Umstände eigentlich nicht erstaunen würde).

Meine Reaktion: Alle Unterlagen gehen zu einem befreundeten Journalisten, der zu recherchieren beginnt. Und plötzlich geht alles sehr schnell: Der Abteilungsleiter a.i. der SVSA schickt meiner Mutter eine Art Beurkundung, die sie unterschreiben muss und

in der sie sozusagen eidesstattlich erklärt, dass sie den Ausweis vor 18 Jahren freiwillig zurückgegeben, seither kein Fahrzeug mehr gesteuert hat und das auch in Zukunft nicht mehr tun wird (ob ein Rollator auch ins Kapitel der Kategorie Fahrzeug fällt?). Sodann werde auch die «Entscheidgebür» von 290 Franken «aufgehoben». Interessant, übrigens: Im Brief fehlt das Wort... «Entschuldigung».

Einige Tage später erhält meine Mutter... waseliwas? Genau, die Rechnung über 290 Franken «Entscheidgebür Administrativverfügung: Entzug des Führerausweises». Und: Dem Journalisten gegenüber sagt der Abteilungsleiter a.i. wörtlich: «Wir werden im Sinne einer Qualitätsverbesserung unsere Arbeitsabläufe überprüfen und, wo möglich, anpassen.» Aha.

Ja! Sie haben Recht, liebe Lesende. Ich selber darf vom SVSA nach dieser Realsatire wohl kaum mehr jemals Grosszügigkeit erwarten. Und, wer weiss – vielleicht muss ich zur Strafe für diese Veröffentlichung nächstes Jahr bereits zur ärztlichen Alterskontrolluntersuchung antraben.

Schnarchkonzert in D-Dur, molto furioso

Es war halt wieder typisch «ich», kürzlich im Spital. Aufgrund besonderer Umstände, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, hätte ich ein Einzelzimmer beziehen können, bestand jedoch darauf, sozusagen mein Quartier während zehn Tagen in einem Vierer aufzuschlagen, weil da mehr «läuft». Klar, es kommt in einem solchen Fall ja auch auf den eigenen Gesundheitszustand an, aber ich fühlte mich soweit okay, wollte nicht im Einzelzimmer vereinsamen.

Meinen Entschluss sollte ich nicht bereuen, denn erstens waren meine Schicksalsgenossen «Gute», jeder mit seinem eigenen Leiden, und zweitens lernte ich dank meinem Vis-à-vis Rolf sogar den Magier mit dem Raben kennen, Vincent Raven (der allerdings ohne seinen Vogel vorbeigeschaut hat). Hoppla! Ein ganz und gar aussergewöhnlicher Zeitgenosse, macht man nicht den Fehler, ihn seines Auftretens wegen zu schubladi-sieren. Ein unglaublicher Typ. Aber davon soll hier nicht die Schreibe sein. Hier geht es um Handfestes.

Liebe Leserinnen, nicht wenige unter Ihnen werden wohl wissen, was es heisst, wenn Ihr Liebster nachts neben Ihnen liegt... und zufrieden vor sich herschnarcht, nicht wahr? Kein Wunder also – so jedenfalls die Aussagen eines Fachmanns für Schlafkomfort – werden für Paare ab einem bestimmten Alter immer weniger Doppelbetten ausgeliefert, sondern zwei breite Einzelbetten. Nun stellen Sie sich vor, geschätzte Leserinnen: Vier Her-

ren im besten Mannesalter, die nachts auf dem Rücken liegen. Wissen Sie, was da abgeht? Hier eine kleine Bestandesaufnahme.

Vladimir*, links von mir, ist leicht übergewichtig, BMI vermutlich 40+. Seine offensichtlichen Ernährungsungewohnheiten versucht er operativ in den Griff zu bekommen. Der Eingriff scheint ihn

Was jetzt kommt, das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts anderes als die Wahrheit: Nach Mitternacht strahlt ORF1 den Kultfilm «Easy Rider» aus, Sie wissen schon, wo Billy und Wyatt mit ihren Harley's quer durch die USA cruisen. Obwohl ich die Lautstärke meiner Kopfhörer aufdrehe, schafft es Vladi locker, die beiden Chopper zu übertönen. Nadis-na pennen a u c h



Rolf

und Fa-

bio ein, beide mit ihrem Schnarchen in totalem Missklang zu Vladimir. Wie soll ich denn da einschlafen können?

Nun, irgendwann hat die Schlaf-tablette auch bei mir gewirkt, aber erst lange nach dem unschönen Schluss des Road Movies mit Peter Fonda und Dennis Hopper zur Musik von Steppenwolf. Item. Gegen 6 Uhr erwache ich, als die

charmante Nachtwache bei uns ihre Runde dreht. Folgender Dialog: «Darf ich Sie etwas fragen?» – «Ja, sicher, ich hoffe, ich könne die Frage dann auch beantworten.» – «Sagen Sie, schnarche ich eigentlich auch so laut wie die drei anderen Herren hier?» Die Pflegefachfrau schmunzelt. »Ja, Herr Bornhauser, Sie haben ein kräftiges Organ, vor einer Stunde dachte ich, der Verputz bröckle hier in diesem Zimmer von den Wänden ab...» Haha, viel lustig.

In Sachen Einschlafen bin ich ein Fiinöggeli, ich kann das einfach nicht, wenn Geräusche mich daran hindern. Was also tun? Heureka! Unser Herr Sohn bekommt einen Anruf nach Hause: «Pädu, kannst Du mir heute husch deinen Armeegeschützmitschutz mitbringen, bitte?» – «Hä? Den Pamir? Was willst Du denn damit?» – «Was äch?» Es folgt danach aber, frei nach Max Frisch, kein Palaver. Stunden später liegt der Pamir bei mir auf dem Nachttischli, um dann gegen 22 Uhr montiert zu werden. Mit dem Resultat, dass ich wunderbar geschlafen habe. Und wohl auch geschnarcht. Aber äbe.

Übrigens: Vincent Raven kennt durchaus ein Rezept gegen das Schnarchen, er hatte aber keine Gelegenheit, es während seines Aufenthaltes unter Beweis zu stellen, weil wir im Gespräch alle hellwach waren. Ganz abgesehen davon, dass es offenbar jeweils nur für eine Nacht wirkt.

Thomas Bornhauser

*Name geändert

Sie wollten schon lange eine Üblo kaufen?

Nathan Road in Hong Kong. Die erste Adresse für Shoppers und jene, die es noch werden wollen, wenn zum Teil auch unfreiwillig unter gütiger Mithilfe ihrer Partnerin (und dank ihrer eigenen Kreditkarte). Alles, wirklich alles, das auf sich hält, ist dort vertreten, von A wie Armani bis Z wie Zegna. Selbstverständlich auch Rolex, Chopard, Richard Mille & Co.

* * * * *

«Hello, you want Swiss watch?», werde ich von einem jungen Mann angesprochen, an eben dieser eleganten Nathan Road, und zwar ausdrücklich nicht vor einem Uhrengeschäft oder vor einem Juwelier. Ob ich Interesse an einer Uhr «Made in Switzerland» hätte? Nein, nicht wirklich, aber schliesslich ist man als Schweizer anderen Menschen und Kulturen gegenüber bekanntlich aufgeschlossen. Will heissen: «Yes, why not?». Der Uhrenvertreter stellt sich als «John» vor, ich solle ihm folgen.

* * * * *

Lotse John peilt aber keinen Uhrenladen an der Nathan Road an, sondern bedeutet mir mit Handzeichen, dass ich ihm in eine Nebenstrasse folgen soll. «Wohin gehen wir?», will ich vom durchaus sympathisch auftretenden Händler wissen. «Wir sind gleich da.» In Hong Kong – zumindest für John – bedeutet «gleich da» im Klartext eine weitere Nebenstrasse, ihrerseits gefolgt von zwei kleinen Gässchen. «Wir sind da, folgen Sie mir ins Haus», meint John, der ständig am Handy hängt. «Moooment, Thomas...», höre ich eine unhörbare Stimme in mir, «...das alles scheint mir doch sehr dubios.» Und in der Tat: Die kleinen Geschäfte sind nur noch mit chinesischen Schriftzeichen angeschrieben, von internationalem Ambiente keine Spur mehr.

* * * * *

«Kommen Sie!», winkt mir John mit der linken Hand zu, weil die



rechte samt Handy am Ohr anliegt. Soll ich wirklich? Liest man nicht immer wieder von dummen Touristen, die im Ausland in die Falle tappen? Wenn wenigstens jemand bei mir wäre, der hier draussen warten und zehn Minuten später, sollte ich nicht wieder auf der Strasse stehen, Interpol, die Rega oder zumindest Bundespräsident Maurer um Hilfe bitten könnte. Wie auch immer: Ich vertraue meinen 195 cm Körpergrösse sowie 110 kg Lebendgewicht und folge dem schwächling gebauten John in den dunklen, schmalen Hauseingang, wo der Uhrenhändler meines Vertrauens bereits die Lifttüre geöffnet hat. Eine kurze Beschreibung des Lifts darf ich Ihnen nicht vorenthalten: John und ich haben knapp Platz, geschlossen wird die Kiste durch zwei ausziehbare Gittertüren. Päng! Im Tempo einer gehetzten Schnecke geht es aufwärts, ich in der Hoffnung, dass kein Tragseil reissen möge, jedenfalls nicht jetzt.

* * * * *

Im vierten Stock angekommen, es ist noch dunkler als unten im Korridor, klopft John an eine Türe. Niemand da, also nimmt er sein Handy, ruft jemanden an, worauf sich die Wohnungstüre wie von Geisterhand öffnet. «Follow me!»,

zum x-ten Mal. Thomas, Thomas, worauf hast du dich da bloss eingelassen? Auch hier laufen wir einem langen Korridor entlang, wobei ich mich mit den Schultern seitwärts leicht abdrehen muss, derart huereschmal wurde gebaut. Hinten angekommen, klopft John an die Türe, wir betreten einen wirklich sehr kleinen Raum.

* * * * *

Und im besagten Zimmer sitzen/stehen fünf Chinesen, John und ich haben kaum mehr Platz. «Er will eine Uhr», muss John zu einem der Einheimischen gesagt haben, denn eine Art Jackie Chan überreicht mir im Gedrücke ein umfangreiches Fotoalbum, das alle Uhren aus seiner Kollektion zeigt. Momol, genau so stelle ich mir den Verkaufsraum einer bedeutenden Uhrenmanufaktur öppe vor. «Lorex? Schopaa? Ülisnardä? Üblo?» Üblo tönt nicht schlecht, die Big Bang gefällt mir schon lange, liegt jedoch weit ausserhalb meines Budgets. «Wir haben die Big Bang, sogar King Size!», gibt sich Jackie Chan entzückt. Angesichts der engen Platzverhältnisse kann er sich nur mühsam abdrehen und nach einer alten Schuhschachtel greifen, die mit «IWC», «Hublot», «Bancpin» (für Blancpain) und mit «Lange+S.» angeschrieben ist.

Wohl um Kosten zu sparen, sind alle Uhren einzeln nur in schmale durchsichtige Plastiktüten abgepackt, die mit einem simplen Bostitch zugeklammert sind. Auch die Big Bang King Size. Ganz offen und ehrlich, das Ding entspricht ganz meinem Wunschdenken, eine genial schön gefertigte Uhr, in allen Details, samt unzerkratzbarem Saphirglas (echt!). «Was kostet sie?» Jackie Chan nennt mir den Preis. «Nun denn, goodbye gentlemen...», bemerke ich zu den Uhrenvertretern, als ich mich zur Türe quetsche und Herrn Chan die Uhr zurückhändige, «...da kann ich sie mir gleich in der Schweiz kaufen.» – «Warten Sie! Was wollen Sie dafür ausgeben, sie kommt mit zwei Jahren Garantie!» (Unter uns, liebe Lesende, diesen Garantieschein möchte ich ja sehen und für eine allfällige Reparatur in der Schweiz einem offiziellen Uhrengeschäft vorlegen.)

* * * * *

Ich nenne meine Vorstellung, worauf mir Jackie die Uhr wie eine beleidigte Leberwurst wieder in die Hand drückt und mir alle Vorzüge des «in Geneva» gefertigten Zeitmessers aufzählt, von den argwöhnisch blickenden Kollegen beobachtet. Zum Glück ist es im Zimmer derart eng, dass keiner spontan ein Messer oder eine Pistole ziehen kann. Jackie und ich würden mit unserem Verkaufsgespräch übrigens jedem orientalischen Bazar gut anstehen, brillant, wie wir verhandeln, zum Schluss gelangen wir sogar in preisliche Regionen, die durchaus vernünftig scheinen, Herr Biver als Hublot-CEO würde sich im Grab umdrehen, läge er bereits dort. Item. Ein paar Minuten später stehe ich wieder auf der Strasse. Die Rega und Herr Maurer können ihrem normalen Tagesgeschäft nachgehen.

Thomas Bornhauser

PS: Ich lasse bewusst offen, ob ich die Üblo schliesslich gekauft habe. Oder eben nicht.

Weshalb «Qin» beinahe nicht stattgefunden hätte...



Sie ist noch bis im November zu sehen, die fantastische China-Ausstellung in Bern, mit – als Höhepunkt – zehn Figuren der weltbekannten Terrakotta Armee, auch als Aechtes Weltwunder bezeichnet.

Es sind chinesische Bauern, die 1974 eine merkwürdige Entdeckung machen: Bei Feldarbeiten stossen sie plötzlich auf eine Tonfigur, deren Bedeutung sie sich zuerst nicht bewusst sind. Erst im Lauf der Zeit wird Wissenschaftlern klar, was in dieser Landschaft seit über 2'000 Jahren verborgen ist, nämlich das gigantische Grabmal des ersten Kaisers von China, von Qin Shi Huangdi (259–210 v. Chr.). Die heute als «Terrakotta-Armee» bekannte Ansammlung von rund 8'000 lebensgrossen Kriegerern und Pferden ist Teil der gewaltigen Grabanlage, deren Zentrum ein Abbild der Welt darstellt.

Der Grabhügel des Ersten Kaisers ragt als unübersehbare Erd-

pyramide im Tal des Wie-Flusses in Nordwestchina, ungefähr 40 Kilometer nordöstlich der Stadt Xi'an. Unter dem 78 Meter hohen Grabhügel liegt die bis heute nicht geöffnete Grabkammer. Dass zu diesem Grab weit mehr gehört als das Mausoleum, ist erst seit knapp 40 Jahren bekannt. Neben den bereits erwähnten Figuren gibt es gegen 200 weitere Beigabengruben und Stätten auf dem viele Quadratkilometer grossen Areal. Die ganze Anlage ist Abbild des Selbstverständnisses und Machtanspruchs des Ersten Kaisers.

Zurück jetzt aber nach Bern, ins Historische Museum, wo bereits weit über 100'000 Zuschauer die Ausstellung «Qin» gesehen haben. Ich darf Ihnen dazu zwei Sachen flüsternd mitteilen: Zum einen schreiben Sie in meiner Freizeit Berichte für das Bordmagazin von SkyWork Airlines, so auch zu «Qin». Und zum anderen wollte ich für diese Reportage kurz vor offiziellem Beginn der Ausstellung sozusagen exklusive Fotos ma-

chen. Das geht bei Bo folgendermassen: «Ha! Ich kenne doch den Direktor des Kunstmuseums Bern, der wird mir schon einen speziellen Fototermin mischeln können...», geht mir durch den Kopf. Gedacht, getan. «Sehr geehrter Matthias Frehner...», undsoweiterundsofort. Item. Bereits am nächsten Morgen kommt die Antwort, mit der Feststellung, dass just an jenem Tag um 17 Uhr ein spezieller Fototermin für ausgewählte Journalisten vorgesehen ist, der Vertreter von SkyWork sei dazu herzlich eingeladen: Die beiden ersten Kisten mit je einem Terrakotta-Krieger und einem -Ross würden exklusiv für die Medienfotografen geöffnet. Bo, also nichts wie hin, damit auch das Bordmagazin von SkyWork und die «Könizer Zeitung/ Der Sensetaler» zur Aufnahme kommen (siehe Foto). Die Einladung kam übrigens freundlicherweise vom Historischen Museum Bern, da «die Ausstellung bei uns, nicht im Kunstmuseum stattfindet. Und unser Direktor heisst übrigens Jakob Messerli.» Wunderbar. Wie hat ein kluger

Kopf einmal gesagt? Blamiere dich einmal täglich.

Des Fettnäpfchens noch nicht genug. Während der Medieninformation – unser «freier Journalist» inmitten der Profis von «10 vor 10», Reuters, Keystone, «NZZ» oder Radio SRF – weicht Bo, d'Nase wieder einisch z'vorderscht, einmal fürs Schweizer Fernsehen einige Schritte zurück, ohne zu merken, dass er sich dabei in ein Kabel verheddert, worauf beinahe – aber Glück gehabt, nichts ist passiert! – die halbe Beleuchtung runterkommt, zielgenau in Richtung der beiden inzwischen ausgepackten und freigelegten Terrakotta-Figuren, sehr zur Gaudi der Medienvertreter (auch Ruben Sprich von Reuters amüsiert sich köstlich: «Bo, Bo... Was machsch, wosch d'Usstellig sabotiere?»). Und eher zum Unverständnis der Museumsverantwortlichen. Bo wird sich in Sachen Blamage wohl gedacht haben, dass doppelt genäht besser hält.

Thomas Bornhauser

Wir Prozessoptimierer...

Wir alle – gemeint sind zumindest die Berufstätigen unter den Lesenden – leben in einer Zeit der vorgegebenen Prozesse, respektive deren Optimierung. Und wenn uns die gescheiterten Unternehmensberater dann einmal ad infinitum ad absurdum zwangsoptimiert und den Arbeitsplatzabbau beendet haben werden, wird jene Zeit anbrechen, in der sie uns eine zwingend notwendige Erhöhung der Arbeitsplätze empfehlen werden, weil die Prozesse aus Mangel an Manpower sich sonst nicht werden realisieren lassen. Sie können noch folgen?

Mario, Chrigu, Beat, Ändu, Üelu und ich waren kürzlich in unserem mittlerweile seit über 15 Jahren traditionellen Herren-Weekend, das erstmals im idyllischen Habkern stattgefunden hat, bei wunderschönem Wetter. Und damit wir uns gleich richtig verstehen, liebe Leserinnen und Leser: War 1998 durchaus noch Rambazamba angesagt, so ziehen wir heute gutes Essen und einen feinen Roten vor, zum Schluss von einer wunderbaren Cohiba aus Havanna mit einem schottischen Whisky abgerundet.

Eben, Tatort Habkern. Ein grosses Chalet, das vom Architekten seinerzeit nicht ganz prozessorientiert gebaut wurde, jedenfalls nicht, wenn das Zmorge draussen auf der Sonnenterrasse stattfinden soll, da eine Etage unterhalb der Küche gelegen. Weil erstmals im Berner Oberland im Herren-Weekend, haben wir das Auftischen am Freitagmorgen überhaupt noch nicht im Griff, ständig ist einer in den oberen Stock unterwegs, weil wir etwas vergessen haben. Mal sind es die Löffeli für die Eier, das Salz, der Orangensaft, die Gläser dazu, dann die Eier, die Konfitüre (obwohl eigentlich keiner danach fragt und das Glas entsprechend ungeöffnet bleibt), der Senf. Immerhin: etwas weniger chaotisch



geht es eine halbe Stunde später beim Abräumen zu und her. Ist ja auch vergleichsweise einfach(er).

Uns ist klar: So geht das nicht, es gilt das Auftischen ganz klar zu strukturieren und prozessorientiert durchzuführen, sonst laufen wir womöglich noch Gefahr, dass zum Beispiel die 3-Minuten-Eier hartkochen, weil eine entsprechende Sanduhr fehlt. «Hat es hier irgendwo im Chalet einen Flipchart, damit wir die Prozesse aufschreiben können, wenn wir uns zum Workshop treffen?», will einer wissen. Nachdem wir das Haus systematisch vom Keller bis in den Estrich durchsucht haben – prozessorientiert, auch die beiden Badezimmer und die Besenkammer wurden nicht ver-

gessen –, ist klar: Fehlanzeige. «Wie steht es mit einem Beamer? Chrigu als Informatik-Ass könnte unsere Gedanken gleich in eine Powerpoint-Präsentation umwandeln, allerdings auf höchstens 30 Seiten.» Nobis, kein Beamer vorhanden, nicht mal mehr die Leinwand, auf welche vor 30 Jahren die Dias projiziert wurden. Eine schöne Seich.

Den ganzen Freitag verbringen wir mit Gedankenaustausch, ohne alkoholische Getränke, viele der eingebrachten Ideen werden im Sinne eines praktischen Versuchs umgehend mehrmals durchgespielt («Der Anke kommt erst ganz zum Schluss auf den Tisch, wegen der Sonne.»), jeweils in leicht abgeänderter

Form. Fragt sich zum Beispiel: Wann ist der ideale Moment, um das Brot in Tranchen zu schneiden? Auf dem Schneidebrett in der Küche? Chasch danke. Das Schneidebrett kommt auf den Tisch, mit den Brotlaiben, damit sich jeder das abschneiden kann, was er wirklich will – und erst noch in der passenden Grösse. Gut, ja, stimmt sogar, die vielen Brosamen auf dem Tisch sind nicht das Gelbe vom Ei, Letzteres aber perfekt in 02:51 Minuten gekocht (das Wasser kocht auf 1'115 Meter über Meer schneller als im Tal, diesem Umstand haben wir natürlich Rechnung getragen), die Schalen haben bereits eine Markierung, wo sie optimalerweise zu köpfen sind. Genial.

Ich neige dazu, unser Sextett für den Spezialpreis der Jury am nächsten Swiss Economic Forum 2014 vorzuschlagen (Interlaken liegt schliesslich nur zehn Minuten von Habkern entfernt, sogar das wäre eine optimale kurze Anfahrtstrecke), denn die Prozessoptimierung für das Zmorge ist total, der vorletzte Vorschlag lautete wie folgt: Da wir sechs Herren nicht alle auf die Minute zeitgleich erwachen, wäre es denkbar, dass ein jeder individuell in die Küche geht, dort sein Frühstück ebenso individuell einnimmt und der Nachfolgende gleich die Tasse, den Teller und das Besteck übernimmt; ungewaschen, versteht sich, zum Schutz unserer Umwelt.

Wie gesagt, das war der vorletzte Prozessablauf. Und sogar den haben wir ultimativ optimiert. Und am nächsten Tag auf das Zmorge verzichtet. *Thomas Bornhauser*

Unter uns: Selbstverständlich hatten wir am Samstag ein ähnliches Tohuwabohu beim Auftischen, aber die Lebensqualität war unvergleichlich. Angeblich untaugliche Prozesse hin oder her.

«Sie da, halten Sie doch einfach den Mund!»

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Dieses Zitat von Matthias Claudius hat auch für Vielflieger Gültigkeit. Eine Story aus Prag. Vor vier Wochen passiert.

«Mir scheint, wir fliegen viel zu tief», bekommt mein Nachbar am Fenster zu hören. «Wie wollen Sie das wissen?» – «Wissen tue ich es natürlich nicht, es scheint mir einfach so, nach zehn Minuten Flug.» – «Wenn Sie es schon nicht wissen, dann hören Sie bitte auf, anderen Leuten womöglich Angst zu machen. Halten Sie doch einfach den Mund!»

Ungefähr 30 Sekunden später meldet sich der Flugkapitän «Meine Damen und Herren, wir haben ein technisches Problem, das vermutlich unsere Umkehr nach Prag notwendig machen wird. Wir gehen im Cockpit die Checkliste durch, melden uns wieder. Wir wissen aber bereits jetzt, dass es nichts Gravierendes ist.» Vermutlich muss ich einen leicht triumphierenden Ausdruck auf dem Gesicht haben, wie ich meinen Nachbarn anschau und das bekannte «V»-Zeichen mit Zeige- und Mittelfinger mache. Und der will natürlich wissen, wo der technische Defekt zu suchen ist. Wie soll ich das wissen? «Weshalb Ihre Vermutung, dass wir zu tief fliegen?» – «Mir fiel auf, dass der Pilot den Steigflug sehr früh abgebrochen hat und dann das Flugzeug in der Horizontalen hat weiterfliegen lassen.»

Der Nachbar, ein Endfünfziger aus dem ehemaligen Ostblock, scheint leicht verunsichert, leicht nervös. Ich kann ihn beruhigen: «Alles ist in modernen Flugzeugen doppelt und dreifach gesichert. Sobald eine Lampe



aufleuchtet, gibt es Vorschriften zum Sicherheitscheck, deshalb musste das Cockpit vermutlich sofort den Steigflug abbrechen.» Es sind gute Fragen, die mein Nachbar umgehend stellt, womit ich zu einer Art Vertrauensperson mutiere, und das nur Minuten nach seinem blöden Misstrauensvotum. Ich erkläre ihm, dass, sollten wir die Maschine wechseln müssen, dieses auf der Heimbasis für die Airline einfacher ist als im Ausland. «Sollte sich der Defekt nicht schnell beheben lassen, können wir womöglich in eine Ersatzmaschine gleichen Typs umsteigen, ohne dass alle wegen einer anderen Sitzordnung neu einchecken müssen.» Wir palavern dann über die Konsequenzen einer neuen Maschine anderer Machart, ich lenke ihn ab: «Stellen Sie sich vor, wir müssen in eine kleinere Maschine. Wer fliegt mit jener, wer später, wird Gepäck aus- oder umgeladen?» Tohuwabohu total.

Einige Minuten danach spricht der Pilot zu seinen Schäfchen, es ist mucksmäuschenstill. Etwas klemmt bei den Landeklappen. Umkehr. Mein Nachbar schaut ängstlich zu mir rüber. «Easy, die Kiste landet auch so, einfach

Ovation.

Einige Minuten später sind wir an der Andockstation. Der Pilot meldet sich, erklärt den weiteren Verlauf und erzählt davon, dass jetzt auch noch der Andocktunnel defekt ist und nicht ans Flugzeug angefahren werden kann, weshalb die Passagiere die Maschine hinten durch den Notausstieg verlassen müssen (nicht mit der Notrutsche zu verwechseln). Aber auch das dauert seine Zeit, weil «im Moment nicht genügend Bodenpersonal anwesend ist, um uns Passagiere zum Gate zu begleiten.» Immerhin: Zehn Minuten später steht die Meute wieder da, wo sie bereits vor einer Stunde war. Am Gate 1. Wir warten auf weitere Informationen, viele der Reisenden wollen sich am einzigen Kaffeeautomaten bedienen, aber auch der ist defekt. Mister Murphy lässt grüssen.

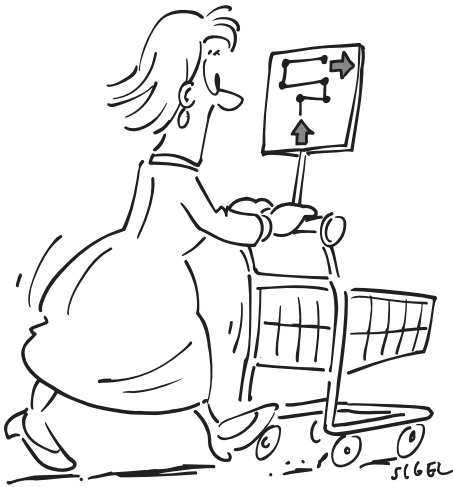
Dann aber geht es echt ruckzuck. Keine Stunde später sitzen wir in einer Ersatzmaschine gleichen Typs, bereit für den Rückflug nach Zürich. Der Flugkapitän: «Meine Damen und Herren, die gleiche Crew, die gleichen Passagiere, eine andere Maschine. Wir verzichten darauf, alles zu wiederholen, was wir Ihnen bereits einmal gesagt haben, schliesslich wollen Sie schnell nach Zürich.» Dann rollt das Flugzeug nach hinten, sehr weit nach hinten, in Richtung Morast neben der Piste... Ob das Cockpit wohl einen Rückspiegel hat? Es hat offenbar (oder der Pilot ein gutes Gschpüri). Wenige Minuten später sind wir wieder in der Luft. Vor der Landung zeige ich Sitznachbarn Vaclav – die tschechisch-schweizerische Verbrüderung hat stattgefunden – wie die Landeklappen ausgefahren werden, weil wir schön hinter der Tragfläche sitzen. Sein Lächeln hat etwas Beruhigendes.

Thomas Bornhauser

nicht ganz so langsam und so gemütlich.» Das bestätigt Kollega Captain Augenblicke später. Wir werden mit vergleichsweise hoher Geschwindigkeit landen und vermutlich die ganze Länge der Landebahn beanspruchen. «Und keine Panik, wenn Sie plötzlich Feuerwehr, Löschfahrzeuge und Krankenwagen sehen, das ist Routine, Standard, sozusagen grosser Zapfenstreich, wenn es eine unvorhergesehene Landung gibt.» Die Zusätze «Leichenwagen» und «Bruch» bei der Landung verklemme ich mir. Übrigens: Alle Leute geben sich bemerkenswert cool, nirgends scheint Panik (es folgt eine wunderbare Wortspielerei) im Anflug, einzig dumme Witze sind zu hören.

Minuten später setzt das Flugzeug mit einem Affenzahn auf der Landebahn auf. Kaum haben die Räder den Boden berührt, beginnt eine Art Schnellbremsung des Flugzeugs, die die Passagiere anständig in ihre Gurten nach vorne drückt. Als die Maschine zum Stillstand kommt, ungefähr 100 Meter vor Ende der Piste, gibt es spontanen Szenenapplaus aus dem Publikum, nur die Gurten verhindern eine Standing

Wenn Grossätti alles zurückstellen muss...



Grossverteiler geben heute Millionen dafür aus, um die Laufwege ihrer Kundschaft in Erfahrung zu bringen. Geforscht wird dabei auch mit dem elektronischen Auge, in einer virtuellen Welt rund um die sogenannten Bück-, Greif- und Reckzonen. Dabei ist die Sache denkbar einfach und günstig: Man muss bloss, einem Tennis-Schiri gleich, die Augen offen halten.

Bevor das Shoppyländchen in Schönbühl vor einigen Jahren komplett umgebaut wurde, gab es oberhalb des Migros-Supermarkts ein grosses Sitzungszimmer. Zog man dort die Vorhänge, hatte man einen wunderbaren und fast nicht einsehbaren Hochsitz zur Beobachtung der Kundenströme, wie es im Fachjargon heisst. An einem Samstagmorgen habe ich einmal ungefähr drei Stunden dort verbracht, um die Kundinnen und Kunden zu studieren. Und in dieser kurzen Zeit liessen sich folgende Kategorien von Einkaufenden bestimmen.

Die Hausfrau

An ihr beissen sich die Werbeheinis die Zähne aus, denn die fast täglich einkaufende Hausfrau weiss genau, was sie braucht. Und was nicht. Entsprechend

desinteressiert läuft sie an strategisch optimal platzierten Degustationsständen vorbei («Merci, nei.»). Ganz klar zur Hand: Der Einkaufszettel, die benötigten Produkte in chronologisch richtiger Reihenfolge ihres Fussmarsches durch den Supermarkt notiert. Spontan kommt da nichts mehr in den Einkaufskorb, auch keine «In Aktion 50%»-Artikel, denn davon stehen noch einige Packungen im Vorratsraum, entsprechend werden zuerst jene aufgebraucht.

Der Hausmann

Ähnlich wie die Hausfrau, mit leichten Abweichungen, was Degustationen, Aktionsartikel und Parcourskenntnisse anbelangt.

Der Studi

Der klassische M-Budget-Kunde, aber sich durchaus bewusst, wo das beste Preis-/Leistungsverhältnis zu finden ist. Kauft in ein- und demselben Supermarkt ein, weiss wo die Produkte sind, so dass er schnell wieder an der frischen Luft ist, weil kein begeisterter oder bekennder Shopper.

Der Marathonläufer

Zu vergleichen mit dem Studi, ohne aber zu wissen, wo sich was genau befindet, weil er als Single an verschiedenen Orten einkauft, mal beim Traiteur, dann wieder

im klassischen Supermarkt oder beim Discounter. Also läuft er hin und her, bis er alles beisammen hat. Und läuft, und läuft, und läuft.

Der Wocheneinkäufer

Der erklärte Liebling aller Marketing- und Werbeleute (im Gegensatz zu den öden Online-Bestellern, die ihren Kühlschrank ganz nüchtern auffüllen lassen, virtuell, wenn möglich auch noch mitten in der Nacht, emotionslos, von der Langeweile geplagt, als wäre er ein reiner Futtertrog): Hier kommt ihre Motivations- und Manipulationskommunikation voll zum Tragen. Weil er nur am Samstag postet, hat er die Übersicht längst verloren, was er wirklich braucht. Also wird aus einem Bauchgefühl heraus eingekauft, kein Degustationsstand ausgelassen. Entsprechend ist der Umsatzgarant immer mit einem grossen Einkaufswagen unterwegs, niemals mit einem blossen Körbli.

Das Rentner-Ehepaar

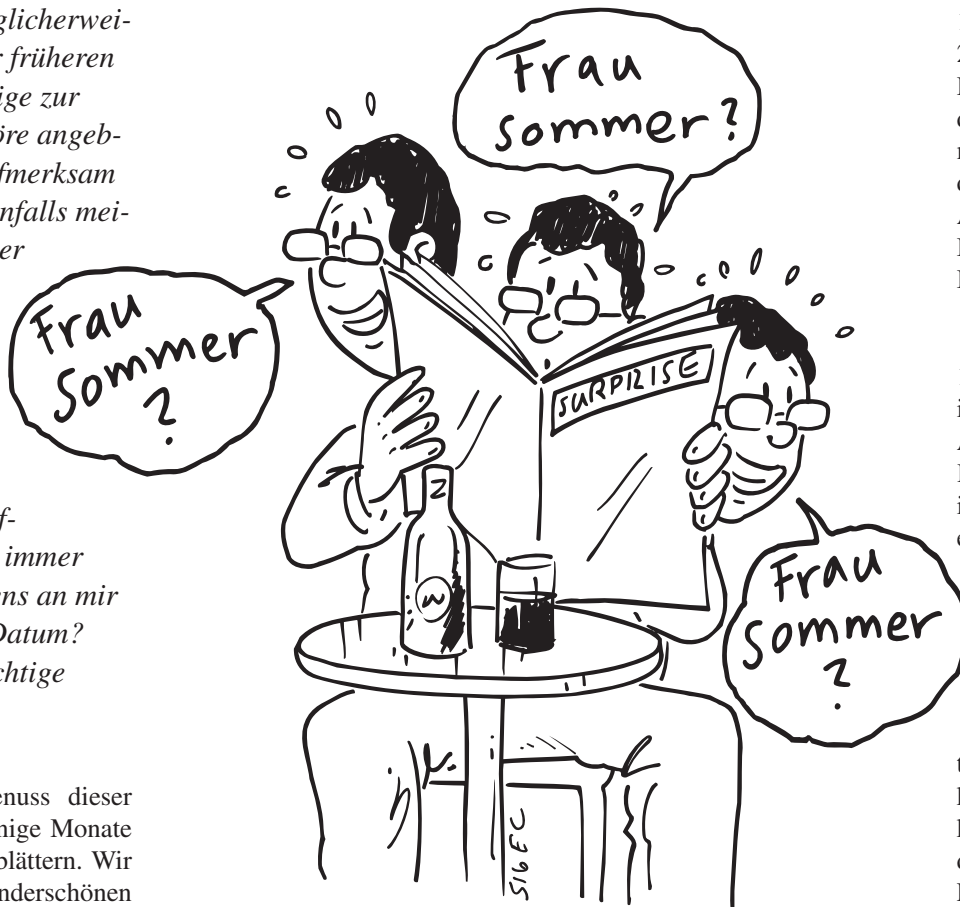
Köstlich! Grossätti schiebt den Einkaufswagen, stützt sich darauf ab, seine ihn liebende Gattin aber behält eisern das Kommando über das Posten, Widerstand

zwecklos, seit vielen Jahren schon. Und um die zu Fuss zurückzulegende Strecke zu optimieren (mann ist schliesslich nicht mehr 40), der weibliche Befehl an ihn, jeweils samt Wagen an einem bestimmten Ort zu warten, selbstverständlich abseits der Degustationsstände, derweil sie das eine oder andere aus den Gestellen holt, um danach – wie ein Vogelweibchen, das ihr Nest baut – das Benötigte ins Wägeli zu legen. Da kann es halt schon mal vorkommen, dass Grosi unterwegs eine Bekannte trifft. Will heissen: Palaver, Palaver. Derweil langweilt sich Grossätti und beginnt, die Waren in den Gestellen genauer zu betrachten, was logischerweise dazu führt, dass der eine oder andere Artikel seinen unverhofften Weg in den Shoppingwagen findet. Allerdings nicht für lange, denn sobald s'Grosi die Basis erreicht hat, werden die Spontanitäten zurück ins Gestell gelegt. Nüt isch gsi.

Thomas Bornhauser

«Entschuldigung, sind Sie Frau Sommer?»

Sie wissen es (möglicherweise nicht) aus einer früheren Realsatire: Ich neige zur Vergesslichkeit, höre angeblich auch nicht aufmerksam zu, behauptet jedenfalls meine Frau mit schöner Regelmässigkeit. Item: Wenn ich irgendwo ein Treffen abgemacht habe und mein Vis-à-vis nicht pünktlich auftaucht, zweifle ich immer erstens und zweitens an mir selber. Richtiges Datum? Richtiger Ort? Richtige Zeit?



Für den vollen Genuss dieser Story müssen Sie einige Monate im Kalender zurückblättern. Wir schreiben einen wunderschönen Sommertag. In Zürich. Mit der mir noch unbekanntesten Esther Sommer habe ich ein Rendezvous, beruflich. Um 15:00 Uhr, unmittelbar beim Hauptbahnhof, an der Neuen Europaallee. Tatort: Der In-Treff «Hin & weg», dessen Name ich aber dummerweise sofort vergesse, weil sich bei mir stattdessen «Uf & dervo» auf der geistigen Festplatte eingegraben hat. Und dafür kann ich nun wirklich nichts. Vor dem besagten Gespräch um 15:00 Uhr habe ich um 11:30 Uhr mit einer Kollegin zum Zmittag abgemacht. Weil (wie üblich) zu früh, kundschafte ich vor dem Mittagessen noch husch die Gegend um den HB Zürich aus, damit ich das «Uf & dervo» später sofort finde und nicht in Panik ausbreche. Voilà, die Chose erweist sich als bubiefach: Beim Ausgang des HB rechts, dann links, zum Schluss nochmals rechts, nach 100 Metern findet man das «Uf & dervo». Genau so hat mir Esther Sommer den Weg beschrieben.

Nach dem Zmittag (ich war tatsächlich zur richtigen Zeit am richtigen Ort) fahre ich mit der S-Bahn in den Hauptbahnhof zurück und bin wie üblich... viel zu früh im «Uf & dervo». 50 Minuten zu früh, um genau zu sein. Was jetzt? Indoor mit dem Laptop arbeiten? Draussen die Sonne geniessen, mit einer Cola «Fritz Kola» aus Hamburg? Ich entscheide mich für Variante 2 und schnappe mir im Zeitungsgestell eine Ausgabe des «Surprise»-Magazins, das ich schon lange einmal näher studieren wollte. «Ein guter Entscheid, hier draussen zu warten», geht mir alle paar Minuten durch den Kopf. Ein wunderbarer Tag. Um 14:55 Uhr schaue ich mir sicherheitshalber noch die letzte Mail an, die Esther S. von mir erhalten hat: «Bis dann, 15:00 Uhr, freue mich!»

15:02 Uhr: Ich krame die ausgedruckte Mail nochmals aus dem Rucksack, checke die Koordina-

ten. Das Datum stimmt, die Zeit auch, 15:00 Uhr, der Ort ebenfalls, im «Uf & dervo», das aber an der Fassade mit einem anderen Namen angeschrieben ist.

15:03 Uhr: Wie Frau Sommer wohl aussehen mag? Eine ungefähr 50-Jährige (scheinbar leicht Verklemmte) schleicht um die Tische herum, ich schaue sie bewusst an. Keine Reaktion. Sie verschwindet ins Lokal, kommt nach ungefähr drei Minuten wieder vors «Uf & dervo». Ich schaue sie noch einmal bewusst an und stelle grediuse die Mutter aller Fragen: «Entschuldigung, sind Sie Frau Sommer?» – «Nein!» kommt leicht gereizt retour (den «Du Trottel!» hat sie vermutlich für sich behalten), worauf sie sich an einen Tisch setzt. Vermutlich wird sie sich über die dämliche Anmache dieses Idioten nerven. Peinlich.

15:10 Uhr: Ob es die attraktive 25-Jährige ist, die ihre heissen Hotpants mit einem Lächeln auf dem Gesicht spazieren führt, mich aber keines Blickes würdigt und vorbeiläuft, direkt in die Arme ihres Lovers (Einschätzung Bo), der bis jetzt nicht in meinem Blickfeld war.

15:15 Uhr. Auf dem Handy ist keine SMS, kein «Anruf in Abwesenheit» auszumachen. Kunststück, Frau Sommer und ich haben unsere Natelnummern einander gegenüber nie erwähnt, der Treffpunkt schliesslich unmissverständlich.

15:16 Uhr: Zum wiederholten Mal lese ich den bereits erwähnten Ausdruck. Und noch immer keine Frau Sommer. Derweil kommt eine Pensionierte mit Pudel auf die Tische zu. Sicher nicht Frau Sommer.

15:20 Uhr: Die offene Panik, bestimmt habe ich wieder etwas falsch gemacht, also lese ich die ausgedruckten Mails durch, die ich sicherheitshalber mitgenommen habe. Nein, alles okay. Ob sich Frau Sommer selber überlistet hat? Weil ich mir selber nicht traue, bleibe ich hocken.

15:25 Uhr. Eine Velofahrerin kommt auf das «Uf & dervo» zu, mit hochrotem Kopf. Sie hält bei meinem Tisch an. «Herr Bornhauser?» – «Ja. Frau Sommer?» – «Ja, ich habe Sie um 15:00 Uhr am Treffpunkt im Hauptbahnhof erwartet, wie in meiner letzten Mail vorgeschlagen, da Sie unsicher waren, ob ein Berner auf Anhieb das «Hin & weg» findet...» Ouw, mir dämmert etwas. Stimmt nämlich, nach meiner letzten Mail kam doch wirklich eine abschliessende Antwort von Frau Sommer. Typisch Thomas.

Thomas Bornhauser

Die etwas andere Weihnachtsgeschichte

Landauf, landab spielen Schulklassen und Laienschauspieler zurzeit die Weihnachtsgeschichte, nach klassischem und biblischem Vorbild: Christus in der Krippe, im Stall, Joseph und Maria, das Eseli, der Stern von Bethlehem, O Du Fröhliche. Na, Sie wissen schon. Schon lange trage ich die Idee einer etwas anderen X-MAS-Story in mir rum, finde aber keinen Regisseur, der sie mir auf die Bühne bringt. Und so blieb die Sache halt unveröffentlichter Rohtext.

Zeitgenössisch heisst der Stall, der sich in 3027 Bethlehem befindet, unweit der Autobahnabfahrt zum Freizeit- und Einkaufszentrum Westside, im Hostal «Zur frohen Botschaft». Die beiden Hauptdarsteller: Der Rapper Bligg als Joseph, kurz «Joe» genannt («Mir sind zur Niederkunft anecho, und sind im Stall drum huerefroh...»), sowie Xenia Tschoumitcheva in der Rolle als Jungfrau Maria. Im Highend-Buggy mit einer froschbeinartigen Federung und geländegängigen Zweirad-Positionen von Bugaboo: George Alexander Louis als jüngstes Mitglied des hippen Trios.

Auf dem grossen, gebührenpflichtigen Parkplatz mit einer grossen Bronzeplastik von VCS-Präsidentin Evi Allemann (voller Tauben) sind – dem Anlass entsprechend – die verschiedensten Mittel der Fortbewegung zu sehen: Fury, Mister Ed, Zorro's Ross und der kleine Onkel von Pippi Langstrumpf ebenso wie das Batmobil, Herbie, der Aston Martin von 007 und ein Maserati mit Augsburger Kennzeichen.

Während Maria in den Wehen liegt, klopft es an der Türe. «Wer mag das sein, um 10 vor 10?», geht es Joe durch den Kopf, der die Hand seiner Frau kurz los-

lässt, um nachzusehen. Draussen steht Christine Maier, mit zwei Fotografen. «Het d'Maria scho geworfe?», will sie wissen. «Das isch schön, bisch cho, aber dem sait mer nöd eso!» – «Oups, sorry, mir überzaichne halt ab und zu...». Joe macht der Journalistin klar, dass ad-hoc-Familien-sprecher Edward Snowden «es» der Welt schon verkünden wird, wenn denn einmal soweit.

Also zieht Frau Maier mit ihren Paparazzis von dannen, in die nahegelegene Beiz «Drei Könige», wo aus den Lautsprechern Robbie Williams mit «Let me entertain you!» läuft und wo die drei Weisen aus dem Morgenland ihrerseits an der Theke auf den Auftritt warten: Bernhard Russi («Isch dr Fotograf vor Schwyzer Illustrierte scho da?»), Bernard Thurnheer («Isch dr Fotograf vor Schwyzer Illustrierte scho da?») und Nella «Die Auferstandene» Martinetti («Isch dr Fotograf vor Schwyzer Illustrierte scho da?»). Kunststück, ist Frau Maier frustriert. Neben Bernard T. steht Wenke Myhre. «Was machst Du denn da?», will sie von der Norwegerin wissen. Ungefragt meldet sich der brillianteste Sport-

reporter aller Zeiten: «Als eine vo de drai Waise muss ig em Christuschind Myrre mitbringe, hesch im Religionsunterricht nöd uffasst, Christine?».

Aus einer dunklen Ecke ist Knatsch zu hören. «Gönd emal gho luege», zwinkert Frau Vielleicht-einmal-Gaydoul ihren Adlaten zu. Und siehe da: Es balgen sich um die Rolle als verkleidetes Eseli Beat Schlatter und Peach Weber. «Du bisch en miesi Ratte!», ist zu hören, wobei unklar bleibt, wer das gesagt hat. «Und du en blöde Chatzedieb!» Diskret klicken die beiden Nikon, das Titelbild für die nächste Sonntagsausgabe ist im Kasten.

Im Kreisstall nähert sich die Sache derweil allmählich ihrem Höhepunkt, sozusagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit, nur Joe («Itz ghots nümme lang, mer gseht s'Chöppli scho fang»), Maria, ein nicht genannt sein wollender Geburtshelfer und der bereits einmal erwähnte Edward Snowden sind beisammen.

Knapp vor Mitternacht wird der Welt die frohe Botschaft verkündet und zwar nicht durch einen hellen Rauch aus dem Chemi steigend («habemus Christi»), sondern durch den Familiensprecher sowie einem grossen goldenen Schweif im Nachthimmel, mit Laserkanonen gezeichnet, die auf dem Schilbärtödökurschenäplatz vor dem Westside stehen.

Zur Überraschung aller spielen kurz nach Mitternacht vor dem Hostal «Zur frohen Botschaft» die «Roten Rosen» auf, alias «Toten Hosen», in einer Art Privatkonzert, wie am 19. April 2012 im Dachstock an der Schwanengasse 3 in Bern. Die grosse Gästeschar – unter ihnen auch Adolf Ogi, der verzweifelt nach dem Fotografen der Schweizer Illustrierten sucht, damit auch diese Woche in einem Heftli abgebildet – gibt sich ob den Songs entzückt, vor allem bei «O Tannenbaum», wo Campino seine Fingerfertigkeit auf der Blockflöte zum Besten gibt.

Zum Schluss stimmen alle auf ein «Joy to the World» an. Hal-lalujah!

Thomas Bornhauser



Die «Probleme» der Konsumentenschützer und des lieeeben mdb

Hand aufs Herz: Ist Ihnen auch schon aufgefallen, wie gewisse Konsumentenmagazine und -sendungen ihre sogenannten Gefässe füllen? Sicher nicht mit wirklich neuen Erkenntnissen – das passiert vielleicht alle sechs Monate einmal, wenn überhaupt –, sondern mit bewährtem Wiederkäuen, wie den Lachs vor Weihnachten.

Und wenn halt wirklich ein neues Thema auf den Esstisch muss, dann vielfach nach dem Motto «Jetzt machen wir das Anliegen von Genoveva Hämmerli zu einem nationalen Thema», sodass Frau Hämmerlis persönliches Problem mit einem neuen Verschluss bei einem Erdnüsslisack den Weg in alle Apéroschäleli dies- und wenn möglich jenseits der Schweizer Grenzen findet. Nüssli-Esser dieser Welt, vereinigt euch!

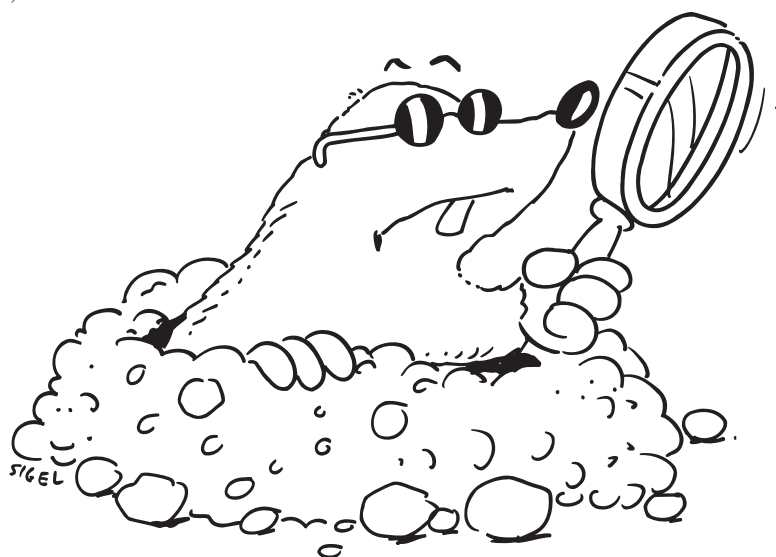
Falsch. Ganz falsch. Diese Kurzgeschichte ist keine Retourkutsche eines angeblich frustrierten (ehemaligen) Pressesprechers im Detailhandel, der nicht weiss, wie er die Tage seit seiner Pension ausfüllen soll. Aber heute steht es ihm – mir – frei, auch einmal einen Pfeil in Richtung Konsumentenschutz und Medien abzuschliessen, denn wer austellt wie ein Weltmeister – auf mdb* werden wir diesbezüglich noch zu sprechen kommen –, der soll(te) auch wie ein Söttiger einstecken können, obwohl uns der berufliche Alltag

in der Regel das Gegenteil lehrt, weil einzelne Medienschaffende mit den Nehmerqualitäten eines Provinzboxers ausgestattet sind. Sehr dünnhäutig.

«Wir fordern...». Das der Lieblingspruch einer bestimmten Konsumentenschützerin (SS2*). Ehrlich gesagt, wäre ich an ihrer Stelle, ich würde auch bei jeder Gelegenheit fordern (selbst wenn ich von gewissen Themen keine Ahnung hätte – who cares?), öffentlichkeitswirksam, lautstark. Macht sich doch immer gut, den Winkelried zu spielen. Denn damit kann man es, wie wir wissen, sogar zur Bundesrätin schaffen, wobei ich jener Zeitgenossin (SS1*), die erst noch im Lesegebiet dieser Zeitung wohnt, zu Gute halten muss, dass sie seinerzeit (ihrerzeit, um politisch korrekt zu bleiben?) bei Podiumsdiskussionen erstens zuhören konnte und, zweitens, in der Materie sattelfest war. Chapeau.

Item. Ich darf Ihnen einige der wirklichen Probleme unseres Landes aus Sicht der Konsumentenschützer aufzeigen: Ein Konsumentenmagazin lässt zum Beispiel auf vier Seiten («Wie um Himmels Gottes willen fülle ich die aktuelle Ausgabe?») für die tumben Hausfrauen die Tauglichkeit von Schneidebrettern untersuchen, klärt uns Eidgenossen auf, wie hoch der Anteil von Tomatenschalen in Pelatibüchsen ist, oder der Anteil von Wasser bei geschnetzelm Pouletfleisch. Geht so richtig unter die Haut, bereitet schlaflose Nächte, nicht wahr?

Eine spezie pro rara – sozusagen der Maulwurf (sind die nicht schier blind?) unter den hiesigen Tischen – stellt mdb dar, dessen einzige Lebensaufgabe es scheint, mit dem Zeigefinger auf Unzulänglichkeiten der grossen Detailhändler zu zeigen. Migros, Coop, Denner, schämet nech! Pfui, pfui, pfui! Und weil selbst meine Realsatiren doch ein Mi-



nimum an Gehalt aufweisen sollen, verzichte ich bewusst darauf, die vielen hartnäckigen Recherchen des mdb im Detail aufzuzeigen, der sich übrigens öffentlich daran stört, dass ihn Firmen mit «Lieber Herr mdb» anschreiben, da ihm zu anbiedernd. Nun, würden die besagten Unternehmen schreiben, wie ihnen wirklich zumute ist, mit ihm korrespondieren zu müssen, ein «Mit der Ihnen gebührenden Achtung» würde vielerorts abschliessend zu lesen sein. Aber auch darüber würde er sich vermutlich coram publico auslassen.

Sein Meisterwerk an Kritik hat er mit einer Kolumne über – wie auf den Packungen erwähnt – mögliche Rückstände in Lebensmitteln wie Brot oder Biscuits abgeliefert. «Was haben Rückstände von Erdnüssen, Mandeln, Paranüssen oder Pistazien in Butterguetzli verloren?», fragt er und fügt gleich seine logische Konsequenz an: «Wann wird zu lesen sein, dass das Produkt möglicherweise Schweisstropfen oder Haare beinhaltet?» Liiiiieber mdb, schon mal etwas von Allergikern gehört, für die diese Angaben unter Umständen überlebenswichtig sein können? Und, wie ich Ihnen bereits vermutend vor meiner Pension geschrieben habe: Ich vermisse wirklich Vieles aus dem beruflichen Alltag, aber nicht alle(s).

Thomas Bornhauser

* Namen der Redaktion bekannt!

Ministerium für Staatssicherheit

9. November 1989. Die Berliner Mauer fällt, nachdem der Pressesprecher der SED, Günter Schabowski, den Journalisten nur eine Stunde zuvor an einer Medieninformation in Berlin-Ost eine klare, aber eben falsche Aussage gemacht hatte, weil auf die entsprechende Frage eines Medienschaffenden unvorbereitet (da sieht man wieder, was für einen Einfluss Pressesprecher auf die Weltpolitik haben können). Item: Wer heute nach Berlin reist, der wird vor allem rund um den Alexanderplatz mit (nachgemachten) UdSSR-Bärenfellmützen oder DDR-Hüten beglückt. Ich selber habe seit 1990 einen original DDR-Hut mit der Aufschrift «Ministerium für Staatssicherheit». Und hier beginnt eine nette Geschichte, wenn auch erst 23 Jahre später.

Im Innern des Hutes (NVA, 58, 1856/1) stehen vollständiger Name, Funktion und Zuteilung des ehemaligen Inhabers*. S.M. war demnach als Stasi-Mitarbeitender Soldat im 1. Zug der 7. Kompanie. Letztes Jahr hat mich interessiert, ob ich S.M. ausfindig machen könnte. Einfach so. Ohne konkrete Vorstellung, was ich ihm sagen würde. Nun müssen Sie wissen: Der Mann heisst nicht Stefan Meier, das hätte den Erfolg meiner Suche vermutlich verunmöglicht. S.M. trägt zwei eher ungewöhnliche Namen. Via Google mache ich mich auf Spurensuche.

Konkret kommen in deutschen Landen nur fünf Männer in die engere Wahl, alle mit dem gleichen Namen wie S.M.. Ich beginne, intensiver zu recherchieren. Drei der Kandidaten fallen rasch ausser Rang und Traktanden, weil viel zu jung oder eben viel zu alt. Verbleiben also noch zwei

S.M., die mich interessieren. Ich nehme via Mail mit jenem in Magdeburg Kontakt auf, schreibe ihm aber noch nichts Konkretes. Er antwortet subito, stellt sich aber als ehemaliger Wessi heraus. Nix Ossi oder Stasi.

Beim fünften S.M. hingegen wird es interessant. Je mehr ich recherchiere, desto mehr Anhaltspunkte sprechen dafür, dass er der (einzig von mir) gesuchte Stasi-Mann sein könnte. Heute leitet «S.M.-Nummer 5» demnach ein mittelgrosses Unternehmen in einer Stadt auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Mal sehen, ob ich ihn am Telefon erreiche.

Die Telefonistin wundert sich ob dem Anliegen des Anrufers aus der Schweiz, vor allem, weil er ihr à tout prix nicht verraten will, was er genau von – so die Sprachregelung der Dame – «Herrn Doktor M.» im persönlichen Gespräch möchte. «Seien Sie mir nicht böse, aber das werde ich ihn selber fragen, sozusagen unter vier Ohren.» Immerhin so viel: «Wissen Sie, ob Herr Doktor M. Ende der Achtziger in Ber-

lin gelebt oder gearbeitet hat?» Just als die Mitarbeiterin zu einer vermutlich konkreten Antwort ansetzen will, bricht sie die Info ab: «Das müssen Sie ihn schon selber fragen», bleibt als Überbleibsel zurück. «Sehen Sie, da stimmen wir beide ja überein, es wäre toll, könnte ich Herrn Doktor M. sprechen.» – «Einen Moment, bitte.»

Sekunden später meldet sich S.M. persönlich am Telefon. Ich erkläre ihm, wer ich bin und was ich zu Hause auf der Musicbox (vor einer USA-Fahne) liegen habe. Plötzlich merke ich, dass ich ins Leere spreche. S.M. hat aufgehängt. Nächster Anruf in die Firma. Wieder ist die mir mittlerweile bekannte Telefonistin am Apparat. Und hat News für mich: «Es tut mir leid, Herr Doktor M. ist für Sie nicht zu sprechen.» Ende der Durchsage, auch sie beendet das Gespräch einseitig. Soso. Eine merkwürdige Sache, nicht wahr?

Mit verschiedenen möglichen Mailadressen (ich weiss ja, wie die Firma heisst, kann mich auf

ihrer Homepage orientieren, wobei keine direkte Mailadresse für S.M. zu lesen, wohl aber seine Foto zu sehen ist) versuche ich es schriftlich, virtuell. Vier der fünf Mailadressen erweisen sich als untauglich, aber «Nummer 5» scheint S.M. zu erreichen, jedenfalls kommt hier keine Fehlermeldung des Servers.

Selbstverständlich mag S.M. nicht antworten, auch auf weitere zwei Mails nicht, womit ich meine Übung abbreche. Irgendwie kann ich Herrn M. sogar verstehen, denn wer wird heute gerne mit seiner möglicherweise unrühmlichen Vergangenheit konfrontiert? Nun gut, als Erpresser liesse sich vielleicht sogar Kasse machen («Herr M., was ist Ihnen meine wohlwollende Verschwiegenheit denn so wert?»), weil aber auf diesem Gebiet ein Greenhorn, lasse ich es mit diesem Schluss bewenden.

Thomas Bornhauser

*Die Initialen von S.M. wurden gegenüber dem echten Namen leicht verändert. Man weiss ja nie...

Was kümmert uns denn die NSA?

«Angela, wie geht es dir denn so?», will Barack Obama von Frau Bundeskanzlerin wissen. «Tu nicht so, du weisst es genau...». Oder auch, bei einem Schulbesuch des US-Präsidenten in der vierten Klasse. Ein Schüler: «Mister President, mein Vater sagt, dass...». Weiter kommt der Bueb nicht, weil er von Herrn Obama unterbrochen wird: «Jeff, unter uns, dein Vater ist gar nicht dein Vater...». Das bloss zwei Witze nach den Enthüllungen des Herrn S. zu den Praktiken des US-Geheimdienstes NSA.

* * * *

Wenn ich es mir so richtig überlege: Den NSA brauche ich gar nicht, um an geheime Daten heranzukommen, dazu reichen locker auch Fehlleitungen von Mails. Eine Vorbemerkung zur heutigen Geschichte. Für mich ist nachvollziehbar, weshalb ich diese an sich vertraulichen Mails erhalten habe, weil ich aber niemanden blossstellen will, verzichte ich ausdrücklich darauf, Details dazu oder Namen zu verraten. Ausnahme ist dabei Beispiel 2 in Sachen Anwalt, da habe ich echt keine Ahnung, wie ich auf die Liste des Absenders komme.

* * * *

Von einer Bank erhalte ich eine Mail, was ja nicht gerade spektakulär tönt. Weil ein Anhang mitgeschickt wurde, öffne ich diesen. Und siehe da: Da ist im Detail das Aktiendepot eines ihrer Kunden aufgelistet. Interessant, interessant... Nun müssen Sie wissen: Zum besagten Geldinstitut habe ich keinerlei Beziehungen. Aber wie es der ganz dumme Zufall so will: Ich kenne den eigentlichen Empfänger der Mail – und den Typen habe ich grausam «auf der Latte», nicht bloss, weil er die arme Kirchenmaus spielt, sondern weil ein gnadenloser Profiteur, wo es nur geht. Ich informiere den Absender bei der Bank über seine Ungeschicklichkeit.

«Herr Bornhauser, bitte sagen Sie niemandem etwas davon, sonst verliere ich womöglich meine Stelle, da noch in der Probezeit. Bitte löschen Sie das Mail.» Ich verspreche ihm das und halte mich auch daran, obwohl es mich schon mehrfach gereizt hat, meinen Bekannten zu fragen, wie es denn genau um seine Aktien bei Nestlé, Transocean oder der UBS stünde, davon hätte er ja einen schönen Schübel.

* * * *

Szenenwechsel. Wie die Jungfrau Maria zum Kinde komme ich zu einer unschönen Prügelei zwischen einem Anwalt aus Zürich und seinem Klienten, wobei es nicht um Streitigkeiten zwischen den beiden geht, sondern um unschöne Äusserungen des Anwalts über einen bekannten Chefbeamten in der Ostschweiz, mit dem der Klient offenbar zu tun. Nett, nett, was der Anwalt da rauslässt, wirklich... Zusammengefasst und im Klartext: Der Staatsdie-

ner ist ein Idiot. Um es anständig auszudrücken. Ich schreibe dem Anwalt retour, dass seine Mail vermutlich nicht für meine Augen bestimmt ist. In bester Anwaltsmanier folgt keine Antwort. Ich doppelte nach, frage schüüch, ob er meine Mail denn nicht erhalten hätte. Zurück kommt churzmutz und schnodderig eine Rechtfertigung mit Rechtsbelehrung. Will heissen: Der Mann droht mir. Imponiert mir natürlich schampar. Also frage ich nach, ob es für ihn okay ist, wenn ich dem «Tages-Anzeiger» die Korrespondenz zur freien Veröffentlichung zustelle. Erst nach dieser Frage ändert er seinen Ton. Und wie.

* * * *

Beispiel 3: Nach Aufstarten des PCs sehe ich im Briefkasten zwei Mails einer bekannten KMU, mit der ich aber noch nie zu tun hatte. Die erste Mail, die ich öffne, wurde vier Minuten nach der ersten Nachricht verschickt. Steht zu lesen: «Herr Bornhau-

ser, bitte löschen Sie meine Mail von vorhin, ohne den Anhang zu öffnen, die Unterlagen sind nicht für Sie bestimmt.» Ha! «...ohne den Anhang zu öffnen...» Macht doch Lust auf mehr, nicht wahr? Also mache ich auf Unfolgsamer und öffne den Anhang der ersten Mail. Schau, schau, was haben wir denn da? Die ganze Lohnliste aller Mitarbeitenden der Firma, vom Boss bis zum Auszubildenden, wobei sich die Schere innerhalb des 1:12-Verhältnisses bewegt. Und dennoch: Herr X, Mitglied der Geschäftsleitung würde sich vermutlich wundern, was der Inhaber verdient, vor allem seine Frau, als Direktionsassistentin. Natürlich im Vergleich zum Salär von Herrn X. Dennoch: Als Anständiger lösche ich Mail und Anhang, wobei ich die Lohnliste (siehe Auszug Faksimile) vorher noch ausdrücke, damit Sie auch wissen, weshalb ich auf die NSA pfeife.

Thomas Bornhauser

Name, Vorname	Beschäftigungsgrad
Personenkreis	Lohn neu
[REDACTED]	82.000,00
1 = Kader-Vollzeit	
[REDACTED]	170.000,00
1 = Kader-Vollzeit	
[REDACTED]	66.000,00
0 = Personal-Vollzeit	
[REDACTED]	84.000,00
1 = Kader-Vollzeit	[REDACTED]
[REDACTED]	82.000,00
1 = Kader-Vollzeit	
[REDACTED]	68.000,00
0 = Personal-Vollzeit	
[REDACTED]	71.500,00
0 = Personal-Vollzeit	

Chefdini und die geschenkte Frontscheibe

Schade, kann man via TV-Shop-
ping noch keine Autos posten.

Sie wissen bestimmt, wovon heute die Schreibe sein wird, Tele-shopping ist schliesslich in. Die Vielfalt der Angebote dabei ist grenzenlos, von Schlankheitsmachern über spezielle BHs – Modell «Zauberflöte», wenn frau den auszieht, ist der ganze Zauberflöte – und Jeggings (eine Kombination zwischen Jeans und Leggings, mit Gummizugbund für eine perfekte Figur) bis hin zu konkurrenzlos günstigen Edelsteinen. Logo, mit Zertifikat.

Im Moment wird auch der «millionenfach verkaufte» MOB/X007 angeboten, ein absolutes Wunder eines Haushaltsgeräts. Dabei handelt es sich um einen Dampfreiniger mit aufgesetztem Mikrofasertuch, dem keine Herausforderung an Dreck in der Wohnung gross genug sein kann (geeignet also auch für Messies), schliesslich arbeitet das Kerlchen mit Dampf, quasi ein kleiner Hans-Dampf-in-allen-Gassen. Für nicht einmal 100 Euro für den MOB/X007 (€ 99.95 zuzüglich Verpackung und Porto) kriegt man auch jede Unmenge Zubehör dazugepackt, bis hin zum unentbehrlichen Staubwedelaufsatz. Was mich einzig leicht verunsichert: Betrachtet man die kleine Dampflokomotive genauer, so vermutet man das Kunststoffkonstrukt eher in einem Gestell bei Franz Carl Weber, dort aber bestimmt günstiger, Verpackung sogar inklusive, zum Anfüttern künftiger Haushälter beiderlei Geschlechts.

Ähnlich genial scheint auch der Renovator (tönt ganz nach Terminator, nicht wahr?) zu sein, unentbehrlich für jeden Hobbybastler, für jeden (Don't) Do-It-Yourselfer. Der Renovator sieht in etwa so aus wie die handliche Tondeuse bei meinem Coiffeur, bei Peter Berset in Bern. Nur dass man mit dem Renovator niemandem einen Coupe Har-



dy oder einen Irokesen-Schnitt verpassen kann, denn der Renovator schneidet und trimmt nur Holz, Beton, Stahl und Glas in jeder Variante, wie es eben nur der Renovator kann. Und wenn Sie sich wundern, dass der Name «Renovator» in diesem Abschnitt sehr oft vorkommt, ist das kein Wunder, denn in der Werbung ist der Renovator auch in jedem Satz allgegenwärtig. Das kann nur der Renovator.

Bevor wir zum Chefdini kommen, noch eine kurze Würdigung des Nutribullits (der von kostenlosem Zubehör ebenfalls nur so wimmelt), ein Mixer für Gemüse und Früchte, wie ihn die Welt bislang noch nicht gesehen hat. Der Moderator lobt den Vitaminschoner vor staunendem Publikum über den Klee (ist bestimmt auch gesund, ein Smoothie aus Klee), stellt fest, dass sowohl seine Mutter und sein Vater Ärzte waren und immer gesagt hätten, vitaminreiches Essen sei wichtig für die Gesundheit (Läck! Hät-

ten Sie das gewusst?). Um die Leichtigkeit bei der Bedienung des Nutribullits zu untermalen, ist während der Sendung «Wiener Blut» von Johann Strauss zu hören. Klar, «Haha, Said the Clown» von Manfred Mann wäre wirklich unpassend.

Und nun also zu Chefdini, dem multifunktionalen GemüseSchneider, -Schredderer, -Reiber, -Mixer und -Zerhacker, wie auf der Packung zu lesen steht (Sie merken, ich bin schwach geworden, für einmal, ohne Wissen meiner Frau). Mit dem 17-teiligen Set erzielt man 20 hochwertige Schneidefunktionen, das verzellt uns jedenfalls Chefdini-Chefkoch Alan im TV im Brustton der Überzeugung. Auch der Chefdini wird nach sattsam bekanntem Muster verkauft. Für nur Fr. 59.90 (zuzüglich Verpackung und Porto) kriegt man an diesem Tag – und nur an diesem Tag! – Gratiszubehör ad infinitum ad absurdum, bis hin zum Eiweiss-Separator oder

den Schredderaufsatz. Und weil ein absoluter Glückstag, bekam man für die besagten Fr. 59.90 auch noch einen zweiten Chefdini... geschenkt. Boah! Übrigens: Der Inhalt des einen Kartons mit den Dreifach-Multifunktions-Verarbeitungsklingen wartet bei uns noch auf ihre Premiere, schliesslich haben wir bereits, so meine Gattin, passende Küchengeräte in den Schubladen. Sagt auch unsere Tochter, die den zweiten Chefdini von mir aufgeschwatzt erhalten hat. Gratis.

Und jetzt eben: Stellen Sie sich vor, beim Tele-Shopping könnte man ein Auto posten. Ginge dann nach dem bekannten Strickmuster: «Heute – und nur heute! – gibt es den Booster GT 500 für nur 9'990 Franken zu kaufen!» Bei genauerem Hinhören wird indes klar, dass hier vorerst nur der Motor angeboten wird. Nadisna kommen die anderen Bestandteile des Booster GT 500 als kostenlose Supplements dazu, ähnlich dem Gratiniereinsatz oder dem wertvollen Schneebeesen aus Plastik bei Chefdini. Zurück zum Auto: «Für weltweit unglaubliche 9'990 Franken» bekommt man nicht bloss den Booster GT 500, sondern auch das Vierganggetriebe und die Karosserie... geschenkt. Weiter geht es, mit kostenlosen «ergonomisch einmaligen» Sitzgelegenheiten für vier Personen, einem handlichen Steuerrad, einem Schaltknüppel, vier Felgen mit Reifen (!) und einem Tank, der glatte 36 Liter Inhalt aufweist, weil der Booster GT 500 nur gerade zwei Liter «Normalbenzin» auf 100 Kilometer verbraucht. Will heissen: Mit nur einer Tankfüllung (zuzüglich Autobahngebühren) fahren Sie also glatt bis nach Gibraltar durch. Und heute – und nur heute! – gibt's die Frontscheibe kostenlos dazu, also sofort den Booster GT 500 bestellen. Aber Achtung! Es sind nur noch 195 Stück verfügbar, 194, 193, 192...

Thomas Bornhauser

«Ich sehe die Kampfflugzeuge gerne starten und landen»

Gastrokritiken gibt es mittlerweile in jeder Form, immer und überall. In jeder Form? Versuchen wir es doch einmal damit, denn bei einem Restaurantbesuch geht es ja nicht bloss ums Essen...

«Schwedische Spezialitäten im Dachstock präsentiert vom Landhaus Liebefeld. Für alle Schwedenfans gibt es zuvor eine Präsentation über Schweden, mit den wichtigsten Tipps für Ferienreisen.» So stand es in der Vorankündigung zu lesen.

Wie Zlatan Ibrahimovic

«Gryzkrnövski hör, möchtö öch rösörvörören Töschörön för tvo Pörsönörön, för Smörgasbord...» bekommt die Mitarbeitende des Restaurants Landhaus am Telefon zu hören. Geduldig hört sie mir zu, der ich mit schwedischem Akzent parliere. «Gerne, für zwei Personen. Und auf welchen Namen darf ich reservieren?» – «Gryzkrnövski.» – «Oops, Entschuldigung, wie schreibt sich das?» – «Rösörvörören Sö auf Svensson, ist einfachörön. Svensson.» – «Gerne, Herr Svensson.» – «Mange tak. Svenske Kollegeren von mör von Tre Kronor-Team höissön Zlatan Ibrahimovic*, auch nicht Svenke Fömöliönnamö.» – «Aha. Danke, Herr ehh... Svensson», meint die freundliche Dame. Vorbildlich.

Wie Reinhard Mey

Und wenn wir schon dabei sind: Erinnern Sie sich noch an Reinhard Mey, an seine Schlacht am Kalten Buffet? «Ein paar Veteranen im Hintergrund tragen Narben auf Stirn und Gesicht, quer über die Nase und rings um den Mund, wohin halt die Gabel sticht.» Ob es im Landhaus wohl auch so ruppig zu und her gehen wird? Sollen wir Ellenbogen-schoner anziehen? Schuhe mit



Stahlkappen? Ich bin ja gespannt, was im Landhaus von Jos de Wolf und Brigitte de Wolf-Oster so alles abgehen wird. (Unter uns: Es ging dann ganz gesittet zu und her.) Wow! Gediegen ist er hergerichtet, der Dachstock des Restaurants. Edel. Man zeigt uns unseren Zweiertisch, an dem bereits ein «Pärli» sitzt, weil ein Achtertisch (also wie auf einer Kreuzfahrt). Comme il faut stellen wir uns vor. Scheinbar bekundet das Ehepaar Kipfer** aber keine Lust auf Konversation. Henusode. Einige Minuten später kommt ein weiteres Ehepaar dazu, das subito mit den Kipfers zu reden beginnt. Man kennt sich. Keine Ahnung, wer das ist/war, sie haben sich nicht vorgestellt.

Elch-Test in Schweden

Kaltes Buffet, Warmes Buffet und Desserts lassen wirklich keine

Wünsche offen, ausser, dass die Desserts allesamt (feine) eidgenössische Kreationen sind. Als Begleitung zu den Buffets werden ein Roero Arneis «ReCit» und ein Ripasso Vigneti di Torbe empfohlen. Letzteren habe ich gleich zu Beginn bestellt, worauf der Mitarbeitende recht bodenständig meinte, «Aha, dir schtyget gred i Rot y?» Eso isch es, ja. Nach dem Probieren kommt meinerseits ein Kompliment: «Dieser Ripasso ist hervorragend, durchaus mit gewissen Amarone zu vergleichen, nur viel preisgünstiger.» Der junge Mann pflichtet bei, schränkt jedoch ein: «Das freut mich, aber der Amarone ist schon nicht mit dem Ripasso zu vergleichen.» – «Nun, dann erklären Sie mir doch einmal genau den Unterschied, denn der Ripasso basiert

ja auf dem Amarone-Trester», worauf der Mann ins Schleudern kommt, ähnlich einem Mercedes der Serie A, seinerzeit beim Elch-Test auf schwedischen Strassen.

Von Gripen und Guetzli

Wer wissen will, wie sauber in einer Restaurantküche gearbeitet wird, der sehe sich durchaus die Toiletten des Hauses an, quasi die Visitenkarte des Unternehmens. Hoppla, Triple-A, was das Landhaus zu bieten hat, blitzblank sauber. Und neben zwei kleinen aufgestellten Figuren liegen Visitenkarten, für ein anderes Restaurant: www.home-cambodia.com. Ist sicher mal einen Besuch wert, am Weekend vielleicht, liegt ja ganz in der Nähe.

Zurück an den Tisch, wo gerade eine Mitarbeiterin meinen Teller mit ein bisschen Sauce abräumt: «Darf ig abtische, oder weit dirs no usschlücke?» – «Nei, hie nid, vor allne Lüüt, dir chöits mit-näh.» Beim Zuhören unserer Tisch-, nicht aber Gesprächspartner offenbart sich Sinn und Unsinn unserer direkten Demokratie. Es wird über den Gripen gesprochen. Eine der Damen: «Ich bin auf alle Fälle dafür, dass wir sie kaufen, ich schaue in Meiringen nämlich gerne zu, wie sie abfliegen und landen.» Ueli M. hätte sich über diese fachliche Einschätzung bestimmt gefreut.

Zum Schluss wird Kaffee aufgetischt, mit einem Teller voller Guetzli. Meint Frau Kipfer zur Kollegin: «Weh itz Grütters** da wäre, würde gred alle Guetzli i d'Täsche verschwinde...»

Thomas Bornhauser

**Jaja, ich weiss, Zlatan I. spielt nicht Eishockey, sondern bei PSG.*

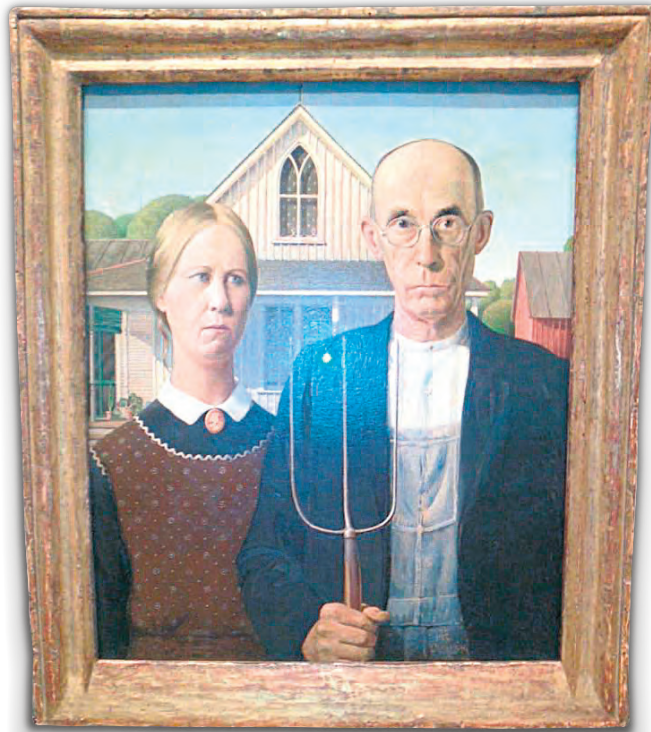
***Namen verändert*

«Wenn Sie von rechts kommen, gibt's kein Ticket»

Damit wir uns nicht missverstehen, gleich eine Bemerkung in eigener Sache: Ich bin in den Fünfzigern während sieben Jahren in New York aufgewachsen und dort auch zur Schule gegangen. Will heissen: Ich kenne den American Way of Life, liebe das Land und die Leute, habe meine Wurzeln ebenso dort wie in der Schweiz.

Kürzlich war ich wieder einmal in den USA. Und was ich dort erlebt habe, das wird früher oder später die Hölle zufrieren lassen (dabei bin ich mir gar nicht so sicher, ob wir in der Schweiz nicht auf dem besten Weg sind, die gleichen Fehler zu begehen). Kurz: Wenn es um Dienstleistungen geht, staatliche oder private, läuft man in (zu) vielen Fällen auf, der gesunde Menschenverstand, die Motivation und das Verantwortungsbewusstsein gehen vor lauter Gesetzen, Verordnungen und Geschäftsprozessen verloren. Das Schlimme dabei: They just don't care, es isch ihne wurscht. Ich könnte Ihnen locker 25 Beispiele aufzählen.

Die Schwanzfeder des Erlebten gleich zu Beginn: Besuch im Kunstmuseum Chicago. Wie so üblich, muss man zum Ticketkauf anstehen, zwischen Absperrbändern den Weg zum gelben Bodenstrich laufen, bevor man zur Kasse gerufen wird. Als ich den Raum betrete, steht niemand an, ich bin mit der Kassiererin allein in der Halle, also nehme ich den kürzesten Weg zu ihr: «Good morning, ich hätte gerne ein Eintrittsticket.» – «Sagen Sie, sind Sie nicht eben von rechts zu mir gekommen?» – «Doch, ja.» – «Das geht aber nicht, Sie müssen von links kommen, den Absperrbändern entlang.» – «Sorry, are you making the veal with me, machen Sie das Kalb mit mir? Da



Ihnen kommt dieses Bild – «American Gothic» – bekannt vor? Darf ich raten? Sie haben jeweils «Desperate Housewives» gesehen. Denn: Das Werk von Grant Wood war jeweils im Vorspann zu sehen. (Mit freundlicher Genehmigung des Art Institute Of Chicago).

ist sonst niemand, nobody else, weshalb also nicht von rechts zu Ihnen kommen?» – «Ich habe meine Vorschriften, bitte gehen Sie durch die Absperrbänder und warten beim gelben Strich, bis ich Sie zu mir winke.» Ich glaube zu träumen, laufe die Strecke linkerhand solo, aber wie ein Vollblutidiot ab, bis ich nach gefühlten 22 Sekunden wieder vor der Dame stehe. «Und jetzt, habe ich verantwortungsvoll gehandelt?» – «Ja, so ist es korrekt, jetzt kann ich Ihnen das Billett verkaufen.» Bireweich. Als ich dann den Rucksack bei der Garderobe abgeben muss, die Frage: «Haben Sie Lebensmittel da drin?» Statt zu verneinen, sage ich Löli: «Ja, ein Muffin.» Ich muss das Ding essen, das Gebäck darf nicht zwischengelagert werden.

Die Sicherheitschecks an den Flughäfen sind total: Alles wird gescannt, man muss die Schuhe ausziehen, den Gurt, die Brille, zum Schluss heisst es «Hände

hoch» im Bodyscanner. Zeitsprung: Einen Tag zuvor. In der Hotelhalle entdeckte ich einen Computer der regionalen Airline. Damit kann man selber einchecken, ab 24 Stunden vorher. Obwohl eine PC-Nuss, wage ich den Versuch (man hat ja Ferien und Zeit). Boah! Es klappt auf Anhieb, im ersten Anlauf, die Kiste spuckt die Streifen für die Koffer aus, ebenso die Boardingkarte. What a feeling! The day after am Schalter, nochmals geht es wie durch Butter. Ich gebe die Koffer auf, zeige die Boardingkarte. Dann geht es zum Security Check. Der Beamte mustert mich: «Ich sehe, dass Sie online eingechekkt haben.» «Sir, yes Sir.» – «In diesem Fall müssen Sie nicht bei mir anstehen, sondern da drüben», wobei zwei Finger in die besagte Richtung zeigen. Und dort muss man, weil Online-Einchecker, weder die Schuhe ausziehen, noch durch den Bodyscanner. «Sir, müsste das nicht genau umgekehrt sein,

dass Online-Einchecker genauer untersucht werden müssen?» – «Das sind unsere Vorschriften, und die mache nicht ich.» Also befolgt man pflichtgemäss und loyal jeden Seich, meidet Fragen und Konflikte. Merke: Terroristen dieser Welt, checken Sie online ein!

Weil es am Vortag in einer Badebucht derart schön war, beschliesse ich, am Tag danach nochmals hinzufahren. Nur stehen eingangs zwei Offizielle, die die Zufahrt zum Parkplatz verunmöglichen. «Was ist los?», will ich wissen. «Der Parkplatz ist voll, kommen Sie in 45 Minuten wieder» (was für eine Logik!). «Und was soll ich 45 Minuten lang machen, in der Gegend rumfahren?» – «Yes.» – «Hören Sie, ich bin zwar Ausländer, bin aber in diesem wunderbaren Land aufgewachsen und weiss, dass Parkplätze in den USA morgens um 10 Uhr nie voll besetzt sind, nirgends, ich werde jetzt da runterfahren und sofort zurückkommen und mich bei Ihnen entschuldigen, sollte ich Unrecht haben.» Einer der beiden versteht keinen Spass und will die Polizei anrufen. «Okay, okay... Wo kann ich sonst parkieren?» «In einem Kilometer Entfernung gibt es Plätze.» – «Nun, dann halt. Aber ich darf sicher meine Badetaschen und -stühle hier lassen, damit ich sie nicht hertragen muss.» – «No.» 15 Minuten später stehe ich verschwitzt vor den beiden Herren, Taschen und Stühle in der Hand. Inzwischen ist der Zugang zum Parkplatz offen, dieser erweist sich eine Minute später als zu drei Vierteln... unbesetzt.

Und, freuen Sie sich: In der nächsten Kurzgeschichte geht es um Ähnliches in Schweizerland. Unglaublich, wie Systeme unser Handeln steuern und den Verstand ausschalten.

Es geht nichts über Paragraphen und deren Reiter. Bern-Belpmoos ist das Tor zur grossen Welt...

Immer wieder bekomme ich zu hören, «Unglaublich, was Du so alles erlebst!» Dabei... aber lesen Sie selber, was ein Freund von mir mit seiner Partnerin rund um Ferien ab Bern-Belpmoos nach Mallorca so alles erlebt hat. Und bei der Ankunft in Belp, ein paar Tage später.

Nennen wir meinen Freund der Einfachheit halber Berner. Es ist dies die wahre Geschichte von Herrn Berner und Frau Schweizer. Die beiden haben für einen Abflug an einem Sonntag um 6.40 Uhr bei der lokalen Airline gebucht. Bern–Mallorca–Bern. Ihr Auto, kein Modell der Billigklasse, wird vor dem Gebäude von einem Verantwortlichen entgegengenommen und bei der Ankunft dort wieder überreicht. Eine Art Noblesse oblige, dabei ist Herr Berner kein «Möchtegern-Promi», prahlt auch nicht, lässt sich nie auf People-Seiten abbilden. Sonst wäre er auch kein Freund. Das nur zur Klarstellung.

Wo sind unsere Koffer?

Der erklärte Vorteil des «Small is beautiful»-Flughafens: Alles ist sehr persönlich, es gibt keine Fingerdocks, im Gegenteil, die Passagiere können noch «last minute» einsteigen. Und ab gehts, heute eine halbe Stunde nach Flugplan, ohne Informationen, weshalb. Was solls? 20 der verfügbaren 31 Plätze sind besetzt, die Leute bestens gelaunt. Bei der Ankunft in Palma: Die Hälfte der Koffer sind im «Small is beautiful»-Airport in Bern geblieben. Nun, das kann bei dieser Fülle von Koffern und den unzähligen Flugbewegungen schliesslich vorkommen. Der Flughafen in Schweizerland erhält einen Anruf aus der Ferne, mit der Frage, was zu tun sei, zehn der Passagiere hätten kein Gepäck. Man verspricht einen Rückruf der Airline, was aber nicht geschieht, sodass zwei weitere Anrufe aus Palma getätigt werden (müssen).



«Ja, stimmt, die Gepäckstücke sind noch hier, wir liefern sie mit einem Sonderflug nach», heisst es seitens der Fluggesellschaft. Und siehe da: Man scheut weder Kosten noch Mühe, am Abend werden die Koffer tatsächlich mit einem sonst leeren Flugzeug eingeflogen. Respekt. Verbunden mit dem Gedanken, dass ein solcher Flug kaum gross Rendite abwerfen kann und eine Entschuldigung eine Entschuldigung gewesen wäre. Wie auch immer: Herr Berner und Frau Schweizer können die paar Tage auf Mallorca so richtig geniessen.

Woher kommt die LV-Tasche?

Vier Tage später der Rückflug, dieses Mal klappt alles wie am Schnürchen. Bis zur Zollkontrolle in Bern. Das Paar Berner/Schweizer wird vom Zollbeamten zur Seite gebeten. «Haben Sie diese Louis Vuitton-Tasche in Mallorca gekauft?», bekommt Frau Schweizer als Frage gestellt, mit einem Unterton, der an «aha, schon wieder so eine gefälschte Tasche...» erinnert. «Nein, die Tasche ist drei Jahre alt und wurde 2011 in Mailand gekauft.» – «Darf ich die Kaufquittung und den Zollbeleg sehen?» – «Wie bitte?» – «Ich muss die Kaufquittung sehen. Und den Zollbeleg. Sie haben die Tasche verzollt?» – «Ja, sicher, aber die Belege

meiner Einkäufe im Ausland der letzten zehn Jahre trage ich nicht ständig mit mir herum.»

Der Zollbeamte zückt lehrbuchmässig – zack! – ein Formular, auf dem Frau Schweizer sozusagen eidesstattlich erklären muss, dass sie die Tasche käuflich in einem LV-Geschäft in Mailand erworben und auch ordnungsgemäss – wo kämen wir sonst auch hin?* – verzollt hat. Nach einer halben Stunde des grossen Kinns dürfen die beiden Delinquenten gehen. Tage später reichen sie die Kaufquittung nach, den Zollaussweis haben sie nicht mehr. «Das reicht nicht», kommt per eingeschriebenem Brief retour. Jetzt erwarten Berner/Schweizer eine Verfügung, eine Busse, gar (?) eine Verurteilung mit bedingter Haftstrafe. Doch ja, schön, kann man hierzulande Prioritäten setzen.

Woher der Kratzer am Auto?

Das Auto steht dann auch nicht wie abgemacht – und bezahlt vor dem Eingang zum Terminal. Berner retour an den Schalter: «Wo ist mein Wagen?» Ein Mitarbeiter verspricht, ihn sofort zu holen, was er auch tut. Beim Vorfahren bemerkt Berner einen acht Zentimeter langen weissen Kratzer.

«Woher kommt der?» – «Keine Ahnung, rufen Sie den Chef an, der ist heute nicht da.» Berner tut wie befohlen, versucht, mehrmals (!) den Boss anrufen, ohne Erfolg. Also geht er vorbei, der Chef ist angeblich nicht da.

Jetzt noch schnell einen Kaffee nach dieser Ankunft mit Glanz & Gloria. Frau Schweizer nimmt auf der Terrasse des Flughafenrestaurants Platz, wo zwei Beine des Stuhls abbrechen. Zum Glück verletzt sie sich nicht. Herr Berner geht zur Kasse, meldet den Vorfall. «Nehmen Sie einen anderen Stuhl», kommt retour. Kein Bedauern, keine Entschuldigung, nichts.

Thomas Bornhauser

*Vor Kurzem habe ich miterlebt, wie «Schieber» auf der Terrasse eines Schweizer Autobahnrestaurants öffentlich fünf Luxusuhren (offensichtlich Hehlerware) «vertschuttet» haben, von Publikum und Servicepersonal belustigt beobachtet, weil der Verkäufer 25'000 Franken dafür erhalten und während schätzungsweise fünf Minuten sämtliche 200er-Noten einzeln (!) gegen die Sonne gehalten hat, um die Echtheit zu prüfen.

Wenn Kunden nicht ernst genommen werden...

Unsere liebe Post. Entwickelt sich je länger je mehr zu einem Gemischtwarenladen, mit zum Teil eigenwilligen Umsatzerwartungen an die Poststellenhalter. Nun, vielleicht sollte man sich unter Umständen doch besser auf das eigentliche Kerngeschäft konzentrieren, denn nicht immer zeigt man sich beim gelben Riesen auf der Höhe seiner Aufgabe. Das gilt im Übrigen auch für die Jungfrau Ski Region, wie Sie zum Schluss lesen werden.

Kollege Christian hat ein Problem. Mit der Post. Allerdings nicht mit der Briefzustellung, sondern mit dem Post-Online-Shop. Dort hat er nämlich ein 3-teiliges Kofferset bestellt, für 229 Franken. Und prompt auch erhalten, nur wenige Tage vor den Ferien, wobei das Innenfutter einen komischen Geruch abgab. Wird sich schon verflüchtigen. Erst auf dem Weg zum Bahnhof stellt er fest, dass die Räder nicht richtig drehen, sodass es sich mehr um Zerr- und Tragkoffer denn um Rollkoffer handelt. «Wird sich wohl im Laufe der Zeit ergeben, das mit den Rädern», geht ihm durch den Kopf. Tut es aber nicht, die Räder blockieren auch in den Tagen danach.

Nach seiner Rückkehr meldet er den Defekt bei allen drei Koffern dem Post-Online-Shop (dieser ist erst nach einer Telefon-Odyssee zu erreichen). Dort wird er wie ein Schulbueb in kurzen Hosen belehrt: Die Post nimmt keine gebrauchten Gegenstände retour. Und wenn doch, in Ausnahmefällen, dann nur innert einer Woche nach Auslieferung. Christian erklärt sich: Die blockierenden Räder hätte er erst zu Ferienbeginn bemerkt. Da der Urlaub zwei Wochen dauerte, habe er nicht früher reklamieren können. Nur um die Post-Koffer zu schonen, wollte er im Ausland keine drei neuen Koffer posten. Die Dame am Telefon weist seine Beanstandung kategorisch zurück.



«Können Sie bitte Ihren Vorgesetzten fragen, ob die Post sich in meinem Fall – aufgrund der geschilderten Umstände – nicht kulant zeigen könnte?» Antwort: «Ich brauche keinen Vorgesetzten zu fragen, ich kenne unsere AGB, das Kleingedruckte inklusive.» Ende der Fahnenstange. Aus die Maus.

Christian bittet mich um Rat. Man könne doch nicht einfach die Rücknahme mangelhafter Ware refusieren. Ich stimme ihm zu und schreibe einem mir bekannten «Pösteler» in höherer Kaderfunktion und schildere ihm den Fall. Es kommt umgehend eine Abwesenheitsmeldung, also leite ich meine Anfrage an die in der Mail erwähnte Adresse weiter mit der Frage, wie lange Herr Müller* wohl abwesend ist. «Herr Müller ist nächste Woche

wieder im Büro, er wird sich melden.» Ich bedanke mich.

In der Zwischenzeit bin ich – mit echten Rollkoffern, nicht aus dem Post-Shop – in den Ferien. Nach sechs Wochen und noch keiner Reaktion schreibe ich Herrn Müller: «Habe ich Ihre Antwort verpasst, wie von Ihrer Mitarbeiterin in Aussicht gestellt?» Es kommt von Herrn Müller keine Antwort und auch keine Abwesenheitsmeldung mehr, sodass ich nach fünf Tagen nachhake. Zwei Tage später werde dieses Mal ich als Schulbueb belehrt, sinngemäss und stark gekürzt, in einem unanständigen Ton: «Bitte melden Sie Privates nicht mir, sondern unserem Kundendienst. Ich habe dafür wirklich keine Zeit.» Die Mailadresse der betreffenden Poststelle unterschlägt er mir, sodass ich nachfragen muss. Der

Kundendienst wird an diesem Tag informiert. Drei Tage danach die Antwort vom Kundendienst: «Um den Fall weiter bearbeiten zu können, benötigen wir Bestelldatum, Bestellnummer und Name des Kunden.»

Für Christian heisst das: Zurück auf Startfeld 1. Und er erlebt auch dieses Mal Komisches. Resultat: Die Koffer wurden zwar geflickt, bereiteten aber noch immer wenig Freude, wegen des nach wie vor komischen Geruchs des Innenfutters. Der Online-Post überdrüssig, hat Christian die Koffer entsorgt und neue gekauft, mit denen er jetzt zufrieden ist. Im Fachgeschäft, nicht bei der Post.

Schwer nachvollziehbar, ein solches Kundenverständnis, nicht wahr? Ich darf noch einen daraufsetzen, dieses Mal von der Jungfrau Ski Region. Passiert im vergangenen Winter, in Grindelwald. Ich habe einen gültigen Gutschein für eine Tageskarte. 62 Franken. Am Schalter glaube ich nicht richtig zu hören: «Der Gutschein ist zwar drei Jahre gültig, wurde aber letztes Jahr ausgestellt, inzwischen kostet die Tageskarte 63 Franken. Sie müssen einen Franken nachzahlen.» Ich fasse es nicht. Was aber tun? Nach Hause fahren? Also bezahle ich den Franken – und wundere mich gleichentags per Mail bei der Geschäftsstelle. Dort werde ich belehrt, der Beamte habe absolut korrekt und nach Vorschrift gehandelt. Möglich, mich sehen diese «Apparatschicks» mit Sicherheit aber nie mehr. Interessant, am 9. März steht in der «SonntagsZeitung» Folgendes zu lesen: «Katastrophaler Einbruch beim Skitourismus. Rückgang von Besucherzahlen und Umsätzen im zweistelligen Prozentbereich.» Soll ich mich darüber wundern?

Thomas Bornhauser

*Name geändert, der gesamte Mailverkehr ist noch vorhanden.

Wie kann ich einen Ferrari gründlich abfackeln?

Wenn Sie meine Kurzgeschichten regelmässig lesen, wissen Sie, dass ich dann und wann ein Ungeschickter bin, nicht bloss auf dem Bereich des «Don't Do It Yourself», weil zum Beispiel hinter dem grössten Bild, das ich zu Hause eigenhändig aufgemacht habe, acht gebohrte, aber schliesslich nicht benutzte Löcher versteckt sind, weil unsymmetrisch angebracht (heisst: das Bild würde schräg hängen). Hier einige neue Intermezzi.

* * * * *

Wir sind zum Einschiffen bereit, in Hamburg, und sogar am richtigen Hafen (nachdem ich dem Taxifahrer zuerst den falschen angegeben habe). Kurz vor der Passkontrolle an meine Frau: «Kann ich meinen Pass haben?» – «Hä? Wieso soll ich deinen Pass haben?» – «Du hast ja beide. Deinen und meinen.» Fehlanzeige. Ich breche innerlich in offene Panik aus, vermute einen Lausmädchenstreich meiner Gattin. «Hast Du ihn sicher nicht? Das ist nicht lustig.» – «Thomas, Du wirst ihn verlegt haben...» Ich und meinen Pass verlegt haben? Geits no? Item: Zum Glück kann ich mich mit der ebenfalls mitgebrachten Identitätskarte ausweisen. Die reicht auch. Dennoch geht die Suche weiter. Auf Mann (und auch auf Frau) ist kein Pass, der auf meinen Namen lauten würde. Telefon ins Hotel, mit der Frage, ob man eventuelle, vielleicht, möglicherweise und unter Umständen einen Schweizer Pass an der Rezeption abgegeben hat. Nobis. Die Hotelrezeptionistin erklärt sich bereit, sich auf der Etage rumzuhören, will mich zurückrufen. Und siehe da: Keine zehn Minuten erklingt in meinem Handy «Highway to Hell» von AC/DC, das untrügliche Zeichen, dass mich jemand sprechen will. Erfreuliche Nachrichten: «Herr Bornhauser, das Zimmermädchen hat Ihren Pass gefunden, er lag auf dem Bett.» Soso. Wie auch immer: Die Mitarbeitende



Ferrari F430. Foto: Rudolf Stricker

wird den Pass an meine Heimadresse senden, wo er bei unserer Rückkehr tatsächlich bereits auf seinen Inhaber wartet.

* * * * *

Zwischendurch, da genehmige ich mir eine Zigarre, meistens aus Kuba, eine Cohiba oder eine Montecristo. Zwar besitze ich keinen Hightech-Humidor, wohl aber eine Schachtel aus edlem Holz, die 68 bis 72% Luftfeuchtigkeit sicherstellt. Von meinem Brüetsch habe ich nicht bloss die Kiste geschenkt bekommen, sondern auch einen Thermostat, der allerdings nicht viel taugte, da die Havanna allesamt vertrockneten, trotz der angegebenen 75%. Einige Tage später betrete ich das auf Raucherwaren und Whisky spezialisierte Geschäft von Herrn Flury am Bahnhofplatz in Bern. Die Mitarbeiterin empfiehlt mir einen Feuchtigkeitsmesser mit digitaler Anzeige und Batterie. Der Kauf ist perfekt. Zu Hause ziehe ich das Kerlchen aus seiner Verpackung. Extrem schlau, wie ich durchaus sein kann, entferne ich das Plastikplättchen zwischen Batterie und Kontakt, auf dass der Thermostat das tun kann, wofür er eigentlich konstruiert wurde, nämlich die Feuchtigkeit messen. Irrtum. Regelmässige Kontrollen während den nächsten

24 Stunden zeigen, dass er immer die gleiche Zahl anzeigt. Ich also am nächsten Tag wieder zu Flury Cigarren. Ich erkläre mein Problem der grundlegenden Art. Die freche Fachfrau lacht: «Auf dem Anzeigeglas ist ein Schutzplastik angebracht, den müssen Sie entfernen.» Stimmt.

* * * * *

Vor einigen Wochen habe ich meinen ersten grösseren Roman fertig geschrieben, jetzt bin ich auf der Suche nach einem Berner Verleger, auch wenn ich zu Hause einen unterschiftsreifen Vertrag eines renommierten Verlags aus Frankfurt habe, zum Vertrieb im ganzen deutschsprachigen Raum. Mal sehen... Item: Die Recherchen zum Krimi waren zum Teil zum Göisse. Zu Ihrem Verständnis: Die Story beginnt damit, dass im Bremgartenwald ein ausgebrannter Ferrari 360 gefunden wird. Weil die Ferrari/Maserati-Garage von Josef Németh in Hinterkappelen in meiner Wohngemeinde liegt, fahre ich eines Tages bei ihm vor. Was Sie wissen müssen: Ich bin meistens mit dem Roller unterwegs. Und an diesem Tag regnet es in Strömen. Ich also in den Verkaufsraum, zu Fachmann Max Eymann. Pflotschnass und mit tropfendem Helm stehe ich da,

entschuldige mich für die Aufmachung. Dann meine Frage: «Herr Eymann, kann ich einen Ferrari 360 mit Brandbeschleunigern derart abfackeln, dass man die Chassisnummer nicht mehr feststellen kann?» Diesen Blick von Max Eymann hätten Sie sehen sollen... Weshalb ich nochmals starte: «Herr Eymann, ich schreibe einen Roman – und da hätte ich eine Frage...»

* * * * *

Auch wir haben Lampenabdeckungen im Badezimmer, wie Sie sicher auch. Als es eines Tages eine Glühbirne vertätscht, kaufe ich umgehend eine neue, dummerweise – und ohne es zu merken – eine mit zu starker Leistung, zudem berührt sie die Abdeckung. Das Resultat werden Sie ohne grosse Fantasie erraten können: Loch in der Abdeckung, zur grossen Begeisterung meiner Frau (die einiges von mir gewohnt ist). Ich also zu Sanitas-Trösch am Sportweg in Liebefeld, wo es auch zu Missverständnissen kommt. Die Firma indes setzt voll auf die Karte «Dienst am Kunden» und sieht über gewisse Missverständnisse hinweg. Hut ab.

Thomas Bornhauser

Ein Oldie fährt im Kinderspielwagen der SBB

Mit dem zweijährigen Enkel einer Nachbarin von Bern aus zum Götti in den Thurgau im Auto fahren? Chasch danke. Wofür hat denn der Liebe Gott (oder war es Benedikt Weibel?) die Kinderspielwagen der SBB erfunden? In nicht einmal zwei Stunden erreicht man von der Bundesstadt Weinfelden, ohne umzusteigen. Und das erst noch ganz relaxed, entspannt. Oder etwa doch nicht?

An jenem Samstag ist der IC, der Bern um 09:02 verlässt, plätschvoll, auch die Sitzplätze im Kinderspielwagen, Eltern sitzen zum Teil auf den Treppen, lesen ihrer Jungbrut aus einem Büechli vor. Und so fragt man sich, weshalb zwei Soldaten stur Sitze belegen und diese fragenden Müttern mit ihren Kindern vorenthalten? Herr Ueli hätte die beiden wohl ins «Schäm-Di»-Eggli gestellt. Oder zur nächsten Sonntagswache angeboten.

Der kleine Kevin ist ein ganz Braver. Er hat nur die Eigenart, sich vor allem für das zu interessieren, was anderen Kindern gehört. Mit Spielsachen mag das ja noch angehen, da kann man zusammen spielen, wenn es sich aber um Essbares handelt, hört der Spass auf, und mag er noch so treuherzig sein Gegenüber anschauen, dann ist ein ultimatives «Kevin! Nei, nid! Das ghört am Meitli, chum dahäre!» angesagt, meistens mit Erfolg. Meistens.

Relativ rasch lernt man dank der Mütter oder Grossmütter die Namen aus der aktuellen Namenshitparade kennen. «Noah, nid!» – «Luca, pass uf!» – «Sara, chum zum Grosi!» – «David, nid dert ufe!» – «Mia, nid a de Haare rysse (derweil Julian zu schreien beginnt)!» Weil von der Roman die her kommend, gibt es in diesem Zug auch einen Alain («fais attention!»), wobei ich immer



«malin» verstanden habe. Item. Hier, in diesem Mikrokosmos, da funktioniert die Integration, hier spielen Kinder von Einheimischen friedlich mit jenen von Ausländern. Zur Nachahmung auch für Erwachsene empfohlen.

Spassig wird es, als die Zugsbegleiterin ihre Runde im oberen Stock des Wagen dreht. Ständig wird sie (unbeabsichtigtweise)

angerempelt, zudem muss sie höllisch aufpassen, nicht über Kinder, Schuhe oder Spielsachen zu stolpern. Ob sie dafür Gefahrenzulage bekommt?

Unbestrittener Liebling ist die Rutschbahn. Nun ist es aber so, dass Kinderüberlegungen ihre eigenen Gesetzmässigkeiten haben. Da wird nicht wie in England artig Schlange gestanden, bis man

an der Reihe ist, hier gilt «dr Schnäller isch dr Gschwinder», selbst wenn man die Direttissima wählen muss, obwohl gerade ein anderes Kind hinunterrutscht.

Gewisse Szenen erinnern an Wilhelm Tell. Nicht, dass Kinder einander plötzlich Äpfel vom Kopf zu schiessen beginnen oder einen Hut grüssen müssen, sondern aufgrund des untrüglichen Instinkts der Mütter, wenn ein Meitli oder ein Bueb zu weinen beginnt: Sofort erkennen sie ab der Stimmlage die eigene Tochter oder den eigenen Buben, eilen schnellen Schrittes zur Quelle des Geplärrs. Eben, wie aus Friedrich Schillers Stück: «Die braune Liesel kenn ich am Geläut.»

Köstlich auch, wie es zu und her geht, Minuten vor einer Ankunft: Plötzlich gilt die Generalmobilmachung, vor allem wenn es darum geht, die Schuhe zu suchen. Läck, ist das ein Happening! Zuerst müssen überhaupt einmal zwei passende Schuhe zueinanderfinden: Minnie zu Minnie, Blinkender zu Blinkendem, Geox zu Geox. Meistens passiert das bei einem Dutzend Kinder synchron, wobei sich keines ruhig halten mag und noch ein letztes Mal auf die Rutschbahn abhuschen will. Und Leon weigert sich standhaft, wieder Schuhe anzuziehen, derweil seine Eltern schier hyperventilieren. Party!

Eines ist sicher: Die beiden zu Beginn erwähnten «Tätle» werden heute abend bestimmt gut schlafen. Stellt sich bloss die Frage, ob der Militärdienst sie müde gemacht hat oder das Tohuwobu der lieben Kleinen. Ich tippe auf Möglichkeit 2, weil die beiden Herren während der ganzen Reise zwischen Bern und Zürich kein Auge zugemacht haben. Sälber tschuld.

Thomas Bornhauser

Manager, bereiten Sie sich auf die Zeit «danach» vor

Ich weiss nicht so recht, ob das heute eine eher traurige Geschichte oder eine Real-satire geben wird. Tatsache ist: Es ist die Realität. Und man(n) tut gut daran, sich darauf vorzubereiten.

Wir schreiben den 2. April 1986. Es ist mein zweiter Tag als «Leiter Kommunikation+Kulturelles» bei der heutigen Migros Aare, damals noch Migros Bern (ihren ersten Arbeitstag haben alle «Neuen» mit einer eingehenden Führung durch die Betriebszentrale in Schönbühl verbracht, samt Erläuterungen durch die jeweiligen Departementchefs und einem feinen Zmittag). Dass ich diesen Job überhaupt erhalten habe, das hat allein damit zu tun, dass mein damaliger Boss – und späterer Migros-Konzernchef und heutiger Freund –, Peter Everts, offenbar einen «Queren» gesucht hat, er wollte keinen Angepassten, keinen 08/15-Zeitgenossen für diese Aufgabe. Psssst, unter uns nur: Ich weiss nicht, wie oft er seinen Entscheid dann im Laufe der folgenden Jahre in Schönbühl bereut hat. Grund dazu hätte er jedenfalls genug gehabt.

Item. An diesem denkwürdigen 2. April 1986 hat mir Peter Everts eine Weisheit mit auf den Lebensweg gegeben, die sich heute noch als wirklich nachhaltig erweist: «Herr Bornhauser, man wird Sie aufgrund Ihrer Budgets, die Sie und Ihre Mitarbeitenden zur Verfügung haben, hofieren, Ihnen den roten Teppich auslegen. Denken Sie daran, da geht es weniger um Ihre Person, als vielmehr um den Stuhl, auf dem Sie sitzen. Es ist gut, sich das immer wieder in Erinnerung zu rufen, so vermeidet man im Laufe des beruflichen Lebens die eine oder andere Enttäuschung.»



Ich habe seine Aussage damals einfach mal zur Kenntnis genommen und es – ich gebe es zu! – eine ganze Zeit lang genossen, «gefragt» zu sein. Und es war in der Tat schon erstaunlich, was sich bereits in den ersten Migros-Wochen tat: Leute, die mich als «PR-Nummer 2» bei meiner vormaligen Arbeitgeberin, der Jacobs-Suchard-Tobler (ich weiss gar nicht, wie die Schoggifabrik heute korrekt heisst, sie gehört jedenfalls irgendwelchen Amerikanern), nicht mit dem «Füdle» angeschaut hatten, wollten mich nun plötzlich zum Zmittag einladen, um mit mir «mögliche Projekte» zu besprechen. Ich brauchte nun nicht viele Jahre, um zu merken, wie der Hase läuft. An eine lustige Episode erinnere ich mich besonders. Vor einigen Jahren hat die Migros ein Konzert mit den Rolling Stones in Lausanne veranstaltet, die Tickets waren innert «no time» vergriffen. Unglaublich, wer sich danach bei mir in Erinnerung gerufen hat, um Tickets «unter Freunden» zu erhalten, sogar Leute, mit denen ich zur Schule gegangen bin, um danach Jahrzehnte nichts mehr

von ihnen zu hören. Läck, was für eine Erfahrung!

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass ich zu Aktivzeiten in Schönbühl, so gesehen, jeden Tag eine Einladung für ein Wirtschaftsapéro erhalten habe, für eine Vernissage, eine Premiere, einen Geburtstagsanlass, ein «lockeres Zusammensein» (heute Neudeutsch als Networking bekannt). Ich habe mich immer rar gemacht, weil voraussehen war, wie der Abend verlaufen würde, nämlich im Sinn von «Das ist aber eine Überraschung. Schön, Sie zu sehen, ich wollte nämlich schon lange einmal mit Ihnen Kontakt aufnehmen.» Am meisten gingen mir jene Leute auf den Wecker, die mir ihre Anliegen privat nach Hause sandten, «damit es in der Hetze des beruflichen Alltags nicht unters Eis gerät». Und nicht wenige meinten noch 2013, «dass wir selbstverständlich in Kontakt bleiben, auch über Ihre Pensionierung hinaus».

Seit 13 Monaten bin ich also pensioniert. Raten Sie mal, wie viele Einladungen ich in dieser Zeit erhalten habe. Und Sie sollten Ihre Zahl tief ansetzen. Falsch, keine 20, auch keine 10. Genau deren... drei. Ich war mir dessen zum Glück – Peter Everts sei Dank! – bewusst, aber es ist schon ein komisches Gefühl, wenn man im Nachhinein merkt, dass nur der Stuhl zählt, nicht der Mensch. Es ist auch ein ebenso merkwürdiges Gefühl, wenn Leute oder Organisationen, die man in der Vergangenheit – zum Teil über 25 Jahre – unterstützt hat, in den letzten 13 Monaten mir einzig deshalb eine E-Mail geschrieben haben, um zu erfahren, an wen man sich heute wenden muss, um weiterhin zu den Begünstigten zu gehören. Es interessierte sie nicht, wie es dem Empfänger heute geht, höchstens ein «Alles klar, bei Ihnen?».

Falsch. Ganz falsch. Ich bin nicht frustriert, wirklich nicht. Im Gegenteil: Mehr als 27 Jahre Migros sind wie weggeblasen. Ich schätze das Unternehmen nach wie vor ungemein, aber es interessiert mich nicht mehr, was dort passiert. Als ob es diese grossartige Zeit gar nie gegeben hätte. Und, glauben Sie mir, ich bin froh darüber. «Mein Leben möchte ich haben!», bekommen nämlich seit 13 Monaten alle Leute zu hören, die sich für meine Gemütslage interessieren, denn ich darf einige wenige tolle Mandate wahrnehmen, die mir extrem Spass machen (zum Beispiel als freier Mitarbeiter dieser Zeitung!), Grosssätti spielen und einfach... leben. Liebe «noch Manager», bereiten Sie sich frühzeitig auf die Zeit «danach» vor, denn Zeit werden Sie nachher zur Genüge haben... *Thomas Bornhauser*

Diese Zeilen werden im Wallis geschrieben, mit einem fantastischen Blick auf die Natur. Wie gesagt, mein Leben möchte ich haben.

Von Wünschen und Vorhaben für...

«The same procedure as every year, James», beliebt Miss Sophie bei «Diner for One» jeweils zu bemerken, das wir jeden Silvester geniessen können, mit den physisch nicht mehr anwesenden Sir Toby, Admiral von Schneider, Mr. Pommeroy und Mr. Winterbottom. «Das gleiche Vorgehen wie jedes Jahr», das gilt auch für uns, mit den jeweils guten Vorsätzen für das neue Jahr. Ich schliesse mich nicht aus. Hier einige Wünsche für 2015.

Es gibt kein anderes Land auf der Welt, wo die Lebensqualität derart hoch ist wie in der Schweiz. Gleiches gilt für unseren Wohlstand. Und just dieser Wohlstand lässt unsere Gesellschaft auf immer dümmere Gedanken kommen. Mit dem Resultat, dass man am Ast zu sägen beginnt, auf dem man selber sitzt, nur um auf sich aufmerksam zu machen. Sie wissen, worauf ich hinaus will: Unsere lieben Politikerinnen und Politiker. Und deren Parteien. Vor lauter Wohlstand wissen sie bald nicht mehr, wie man sich wirklich sinnvoll zum Wohle der Schweiz in Szene setzen kann. Also müssen hanebüchene Ideen an die Öffentlichkeit und an die Urne. Was soll man zum Beispiel von einem Völklein halten – die direkte Demokratie in Ehren, aber dazu wurde sie bestimmt nicht erfunden! –, das, angesichts der Probleme auf unserer Welt, darüber befinden muss, ob eine Autobahnvignette 40, 70 oder 100 Franken kosten soll? Ein Land hinter den sieben Bergen mit den sieben Zwergen? Die Antwort sei Ihnen überlassen.

Keine Angst, liebe Lesende! Nächstes Jahr werden sich unsere Volksvertretenden gegenseitig überbieten, mit skurrilen Ideen, von links nach rechts, nur um ihre Namen in den Medien zu finden, schliesslich ist auf eidgenössischer Ebene... Wahljahr. Will auch heissen: 2015 werden unter der Zirkuskuppel am Bundesplatz keine wichtigen Entscheide



gefällt, weil sich niemand mit mutigen Vorhaben den eigenen Hals brechen will. Wunsch 1, deshalb: Wie wäre es mit etwas weniger Selbstdarstellung und vermeintlicher -beweihräucherung? Oder, ganz konkret: Bringen Sie endlich die Rentenreform «durch», das Gesamtpaket, wie von Bundesrat Berset vorgeschlagen, ohne langes Palaver. Wir haben noch andere Herausforderungen, die anstehen. Aber eben, 2015 ist Wahljahr. Und Zeit für Pendenzen hat man hierzulande zu Genüge. Wirklich?

Immer wieder wird Henri Dunant als Gründer des Roten Kreuzes in seinem Grab bemüht, wenn es um Humanitäres in diesem Land geht, mit seiner Tradition für Flüchtlinge. Finde ich richtig. Gar kein Verständnis habe

ich allerdings dafür, wenn unsere Hilfe durch reine Wirtschaftsflüchtlinge ganz gezielt und bewusst missbraucht wird oder angebliche Schutzsuchende offen mit Drogen dealen (!) und nicht belangt werden. Deshalb der Wunsch nach einer konsequenten Ausschaffung solcher Sozialschmarotzer und Kriminellen. Geht nicht? Geht doch. Wir kennen das Notrecht im Asylwesen. Man muss nur wollen.

Wunsch 3 hat gleich mit mir selber zu tun und ist ungleich trivialer als die beiden vorhergehenden. Ich nehme mir fest vor (...), mich nicht mehr ab jenen Zeitgenossen zu nerven, die eigentlich keine Funktion (mehr) haben, sich aber noch immer aktiv in die Medien drängen, um das Scheinwerferlicht auf sich

selber zu richten, seien es omnipräsente alt Bundesräte (die gescheiter zu Aktivzeiten mutiger gewesen wären), ehemalige Skicracks, Möchtegern-TV-Stars, gescheiterte Trällermiezen und so weiter und so fort. Ähnliches gilt bei den zum Teil unsäglichen Sportübertragungen resp. deren Kommentatoren auf SRF (Tennis exklusive), ich werde von Beginn an ab 2015 andere Sender berücksichtigen.

Nicht bloss Migros, Coop & Co. sprechen immer von «mündigen Konsumenten», die selber wissen, was sie wollen – und was nicht. Wie wäre es, diese Anbieter würden ebenso verantwortungsvoll handeln und uns dann und wann nicht etwas vorzugaukeln versuchen, in der Hoffnung, dass «es» der mündige Konsument erst nach dem Kauf merkt, wenn überhaupt? Beispiel: Was ist von «Fairtrade»-Safran (samt auffälligem Logo einer bekannten Institution auf der Packung!) zu halten, der zwar in Spanien abgefüllt wird, aber ursprünglich aus dem Iran stammt? Der Iran und Fairtrade? Oder schliesst angeblich faire Handelsware Menschenrechtsverletzungen aus? Weshalb der Verpackungsumweg über Spanien? Schlechtes Gewissen? Und wie wäre es, bekannte Anbieter von Unterhaltungselektronik würden in unserer von Gewalt beherrschten Zeit freiwillig auf den Verkauf von Brutalo-DVDs verzichten? Eben, um selber einen Teil des von ihnen propagierten Verantwortungsbewusstseins zu tragen?

Voilà, länger möchte ich nicht werden, schon gar nicht schulmeisterlich (niemand ist schliesslich perfekt), sondern Ihnen allen einige schöne Weihnachtstage wünschen. Und einen guten Rutsch ins 2015! Meine erste Realsatire im neuen Jahr wird von einer Odyssee handeln, wenn man bei Swisscom sein Handy-Abo ändern will. Freuen Sie sich!

Thomas Bornhauser

So einfach wechselt man sein Handy-Abo

Ich gebe es zu: Ich bin ein Fossil, zumindest was mein Handy anbelangt, ein altbewährtes Nokia C3-01, das immer Staunen und Schmunzeln bei meinen Mitmenschen auslöst, wenn ich es zücke. Ist es nicht erstaunlich, dass ich dennoch ganz gut damit lebe, nichts Wichtiges verpasse, obwohl ich auf dem Ding das Internet nie benutze? Wie auch immer: Kürzlich habe ich mein Abo bei Swisscom gewechselt. Geht ganz einfach. Wirklich.

Bis vor Kurzem hatte ich ein Spezialangebot für Mitarbeitende meiner früheren Arbeitgeberin, bei Swisscom, fantastisch günstig. Weniger fantastisch war, dass nur die Telefonie und SMS inbegriffen waren, nicht so die MMS, die mit einem Stutz pro Stück zu Buche schlugen (von den Auslandstarifen ganz zu schweigen). Etwas viel für einen, der gerne MMS verschickt. Also lag es auf der Hand, das Abo zu wechseln. «Infinity», bei dem – laut Werbung – für 59 Franken pro Monat Telefonie, SMS und MMS inbegriffen sind, Ausland exklusive. Und auch «irgendöppis» mit Internetzugang, das mich aber nicht interessierte. Apropos: «Infinity» ist jenes Angebot bei der Swisscom, wo eine Boy-Group in der Werbung den bekannten Song «I swear» trällert, «Ich schwöre» nämlich, dass wirklich alles inbegriffen ist. Mal sehen.

Um ja nichts falsch zu machen, wähle ich eines Morgens die Swisscom-Gratisnummer 0800 800 800 und erkläre einer freundlichen Mitarbeiterin mein Anliegen. «Das ist gar kein Problem», meint sie, «allerdings kann ich das nicht von hier aus machen, Sie müssen bei einem Swisscom-Shop vorbei». Das wiederum ist für mich kein Problem, da am Nachmittag eh in der Stadt. Dort werde ich – wiederum von einer freundlichen Mitarbeiterin – auf eine Warteposition gewiesen, ähnlich einem Flugzeug, das sich



für den Abflug einreihen muss. Nach zehn Minuten erkläre ich einem freundlichen Mitarbeiter meinen Wunsch. «Oups! Nüt für unguet, unser System ist vor wenigen Minuten abgestürzt. Können Sie in zwei Stunden wieder vorbeikommen?» Ich kann.

Es wiederholt sich 120 Minuten später im Swisscom-Shop im Bahnhof Bern das Prozedere mit der Warteposition. Dieses Mal werde ich von einem anderen, aber ebenso freundlichen Mitarbeiter bedient. «Oups! Nüt für unguet, das können Sie nicht hier machen, Sie müssen jenen Swisscom-Fachmann anrufen, der die Firma betreut, von der Sie das Abo haben.» – «Und wo finde ich den?» – «Rufen Sie 0800 800 900 an, dort kann man Ihnen weiterhelfen. Übrigens würde ich Ihnen das nächstbeste Abo

empfehlen, für 78 Franken pro Monat, mit schnellerem Internetzugang.» Minuten später tue ich wie befohlen. Ein weiterer, sehr freundlicher Mitarbeiter erklärt mir nach gefühlten sieben Minuten Wartezeit kompetent und abschliessend, dass ich bei ihm «total falsch liege». Er verbindet mich intern, wo ich wiederum nach gefühlten sieben Minuten auf eine freundliche Mitarbeitende stosse, die den gleichen Familiennamen führt, wie ein ehemaliger Tschütteler beim FC Basel. «Oups! Nüt für unguet, aber ich kann das am Telefon nicht ausführen, dazu müssen Sie zuerst ein Änderungsantragsformular ausfüllen.» – «Und wo bekomme ich dieses?» – «Ich kann es Ihnen umgehend mailen, geben Sie mir Ihre Mail-Adresse.» Potz, was für ein Superservice! Dummerweise habe ich die in Aussicht gestellte

Mail mit Anhang bis heute nicht erhalten.

Nach einigen Tagen des Wartens meldet sich Rentner Bornhauser bei Mobilzone im Einkaufscenter Westside, wo man ihm subito – zack! – das besagte Änderungsantragsformular der Swisscom ausdrückt, seinerseits für mich völlig unverständlich. Ergo maille ich, langsam aber sicher verzweifelnd, meine ehemalige Arbeitgeberin an: «Könnt Ihr mir bitte eventuell direkt von euch aus helfen?» Die Antwort erfolgt umgehend: «Ach, Swisscom... Sie geben in dieser Beziehung immer falsche Auskünfte. Nicht Swisscom direkt ist für das Abo verantwortlich, sondern ein Subunternehmen. Hier die Koordinaten. Viel Glück!»

Ich melde mich bei den erwähnten Koordinaten. «Sie müssen Ihren Sicherheitscode eingeben und dann den Wechsel vornehmen.» Der Regie streng folgend, gehe ich Schritt für Schritt vor. Dennoch muss ich mich nochmals bei der überaus freundlichen Sachbearbeiterin melden, weil es plötzlich Folgendes heisst: «Wenn Sie Ihr Abo kündigen, wird Ihre Handynummer unwiderruflich gelöscht.» Und genau das will ich ja nicht, sondern bloss das Abo wechseln. «Ach, das gilt nur für das Mitarbeiter-Abo, beim neuen Abo gilt dann die Nummer nach wie vor.» Aha. Und weshalb kann man das nicht so kommunizieren, dass es auch der «tumble» Thomas Bo kapiert?

Ich bin gespannt, ob jetzt alles klappen wird. Frei nach Franz Hohler, «Es sy alli so nätt.» Übrigens, liebe Konkurrenten von Swisscom: Schadenfreude wäre völlig fehl am Platz. Von Kollegen weiss ich, dass es auch bei Ihnen einiges zu erzählen gäbe. Und darauf verzichten Sie vermutlich gerne, nicht wahr?

Thomas Bornhauser

Liebe Bürokraten, es geht auch ganz anders!

In der November-Ausgabe dieser Zeitung stand zu lesen, dass ich daran bin, mein erstes Buch zu schreiben, einen Kriminalroman. Nun, FEHLSCHUSS ist fertig, der Bern-Krimi erscheint im Herbst 2015, 2016 folgt DIE SCHNEEFRAU (mit den gleichen Ermittlern der Kapo Bern, spielt bei der Haute Volée in Gstaad), für 2017 sehe ich eine aussergewöhnliche Familiensaga vor, über drei Generationen und Zeitachsen hinweg. Die Geschichte beginnt am 21. August 1968 in Prag mit dem Einmarsch der Warschauerpakt-Truppen in die CSSR und zieht sich bis ins heutige Prag und Berlin. Für diesen PRAGER FRÜHLING war ich kürzlich für erste Recherchen in Prag. Drei Begegnungen möchte ich Ihnen nicht vorenthalten.

Wir schreiben den 30. September 1989, als der deutsche Aussenminister Hans-Dietrich Genscher auf dem Balkon der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Prag 4'000 DDR-Republikflüchtlingen verkünden kann, dass ihre Ausreise nach Deutschland bewilligt wurde (wobei seine Worte zum Schluss im Jubel der Leute untergehen). Diesen historischen Moment wollte ich nachvollziehen. Offenbar als nicht ganz Einziger mit diesem Ansinnen. Vor dem Haupteingang zur Botschaft wird mein Vorhaben nämlich abrupt beendet, noch bevor es überhaupt begonnen hat, steht da auf einer Informationstafel doch zu lesen, dass es aufgrund der riesigen Nachfrage nicht möglich sei, die Botschaft zu besuchen. Mögliche Ausnahme: Gruppen nur nach Voranmeldung, aber auch da könne man für nichts garantieren. Für Interessierte gab es indes die Möglichkeit, die Botschaft von aussen zu sehen, samt dem berühmten Zaun rund um die Botschaft, über den die Menschen 1989 geklettert sind.



100 Meter weiter oben der Eingang zur Abteilung für konsularische Fragen. Ich erkläre mich dort, allerdings vergeblich. Der freundliche Mitarbeitende rät mir, es dennoch via Haupteingang zu versuchen. Ich also retour zum grossen Tor. Ich läute, wiederhole mein Anliegen und schaffe es immerhin zum Portier. Er hört mir genau zu, ruft die Pressechefin an. Nichts zu machen. Der Portier ermöglicht es mir jedoch, mit Maike Freitag-Pitrocha am Telefon zu sprechen, der besagten Medienverantwortlichen. Ich gebe «alles», wie man dem so schön sagt, mit dem Resultat, dass sie mir «im Sinne einer Ausnahme und eines reinen Entgegenkommens» eine Kollegin aus ihrer Abteilung für «höchstens eine Viertelstunde» als Begleiterin zur Seite stellen kann zum Besuch des Gartens und der Innenräume. Was für eine Überraschung, was für eine spontane Reaktion, fernab von jedem Apparatschik. Super!

Drei Minuten später stehe ich mit Hana Hruzova im Garten der Botschaft, wenig später auf dem besagten Balkon, wo eine Gedenktafel mit den Worten von Hans-Dietrich Genscher an jenen 30. September 1989 erinnert. Ich

mitgenommen, einen Schweizer, Stanislaw Derungs. Und diese beiden Herren haben wirklich einiges zu erzählen, sogar meine eigene Fantasie wird von Tatsachen übertroffen, denn im «U Fleku» haben tatsächlich (!) solche Treffen von Regierungsgegnern stattgefunden, sogar eine Flugzeugentführung wurde hier geplant und dann erfolgreich durchgeführt. Ich mache bloss noch grosse Augen.

Um während den 96 Prag-Stunden nichts dem Zufall zu überlassen, habe ich mir für einen ganzen Tag eine erfahrene Reiseführerin «angeschnallt», Geschichtspräsidentin an der Uni Prag. Sie zeigt mir die Originalschauplätze von 1968 und 1989, weiss um viele Details, auch aus eigener Erfahrung. Höhepunkt dieser Begegnung ist eine zweistündige Zusammenkunft mit ihrem Vater (86), einem ehemaligen Oppositionellen, der 1955 wegen angeblichen Hochverrats zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Es ist erschütternd, was er erzählt. Ich schreibe alles mit, schreibe, schreibe, schreibe... Zum Schluss schenkt er mir die deutsche Ausgabe eines Buches; eines, das er selber geschrieben hat, mit einem Vorwort von Vaclav Havel, auch einem ehemaligen Dissidenten und späteren Präsidenten der Tschechei. Sein Buch handelt von den geschichtlich schwierigen Beziehungen der Tschechen zu den Deutschen. Fast als ob er geahnt hätte, dass mein Roman in Prag und in Berlin spielen wird, über mehrere Generationen hinweg. Unglaublich.

Thomas Bornhauser

bin überwältigt. Kommt hinzu, dass Frau Hruzova seinerzeit bereits hier gearbeitet hat und einiges von dieser verrückten Zeit zu erzählen weiss. Ich bedanke mich überschwänglichst bei ihr, verrate ihr auch, dass ich selber Pressesprecher war und es nicht so sehr goutiert habe, wenn es plötzlich hiess, jemand stehe am Empfang und verlange nach mir. «Herrgott! Kann der sich nicht anständig anmelden?» – «Genau das habe ich meiner Chefkin vorhin auch gesagt, mit Ihren Worten!» Lachen auf beiden Seiten.

Am Nachmittag besuche ich «U Fleku», das berühmteste Bierlokal Prags, 1499 erstmals erwähnt. In meinem Roman möchte ich dort geheime Treffen von Oppositionellen stattfinden lassen. Ein Mitarbeiter führt mich spontan durch die vielen verwinkelten Keller der Brauerei, wo man sich sehr gut solche Zusammenkünfte vorstellen kann. Er geht aber noch einen Schritt weiter: «Morgen früh ist unser Braumeister da, er kann Ihnen bestimmt einiges zur Geschichte des «U Fleku» erzählen.» Ich also am nächsten Morgen wieder an die Kremencova 11, zu Ivan Chramosil. Nächste Überraschung: Der Braumeister hat einen Arbeitskollegen

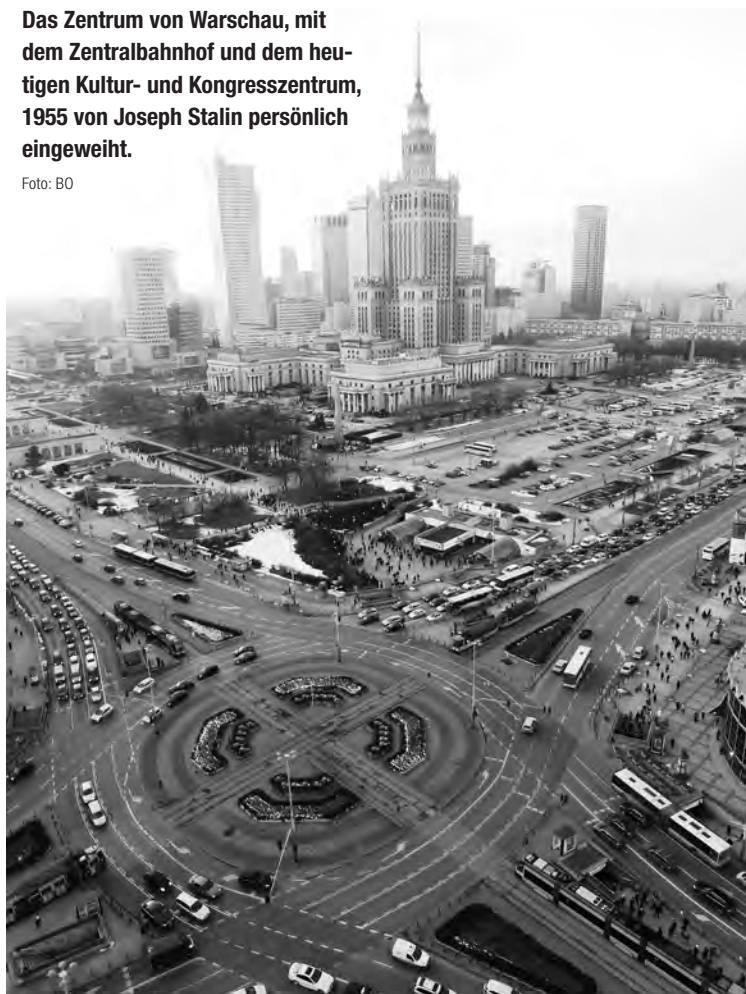
Von USA-Offiziellen und Russen-Tussen...

Für Recherchen in Zusammenhang mit meinem Kriminalroman FEHLSCHUSS (erscheint diesen Herbst) war ich kürzlich in Warschau, weil die Handlung auch in der polnischen Hauptstadt und in Lodz spielt (das sich übrigens als «Woodsch» ausspricht). Und manchmal werde ich das Gefühl nicht los, dass ich Aussergewöhnliches wie ein Magnet anziehe, damit sich daraus wieder eine Realsatire ergibt. So wie diese hier...

Auf dem Flug nach Warschau sitzt ein ungefähr 35-Jähriger neben mir, gegen 175 cm gross, Muskelmann mit Muni-Nacken, sehr kurze Haare. Ich vermute in ihm einen Einheimischen aus Polska. Spontan frage ich ihn. «Nein, ich bin Amerikaner», kommt sec retour, keine weiteren Angaben oder Fragen, woher der Neugierige neben ihm kommt. «Was machen Sie in Polen?» – «Ich arbeite dort.» Aha. Im Gegensatz zu seinen Landsleuten scheint er ein Stiller. «Schon lange?» – «Einige Jahre.» – «Arbeiten Sie dort auf der Botschaft?» – «Nein.» Aha. «Woher kommen Sie aus den USA?» Er nennt mir eine Stadt, die ich selber sehr gut kenne, er bekommt das auch zu hören (welche Stadt genau sei hier nicht verraten, ich will ja nicht, dass der Mann oder ich via NSA Troubles bekommen, ebenso ist seine Beschreibung deshalb leicht verfälscht). Im Normalfall brechen nach einer solchen Feststellung bei allen Amerikanern kommunikativ sämtliche Dämme. Nicht so bei meinem Sitznachbarn, er quittiert lediglich mit einem «Nice.» Spätestens jetzt ist klar: Er hat keine Lust, sich mit mir zu unterhalten. Demonstrativ nimmt er seinen Laptop, den er ebenso demonstrativ von mir wegdreht (als ob mich interessieren würde, was er macht...). Sein Bildschirm ist jedoch derart hell, dass es Spiegelungen im Fenster gibt. Und was ist da – Irrtum vorbehal-

Das Zentrum von Warschau, mit dem Zentralbahnhof und dem heutigen Kultur- und Kongresszentrum, 1955 von Joseph Stalin persönlich eingeweiht.

Foto: BO



ten – während einiger Sekunden kurz zu sehen, «waseliwas»? Das Logo einer bekannten Institution aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die durch drei Buchstaben bekannt ist.

Unter uns, und das so nebenbei: Nicht nur die Altstadt Warschaws – im Krieg von den Nazis völlig zerstört und anschliessend originalgetreu wieder aufgebaut – ist eine Reise wert. Unzählige Gebäude stalinistischer «Baukunst» zeugen noch heute davon, dass Polen unfreiwillig während Jahrzehnten unter der Knute der UdSSR stand. Und beim Kauf von bekannten Medikamenten stellen wir mit Ernüchterung fest, wer denn die Kosten für Forschung und Entwicklung dieser Präparate bezahlt, nämlich wir Schweizer für die ganze übrige Welt. Wie sonst ist es zu erklären,

dass Produkte bekannter Schweizer Pharmakonzerne in Polen viermal (!) weniger kosten?

Und jetzt zur Rückreise, respektive zu den Vorkehrungen dazu. Bei der Sicherheitskontrolle steht eine Russin (ich habe ihren Pass gesehen) vor mir, die sämtliche Vorurteile von «Tussen» auf sich vereinigt und bestätigt: Ungefähr 185 gross (wobei die Highheels ihrer bis über die Knie reichenden schwarzen Lederstiefel 16 bis 17 cm ausmachen), extrem schlank, schätzungsweise 35 Jahre alt, schwarze Lederhosen, eine Art Federkleid als Top, das Josephine Baker zu Ehren gereicht hätte, lange blonde Haare, ein Malkasten im Gesicht, affektiertes Getue, das Handy am Ohr. Ein Bündner würde die Dame wohl kurz und bündig als «e Kaatz» bezeichnen. Wie auch immer:

Auch die Lady muss ihre Louis-Vuitton-Tasche aufs Förderband legen. Aber nicht lange, denn nach wenigen Augenblicken läuft das Band retour und sehr zur Verwunderung unserer Dame muss sie diese öffnen, worauf ihr der Beamte erklärt, dass verschiedene «Kosmetikgütterli» nicht ins Flugzeug mitgenommen werden dürfen. Was jetzt folgt, ist ganz grosses Kino. Madame ist zutiefst bestürzt, zieht eine Show ab, die jedem Hollywood-Regisseur als Vorlage dienen könnte. Resultat: Nach gefühlten zehn Minuten Showtime und einer immer länger werdenden Kolonne hinter ihr nimmt man sie zur Seite. Keine Ahnung, was dann passiert ist.

Weil unser Flugzeug eine halbe Stunde Verspätung hat, verziehe ich mich in die Ecke eines Restaurants, um die Warschau/Lodz-Erlebnisse aufzuschreiben. Und wer kommt zehn Minuten später daher, mit «Rollkofferli» und das Handy am Ohr, für alle Anwesenden gut verständlich parlierend, sofern des Russischen kundig? Genau. Blödi Chue. Setzt sich an die Theke und spricht nonstop. Alle Anwesenden amüsieren sich – um es einmal diplomatisch auszudrücken.

Und nun dürfen Sie nur einmal raten, neben wem ich die Ehre auf dem Rückflug habe. Super, gell? Nonstop schaut sie sich im kleinen Spiegel an, zieht irgendwelche Striche nach, drückt ständig ihre Lippen zusammen. «Was machen Sie in der Schweiz?», will ich als einzig gestellte Frage vom Duftschränk wissen. «Private Relations.» Soso. Schade, kommt in Kloten ihr Koffer als Erster aufs Förderband, sodass sie im grossen Stil vor allen anderen «abhuschen» kann. Zu gerne hätte ich nämlich gewusst, wer sie abholt... Aber äbe.

Thomas Bornhauser

«Ihr Anteil entspricht 0,019% des Kapitals»

Ein Walliser Wintersportort versucht sich im Rückwärtsgang

1961: Ich war elf Jahre alt, als ich mit meinem Bruder erstmals nach Vercorin kam, ins Val d'Anniviers. Fünf Jahre später kauften unsere Eltern eine Ferienwohnung in diesem so typischen Walliser Dorf, seither verbringe ich jedes Jahr mehrere Wochen oberhalb von Sierre. Ich liebe den Ort, seine so sympathischen Bewohner, die Vercorinards. Weniger halte ich es hingegen mit den Behörden und Tourismusverantwortlichen. Hier einige wenige Beispiele – von zu vielen.

Es beginnt mit Details: In der deutschen Fassung der Veranstaltungs-Agenda steht: «Die Bezahlung von Taxen Ihres Aufenthaltes trägt zur Demonstrationsorganisation bei Belegung in Ihrer Station.» Aha.

Meiringen und Umgebung machen die Romanfigur Sherlock Holmes zum Kultobjekt nicht nur für Engländer. Dass Ende der 60er-Jahre Randolph Churchill während sechs Monaten die Erinnerungen an seinen Vater Winston in Vercorin niederschrieb und danach dem Dorf, das er lieb gewonnen hatte, eine Ruhebank mit Dankesplakette stiftete (heute nicht mehr vorhanden), interessiert die Tourismusverantwortlichen nicht, obwohl in den letzten Jahren mehrfach darauf aufmerksam gemacht. Und dann die grosse Ausstellung des Malers Edouard Vallet – der zwölf Jahre in Vercorin gewohnt und gewirkt hat – bei der Fondation Gianadda vor einigen Jahren: Obwohl von der Stiftung in Martigny bedient, war im Dorf kein einziges Plakat zur Ausstellung zu sehen. Wieso auch?

In den letzten Jahren ist der Metzger verschwunden, die Disco, ein Uhren/Schmuckgeschäft, einer von zwei kleinen Supermärkten; über Hotels und Restaurants liessen sich Bücher füllen, obwohl es einige wenige wirklich lobenswerte Ausnahmen gibt, den



Vercorin: Ob die Verantwortlichen mit ihrer Strategie zur Tourismusförderung wohl richtig liegen?

Foto: Thomas Bornhauser

«Caveau de Francine» oder das «Margueron».

Sie wissen es: Bei Ungerechtigkeiten werde ich säuerlich, fasse sie auch entsprechend in Worte, so auch kürzlich an die Adresse des Direktors der tollen neuen Seilbahn (am 12.12.12 eingeweiht), weil Versprechen nicht eingehalten und Gäste benachteiligt werden. In meiner Mail steht denn auch von einem jämmerlichen Deutsch im Veranstaltungskalender, von Unwahrheiten und Willkür zum Nachteil der Gäste. Mit der Erwähnung, dass ich zwei Aktien der Télécabines im Wert von 2000 Franken besitze, hoffe ich, ihn zu einer Antwort motivieren zu können. Mit Erfolg.

In seiner Antwort stutzt er mich zurecht: «Ihr Aktienanteil beträgt 0,019%», womit klar wird: Bornhauser, Latz halten! Dann: Weil ich meine Pappenheimer kenne, frage ich den Gemeindepräsidenten bei der Einweihung der neuen Seilbahn, ob der – praktische und beliebte – Tellerlifift zwischen Mittel- und Bergstation (im Ski-gebiet sind ausschliesslich Tellerlififte im Einsatz, 40 Jahre alt, entsprechend pannen anfällig, neue Anlagen werden seit Jahren in Aussicht gestellt, die Pisten sind jedoch immer tipptopp prä-

pariert, die Mitarbeitenden sehr freundlich) weiterhin betrieben wird, trotz der neuen Verbindung. «Ja, sicher! Dieser Lift bleibt in Betrieb, er wird aus wirtschaftlichen Gründen nicht eingestellt.» Einmal nur dürfen Sie jetzt raten, was sogar an Ostern passierte: Man durfte die Skis bei der Mittelstation ausziehen, um auf die Seilbahn zu gelangen. Begründung: «Der Tellerlifift ist nicht mehr attraktiv, er wird viel weniger benutzt.» Kunststück, wenn er ausser Betrieb ist! Weiter: Einmal streikt die Seilbahn bis 13 Uhr, die Verantwortlichen denken jedoch nicht daran, den Inhabern von Tages- oder Mehrtageskarten eine symbolische Rückerstattung im Sinne eines Goodwill zu leisten, was Mitarbeitende bestätigen. Und weshalb nicht? Darüber schweigt sich der Mann in seiner Antwort gänzlich aus, in der er mir mehrfach zu verstehen gibt, was er von einem kritischen Zeitgenossen hält. Gar nichts.

Die noch vorhandenen Gewerbetreibenden und Dienstleister sind besorgt, weil Touristen im Winter mehr und mehr fernbleiben. Der Direktor nimmt das sportlich zur Kenntnis: «Wir haben nicht den Eindruck, im Rückwärtsgang zu fahren.» Was nicht sein darf, kann nicht sein.

Viele Bekannte und bisherige Gäste meiden Vercorin inzwischen, weichen auf andere Wintersporte aus, auch im Val d'Anniviers. Und weil Vercorin zur politischen Rhonetal-Gemeinde Chalais gehört, ist der Ort im Gästeführer für das Val d'Anniviers nicht zu finden. «Holzbrett vor dem Kopf», sage ich dem. Das scheint die Verantwortlichen hier nicht gross zu beunruhigen. Schuld an der Entwicklung sind – ich höre es schon! – eh der zu starke Franken, die «Lex Weber», das Wetter, die Rahmenbedingungen, die Mehrwertsteuer oder mein heutiger Bericht. Selbst den Gemeindepräsidenten scheinen meine – zugegeben – zum Teil bissig zu Papier gebrachten Ansichten nicht zu beunruhigen. Mit «OUI!» antwortet er nämlich auf die Frage, ob er die Mail des Télécabines-Direktors mit seinem Namen und seiner Funktion mitunterschreiben würde.

Apropos: Dieser Tage flatterte ein undatiertes und unpersönliches Rundschreiben (!) in die Haushalte: Man möge doch weitere Aktien für die Télécabines zeichnen. Im Gemeindebulletin steht vom Gemeindepräsidenten zu lesen, dass die Seilbahn unbedingt ihre Frequenzen erhöhen muss. Soso.

Und: Die direkte Postauto-Verbindung nach Sierre will man nach der Renovation der Seilbahn Chalais-Vercorin auch kappen. Die Leute sollen ruhig den umständlicheren Weg via Buszubringer und Seilbahn nehmen, samt Umsteigen in Chalais.

Thomas Bornhauser
Vercorin

Dieser Bericht geht als Kopie auch an die beiden grossen Walliser Zeitungen.

Mit Guardiola, Neuer & Co. nach Porto

Als Wettbewerbsgewinner im Lufthansa-Spezialflug

Leute, die mich kennen, werden es Ihnen bestätigen: Ich war Zeit meines Lebens ein Glücksvögeli. Immer. Privat und beruflich – und auch jetzt im «Ruhestand». Ich wusste das immer bewusst wahrzunehmen und dieses Privileg zu schätzen. Hier das neueste Beispiel.

Ich bin keiner, der an Wettbewerben teilnimmt. Hier die Ausnahme der Regel: Im «Blick» war eine einzigartige Sache zu gewinnen, nämlich die Reise mit dem FC Bayern München zum Viertelfinal-Hinspiel der Champions League nach Porto. Ab/Bis München. Mit einem Spezialflug der Lufthansa. Mit der Mannschaft und «Anhang». Mit VIP-Tickets für das Spiel. Mit Übernachtung im Mannschafts-Luxushotel. Und einmal nur dürfen Sie jetzt raten, wer unter Zehntausenden von Teilnehmenden den Wettbewerb gewonnen hat. Genau.

Zuerst dachte ich an einen dummen Scherz von Kollege Daniel Grünenfelder, einem Bayern-Fan der Extraklasse (selber dummerweise zu jener Zeit an der Senioren-Curling-WM teilnehmend, in Sotchi, unser Land vertretend). Nichts dergleichen: Es war wirklich ein «Blick»-Vertreter, der mir die frohe Botschaft per Telefonanruf überbrachte. Und über den «Blick» mag man denken, was man will: Das war grosse Klasse, was die Zeitung geboten hat. Wirklich.

Bereits der Empfang in Zürich durch den Sportchef der Boulevardzeitung war herzlich, ebenso die Aufnahme im Reporter-Team, das mit mir nach München und Porto fliegen sollte. Ab also nach Kloten mit Zielflughafen München «Franz Joseph Strauss», dessen Namensgeber als Verteidigungsminister einstmals mit der Starfighter-Beschaffung un-



Beim lockeren Training in Porto, unter Aufsicht von Pep Guardiola.

Foto: Newsdienst FC Bayern München

gefähr so ins offene Messer lief wie unser allerseits hochverehrter Paul Chaudet mit seinen Mirages. Vom ehemaligen EMD-Chef hiess es bekanntlich zu Zeiten des Kalten Krieges, dass bei der Klingel zu seinem Büro auf einer Plakette Folgendes zu lesen stand: «En cas de guerre sonnez deux fois.» Im Kriegsfall bitte zweimal läuten.

Ich war nicht der einzige Wettbewerbsgewinner: Auch ein Mesut aus Deutschland stand auf der Matte – und ein Stephan aus Wien, von «Bild» resp. der «Kronen Zeitung» eingeladen. Nur kurze Zeit später wurden wir von Karl Heinz Rummenigge begrüsst und zur Mannschaft geführt, die im VIP-Wing – einer wirklich exklusiven Lounge für wichtige Leute (oder die sich dafür halten) – auf den Abflug mit der Lufthansa-Maschine wartete. Was für ein Gefühl, inmitten der Cracks zu stehen und mit ihnen zu plaudern, auch mit Ehemaligen wie Paul Breitner, «Kaiser Franz», Gerd Müller oder Oli Kahn.

Der dreistündige Flug nach Porto – an Bord waren auch die Verletzten wie Frank Ribéry, David Alaba, Arjen Robben oder Sebastian Schweinsteiger – verging im

wahrsten Sinne des Wortes wie im Fluge, bleibt aber in grossartiger Erinnerung. Ein Höhepunkt dann beim Gespräch mit dem Bundestrainer, ebenfalls anwesend. Yogi Löw, in der ersten Hälfte der Neunziger als Fussballer beim FC Schaffhausen, FC Winterthur und FC Frauenfeld engagiert, erinnerte sich daran, dass es in Weinfeld eine Thomas Bornhauser-Strasse und ein gleichnamiges Schulhaus gibt, weil ein Freund von ihm damals dort wohnte. «Das hast du mir voraus», meinte er mit Schalk in den Augen. Er mir dafür den Weltmeistertitel. Auch nicht schlecht.

Nach der Landung in Porto ging alles ruckzuck – Vorbereitungen mit deutscher Gründlichkeit –, keine Stunde nach der Landung waren wir bereits im Hotel Sheraton, wo später das offizielle Nachtessen ohne die Stars über die Bühne ging. Immerhin hatte ich dadurch Gelegenheit, mit dem mitgereisten Uli Hoeness zu sprechen, dessen Anwesenheit aber «höchst geheim und vertraulich» schien (das Spiel verfolgte er dementsprechend im Hotel). Seine Zeit hinter schwedischen Gardinen scheint kein wirklicher Hit zu sein. Aber äbe.

Nach dem Morgenessen gings am Tag darauf im Mannschaftsbus zum Estádio do Dragão, wo Pep Guardiola zu einem lockeren Training bat. Auch das war ein Gefühl: Sozusagen allein mit Lewandowski, Dante, Müller, Lahm & Co. im Stadion. Samt der anwesenden Journalisten-Meute.

Der Abend verlief allerdings weit weniger locker, als die bisherige Reise (entsprechend die Stimmung auf dem Rückflug): Die Portugiesen führten nach einer Viertelstunde bereits mit 2:0, nach zwei verheerenden Verteidigungs-Blackouts. Zum Schluss stand es 3:1, niemand mehr aus Bayern war für ein Spässchen zu haben. Mesut, Stephan und ich hielten uns mit Kommentaren zurück, denn zumindest als Schweizer hatte ich fussballerisch genügend Erfahrung mit kalten Duschen, als Berner ohnehin. Zu allem Übel gab es Backstage zusätzlich Ungemach, weil Bayern-Doc Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt das Handtuch warf. Über die Gründe mag ich nicht spekulieren. Item: Der Schluss der Reise war ein einziger Albtraum, aus dem ich um 07.15 erwacht bin, als mein Wecker zum neuen Tag klingelte. Denn: Sie haben doch nicht wirklich geglaubt, dass... *Thomas Bornhauser*

Funktionieren wie in einer Bananenrepublik

Während meiner Berufszeit hatte ich das Glück, nur wenige Male mit Unternehmensberatern in Kontakt zu kommen. Aber immer wurden dabei meine blöden Vorurteile bestätigt. Vollumfänglich. Der Höhepunkt dieser Treffen gipfelte einmal mit der Frage an einen in schwarz gekleideten jungen Herrn, ob bei seinem fürstlichen Honorar der Morgengruss nicht inbegriffen sei? Peinliches, betretenes Schweigen.

Viele unter Ihnen, liebe Lesende, sind beim GP Bern dabei, in welcher Kategorie auch immer. Und seit Jahren erhalten Sie nach dem Zieleinlauf – als Finisher – unter anderem eine Banane in die Hand gedrückt. Vom abgebildeten Team, das ich seit 20 Jahren zu leiten die Ehre habe, über die Pension hinaus. Erfahrungen zum Trotz: Immer wieder gibt es beim logistischen Ablauf sogenanntes Verbesserungspotenzial. Unsere jeweils wichtigste und jährlich wiederkehrende Frage, zusammen mit den Profis der Migros, welche die Bananen zur Verfügung stellen: Wie viele Kartons müssen wir heuer bereitstellen? Wir beantworten die Frage aus dem Bauch heraus, aufgrund unserer Erfahrung, ohne Computerprogramme, ohne implementierte Prozesse (für das Verteilen von Bananen). Wie aber würden Unternehmensberater bei dieser Challenge wohl vorgehen? Hier der Versuch einer Hypothese.

Erste Frage: Was wollen die Kunden, also die Laufenden? Eine gross angelegte Befragung unmittelbar nach dem Zieleinlauf, an der aber nur 11,8% der Sportlerinnen und Sportler teilgenommen haben, weil ausser Atem und mit sich selber beschäftigt, zeigt: 78% sind mit den Chiquita-Bananen



«zufrieden» bis «sehr zufrieden», 11% bevorzugen «Bio-Früchte», 4% wäre «ein Apfel lieber», 3% eine Birne, 4% machen keine Angaben. Diesem Split gilt es nächstes Jahr zwingend Rechnung zu tragen, idealerweise in acht dafür eingerichteten Korridoren, mit grossen Infotafeln. Wehe dem, der am falschen Stand auftaucht und andernorts neu anstehen muss. Es richtigs Pächvögeli.

Gretchenfrage: Wie viele Laufenden wollen überhaupt eine Banane? Und wie hoch ist die Zahl jener, die vermeintlich ausserhalb unserer Sichtweite eine zweite nehmen, eine dritte, eine vierte, einen ganzen Bund gar? Um dies festzustellen, muss eine zweite Equipe von Unternehmensberatern die Bananenabgabe genau beobachten, mit Argusaugen verfolgen. Aus den Erkenntnissen wird ein Koeffizient ermittelt, der in den folgen Jahren mit der Anzahl Angemeldeten multipliziert wird. Knacknuss: Nie starten alle Angemeldeten, das Wetter spielt dabei mit eine entscheidende Rolle. Folglich wird ein zweiter und ein dritter Koeffizient ermittelt, sodass sich eine Art Dreisatz ergibt, der uns die Anzahl Bananen nennt.

Und jetzt? Die Bananen aus den Kartons nehmen und einzeln abzählen? Nein, das macht selbst für die Arbeitsplatzminimierer und Gewinnmaximierer wenig Sinn. Also muss ein vierter Koeffizient her, der sich an folgenden Basiswerten orientiert: Wie viel wiegt eine durchschnittlich gewachsene Banane? Zudem gilt es, die durchschnittliche Krümmung (fünfter Koeffizient) und die Länge zu eruieren (sechster Koeffizient), denn je krummer resp. grösser so eine Frucht, desto weniger haben in einem Karton Platz. Und genau diese Anzahl ist ausschlaggebend für die Bestellung in Mittelamerika, die Monate zum Voraus erfolgen muss.

Je länger ich diesen Bericht schreibe, desto mehr wird mir bewusst, wie trivial und unbedarft unsere bisherigen Bestellungen waren: Ein Karton (Durchschnittsgewicht 18 Kilo, Koeffizient Nummer 7) beinhaltet «öppe» 100 Bananen, bei 30'000 Angemeldeten werden deshalb 300 Kartons nach dem Zieleinlauf abgeliefert, ausgepackt (siehe Foto) und an die Laufenden verteilt. Mit einer Ausnahme in den letzten 20 Jahren hatten wir immer einige Kisten zu

viel, aber diese fanden dennoch reissenden Absatz.

Zurück zu den Unternehmensberatern, die ja nicht im Vakuum arbeiten, sondern eng mit der Auftraggeberin kooperieren, mit intensiven Gesprächen, mit der operativen Führung im Vorfeld des Kick-Off-Meetings, mit dem Bananenteam. Regelmässige Meetings im Verlauf der Analyse – vorzugsweise nach der Eruierung jedes Koeffizienten – gehören ebenso dazu, wie individuelle Assessments mit den Mitgliedern des Bananenteams, denn mit Sicherheit lässt sich die Bananenabgabe zeitlich noch optimieren.

Ehrlich gesagt, es ist beschämend, dass wir nicht längst eine der führenden Unternehmensberatungen eingeschaltet haben, um die Anzahl der bestellten Bananen wissenschaftlich abzusichern. Bleibt dennoch eine letzte Frage: Müsste man das bestimmt sechsstellige Honorar auch dann vollumfänglich bezahlen, wenn zum Schluss zu wenig Bananen, aber zu viele Äpfel vorhanden sind?

Thomas Bornhauser

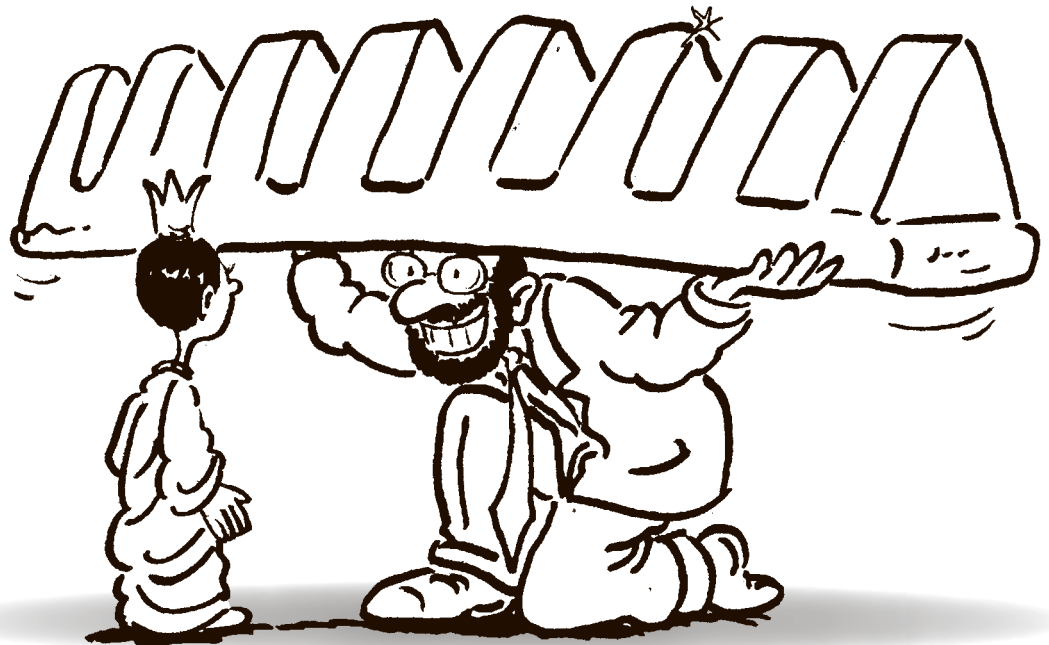
Mit jedem Tag im Leben verlängert sich die Vergangenheit, verkürzt sich die Zukunft. Erstaunt also, dass Ältere eher aus der Vergangenheit erzählen? So auch heute. Wir schreiben das Jahr 1980. In der Berner Länggasse wird noch kräftig Schokolade hergestellt, frei nach Bernhard Stirnemanns «Käthi», das nach Toblerone duftet.

13 Uhr. Per Zufall sitze ich (erst seit drei Wochen als PR-Assistent bei der Suchard-Tobler «unter» PR-Boss Hans Schneider im Amt) um diese Zeit ausnahmsweise nicht beim Kaffee, sondern in meinem Büro an der Berner Länggass-Strasse. Beim Klingeln des Telefons deutet noch nichts darauf hin, dass sich Aussergewöhnliches abspielen wird. «Bornhauser». Am anderen Ende «öpper», dessen Französisch ich beim besten Willen nicht verstehen kann, auch im dritten Anlauf nicht. «Excusez-moi, don't you speak English?» Er tut, il fait, he does.

Es ist irgendeine saudiarabische Vertretung in Genève. «Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal aus Saudi Arabien, zurzeit in der Schweiz und Liebhaberin ihrer Toblerone, möchte die Fabrik besichtigen, morgen, um diese Zeit», kommt aus der Hörmuschel gesprochen. Vor Ehrfurcht stehe ich auf und nehme eine Art geistige Achtungstellung ein. «Selbstverständlich geht das, wir freuen uns auf Ihre Exzellenz», bekommt der Mann zu hören. Und ganz gleich, was immer auf dem Programm des kommenden Tages stehen mag: Für eine saudiarabische Prinzessin sage ich (damals noch Jungeselle) alles zu und ab.

Insgesamt dreizehn Personen werden die Suchard-Tobler beherrschen. Damit Durchlaucht mit ihrem Tross genügend Parkplatz vor unserem Besucherraum hat, wird abgesperrt. Punkt 12.15 Uhr stehe ich, der ich sonst nie eine Krawatte trage (dafür damals einen Bart), im Hochsom-

Prinzessin Mounira von Saudiarabien in der Schoggifabrik



mer fein «gschalet» bereit, laufe wie ein Tiger im Käfig auf dem Trottoir vor dem Besucherraum hin und her. Exakt 13.04 Uhr biegen schwarze Limousinen in den Lerchenweg zu Bern ein. Ich stolpere schier, wie ich die Halteverbotstafeln zur Seite räume, damit die Herrschaften problemlos parkieren können. Die Türen der Wagen gehen auf. Überall fremdländische Menschen. Und wo ist Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal?

«Your Exzellenz, Princess Mounira», wird SIE mir vorgestellt. Bildhübsch, wahnsinnig hübsch sogar, schwarzes Haar mit goldenen Fäden durchzogen. Mit ihr der gesamte königliche Begleittross, zwölf Personen: Gouvernante, zwei Leibwächter, Chauffeure, Coiffeuse, Kinderpädagogin, Dolmetscher, Chindermeitli und Beigemüse. Ich versinke vor Ehrfurcht beinahe in den Boden. Übrigens, die Prinzessin, damit Sie Bescheid wissen, ist ganze zwölf Jahre alt. Und eine der vielen Enkelinnen von König Feisal von Saudiarabien. Alles klar?

Im Besucherraum verdrängt der Duft von schwerem französischem Parfum die Schoggi-Wolke. Derweil plagen Bo allerdings ganz andere Sorgen: Eine Prinzessin als Besucherin, als Ehrengast, ist an sich schon ungewohnt, was aber mit einer zwölfjährigen Prinzessin anstellen? Weder Allah noch Barbara Siegenthaler können weiterhelfen. Ganz recht, Sie haben durchaus richtig gelesen: Es handelte sich um jene Barbara Siegenthaler, die später mit mir zusammen jahrelang bei der Migros in Schönbühl gearbeitet hat, sie war schon damals bei der Suchard-Tobler «Frau Kollega». Never change a winning team, besagt ein englisches Sprichwort, wechsele niemals ein erfolgreiches Team (Selbstvertrauen ist das halbe Leben). Barbara ist inzwischen ebenfalls pensioniert.

Der gesamte Zirkus besichtigt die Schoggifabrik. Unterwegs hauer ich einen um zwei Köpfe kleineren, untersetzten Bodyguard an, ob er denn überhaupt bewaffnet oder blosser Verzierer sei. Lässig lächelnd öffnet er den Kittel und zeigt seine Ausrüs-

tung. Mama mia... 007 würde vor Neid erblassen. Arme kleine Prinzessin: Nie darf sie bei den Degustationsständen als Erste naschen, immer probiert zuerst eine Vorkosterin und schnappt ihr dabei die gluschtigsten Stückli vor der Nase weg. Merke: Alkoholhaltige Köstlichkeiten haben wir schon gar nicht aufgestellt.

Zurück im Besuchersaal werden diplomatische Nettigkeiten und Geschenke ausgetauscht. Die gewöhnlich Sterbenden erhalten eine 400-Gramm-Toblerone, dem Anlass entsprechend in einem goldenen Wickel verpackt. Prinzessin Mounira zusätzlich eine riesige Schachtel Pralinés. Noblesse oblige schliesslich. Im Gegenzug steckt der lustige Fratz allen Gastgebern (Hostessen, PR-Leuten, anwesenden Journalisten) diskret zwar keinen Barrel Rohöl, wohl aber einen neutralen Briefumschlag zu. Wie die Wagenkolonne die Länggasse in Richtung Genève wieder verlässt, öffne ich ganz verschämt mein Couvert. Ihre Exzellenz hat mich für 500 Franken cash würdig befunden. Durchlaucht, beherrschen Sie uns recht bald wieder!

BO

Mittagessen mit dem eigenen Schutzengel

Das Glück im Leben hat manchmal sogar einen Namen

Ich war Zeit meines Lebens ein Glücksvögeli. Die heutige Episode wird das nachhaltig veranschaulichen.

Das gilt beispielsweise für meine bisherigen Abenteuer auf meinem Roller, einer «Yamaha Beluga». Einmal, da musste ich mit 80 km/h kurz vor Uettligen in der Abenddämmerung einem Reh ausweichen. Ab ins offene, zum Glück nasse Feld... Ich rutschte dabei wie ein Skifahrer auf eisiger Unterlage einige Dutzend Meter weit, blieb jedoch unverletzt, derweil es den Roller mehrfach überschlug und in seine Einzelteile zerlegte. Kein schöner Anblick, wirklich nicht. Totalschaden. Die Versicherung zahlte nicht, weil das – mit dem Reh ausweichen – jeder Dahergelaufene (in diesem Fall: Dahergefahrene) behaupten könnte.

Als ob ich behauptet hätte, einem Bengalentiger oder einem Königspinguin ausgewichen zu sein, obwohl ein benachbarter Bauer den Wildwechsel bestätigte. Drei Jahre später ist mir um 4.30 Uhr auf dem Weg zur Arbeit ein Dachs in Ortschaften unangemeldet vor den Roller gesprungen. Ich ein «High Flyer» in bester Rennfahrer-Manier. Weil der Dachs unmittelbar danach noch von einem Auto überfahren wurde, blieb das Tier, im wahrsten Sinne des Wortes, auf der Strecke. Dieses Mal zahlte die Versicherung den Totalschaden. Ich selber hatte bloss Schürfwunden und danach ziemlich eindrucksvolle Blutergüsse.

Und jetzt eben, im vergangenen Hitze-Juli passiert, gegen 16 Uhr. Ich fahre mit dem Roller über den Felsenau-Viadukt auf der Autobahn in Richtung Vevey/Lausanne, auf der rechten Spur. Plötzlich stellt der Motor ab, aus dem Nichts heraus. Mehr noch: Er bremst den Roller ab, innert weniger Sekunden. Mir bleibt nur noch das Ausweichen auf



den schmalen Pannestreifen, derweil die Autos mit 80 km/h an mir vorbeifahren. Kein wirklich erhebendes Gefühl, um es einmal so zu formulieren. Ehrlich gesagt, das macht Angst, zumal man ja nicht weiss, wie die Lenker reagieren. Also beginne ich den Roller zu stossen und achte darauf, dass ich dabei nicht auf der rechten Spur laufe – kein leichtes Unterfangen.

Plötzlich merke ich, dass keine Autos mehr auf der rechten Spur verkehren. Und das hat einen einzigen Grund. In ungefähr 80 Meter Entfernung hinter mir hat ein Pannenfahrzeug auf der rechten Spur die orange Blinklampe eingeschaltet und das Tempo verlangsamt, um mir sozusagen den Rücken freizuhalten, gibt mir Rückendeckung, Feuerschutz – nennen Sie es, wie Sie wollen. Plötzlich springt der Roller wieder an, ich kann auf der leeren Spur einfahren, das Pannenfahrzeug noch immer hinter immer, jetzt aber ziemlich nahe. Ich signalisiere dem Mann, dass alles ok ist, worauf er mich überholt. Per Hand-

zeichen bedanke ich mich beim Fahrer im Auto mit der Aufschrift «WILLY». Ich mag mir gar nicht vorstellen, wäre das Malheur einen Kilometer später passiert, ich auf der zweiten Spur von links in Richtung Murten/Lausanne, weil die «langsamere» in Richtung Wohlen/Aarberg, derweil rechts zwei Spuren nach Vevey abzweigen, sodass zeitweise auf vier Spuren mit 100 km/h gefahren wird. Eine Horrorvorstellung. Vermutlich sässe ich jetzt nicht am Laptop, um diese Story in die Tasten zu hauen.

Ich bin einer, der meistens gegen den Strom schwimmt. Gerade, weil viele Leute das Wort «Danke» (oder auch «Merci») von ihrer geistigen Festplatte gelöscht haben, bedanke ich mich jeweils bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Also schreibe ich der Firma «WILLY» eine Mail, beschreibe den Vorfall und frage nach dem Fahrer. Antwort: «Wir haben uns über Ihre Reaktion sehr gefreut. Beim Fahrer handelt es sich um Adrian Jost, Leiter unseres Pannendienstes.» Kein Wunder

also, hat er derart professionell reagiert. Die nächste Mail geht an Adrian Jost, mit Dankesworten und der Einladung zu einem «Zmittag» in einem Restaurant seiner Wahl. Das hat kürzlich stattgefunden – eh ja, wann hat man schon die Gelegenheit, sich mit einem seiner Schutzengel persönlich zu unterhalten?

Es war ein wirklich unvergessliches «Zmittag», nicht zuletzt, weil wir uns sofort prächtig verstanden haben. Adrian Jost – mit seiner Frau wohnhaft in Fräschels, 39 Jahre alt – ist seit 16 Jahren bei «WILLY», seit 2010 Leiter des Pannendienstes, mit vier Vollzeit- und acht Teilzeitmitarbeitern. Er hat dadurch einiges an erlebten Intermezzi zu erzählen, traurige, aber auch heitere, wie wenn der Pannendienst alarmiert wird, weil der Wagen nicht mehr anspringt und sich dann herausstellt, dass man nur den Hebel beim Automaten auf «P» stellen muss, oder das lästige Piepsen keine bevorstehende Motorenexplosion ankündigt, sondern auf die schwere Handtasche auf dem Beifahrersitz hinweist, von der die Elektronik fordert, angeschnallt zu werden. Und als sich herausstellt, dass Adrian Jost sich wie ich im Bereich «Konzerte + Sponsoring» im Detail auskennt (bis letztes Jahr war er OK-Vize bei der «Altjahrwoche Schwarzenburg»), ist die Zeit viel zu kurz, um weiter «fachzu-simpeln», er muss zurück an die Arbeit. Ich bin aber überzeugt, dass wir beide das noch einmal nachholen werden. Auch auf diesem Weg, Adrian: DANKE!

Thomas Bornhauser

PS: Beim Zwischenfall handelte es sich um einen Kolbensschaden, mit gefahrenen 30'000 Kilometern lohnte sich eine kostenaufwändige Reparatur nicht mehr, also habe ich jetzt eine «Yamaha Cygnus».

Früher war nicht bloss alles nur schlecht...

Muss denn alles Neue auch immer besser sein?

Ich höre es schon: «Jetzt kommt auch noch Fossil Bornhauser mit einer untauglichen Analyse, die längst Geschichte ist...» Grad äxtra. Es sei erlaubt, einige Gedanken über die heutige Berufswelt zu Papier zu bringen, samt ihren administrativen Auswüchsen, welche die Ausübung des eigentlichen Berufs mehr und mehr einschränken und zum Beispiel dazu führen, dass das Pflegepersonal vermehrt am PC sitzt, derweil die zu Betreuenden zu kurz kommen.

Man mag nicht einmal mehr lachen, wenn man den Bericht der «Berner Zeitung BZ» über den bürokratischen Leerlauf auf den Bauernhöfen liest. Da bleibt nur noch ungläubiges Kopfschütteln übrig. Man stelle sich vor: Der Kontrolleur des Bundesamts für Landwirtschaft (BLW) musste auf einem einzigen Bauernhof schon einmal 1373 Kontrollpunkte überprüfen.

Behörden kontrollieren!

Das BLW rechtfertigt sich damit, «dass in Anbetracht der öffentlichen Gelder, die in die Landwirtschaft fliessen, eine gewisse Kontrolle notwendig ist». Und stellt in Aussicht, dass «Vereinfachungen in Prüfung sind». Vermutlich werden dazu mehrere Arbeitsgruppen gebildet, die sich zum Schluss gegenseitig neutralisieren. Und, apropos Kontrolle bei den Bauern: Wie wäre es, die Landwirte würden sich ihrerseits zu einer Interessengemeinschaft zusammenschliessen, und den Beamten auf die Finger schauen, die ihr Gehalt ja auch von öffentlichen Geldern beziehen, nämlich von unseren Steuergeldern?

Der «BZ»-Bericht über die Bauern ist nur die Spitze des Eisberges. Wer unter Ihnen – liebe Lesende – kann behaupten, dass die Arbeit in den letzten zehn

Bürokratischer Leerlauf auf dem Bauernhof



Ausschnitt eines Berichts in der «Berner Zeitung» über die Bürokratie.

Jahren einfacher, effizienter geworden ist? Überall die gleiche Platte, man kennt A- und B-Seite, Text und Melodie: Der administrative Aufwand hat zugenommen, der Leerlauf von Arbeitsgruppen ebenso, dafür werden mehr und mehr Prozesse «implementiert», die es konsequent (oder kopflos stur?) zu befolgen gilt und jede Eigeninitiative im Keim ersticken. Erstaunt, dass viele junge Leute nur noch «9 to 5» arbeiten?

Leninistische Züge...

Wladimir Iljitsch Lenin hätte vermutlich seine Freude über die Spezialisten im Controlling, gilt er doch als Vater der Feststellung «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser». Die heutigen Prozesse führen nämlich vielfach zu einem Overkill an Kontrollen. Fast könnte man meinen, in unseren (vor allem) grossen Unternehmen herrsche ein Klima des Misstrauens. Plötzlich müssen Kaderleute, die vor vielen Jahren Verträge

in sechsstelliger Höhe im Alleingang abschliessen konnten – und dafür vollumfänglich verantwortlich waren –, für einen vierstelligen Betrag eine Zweitunterschrift einholen. Das ist insofern praktisch, als dass der Zweitunterschreiber mitverantwortlich zeichnet, im wahrsten Sinne des Wortes. Womit wir bei einem anderen Phänomen angelangt wären: Dem Abschieben der Verantwortung. In manchen Betrieben werden Ideen zu Tode geredet, nicht zuletzt deshalb, weil zu viele mitreden, um dann nicht zu entscheiden. Niki Lauda hat dazu nach einem strategischen Fehlentscheid während des GP von Monaco 2015 über das eigene (!) Team Tacheles gesprochen: «Alle wollen sie mitreden – und keiner fällt schliesslich den Entscheid und übernimmt die Verantwortung, deshalb kam es zu diesem Desaster.» Klare Worte.

Keine Ahnung der Firmenkultur

Ich wage einmal den Versuch einer möglichen Erklärung, wes-

halb wir – Sie! Ich bin ja pensioniert... – mehr und mehr von Apparatschiks und Regeln im beruflichen Alltag begleitet werden, allerdings mit der Möglichkeit, dass ich... falsch liege. Viele Hochschulabgänger und Studierende haben während ihrer Ausbildungszeit alle sehr viel Intelligentes über Betriebswirtschaft gelernt, alle das Gleiche. Und mit diesem «Gleichen» gehen sie in die Unternehmen, mit dem Resultat, dass die Firmen sich immer mehr «gleichen». Firmenkultur? Hat man während des Studiums nicht gelernt. Firmengeschichte auch nicht. Anliegen der Basis? Was ist denn das Neues? Und statt sich bei einer ersten (!) Arbeitgeberin erst einmal stillzuhalten (aber dafür werden sie ja nicht bezahlt), bringen sie sich ein, samt der Gefahr, dass sie einen Scherbenhaufen produzieren. Aber nach ihnen die Sintflut. Erinnern Sie sich noch an eine Schweizer Schoggimärke mit neuen, visionären Verpackungen? Das meine ich. Und ich frage mich: Wo bleiben jene Kaderleute, die sich gegen Leerlauf zur Wehr setzen, lautstark? Oder haben sie etwa Angst, an ihrer Karriereleiter zu sägen? Schöne Führer, das.

Und irgendwie typisch: Einem Studenten habe ich vor ein paar Jahren über die Schulter geschaut, als es um Marketing ging. Genauer: um ein Beispiel aus der Lebensmittelbranche (mir nicht ganz unbekannt). Ich sagte ihm, dass es völliger Quatsch sei, was er lernen müsse. Anhand eines konkreten Beispiels konnte ich es ihm beweisen. Sein Kommentar: «Und jetzt? Soll ich unserem Dozenten sagen, du hättest mir bewiesen, dass der Lernstoff Quatsch ist?»

Willkommen in der heutigen Berufswelt.

Thomas Bornhauser

Bin ich mit Donald Trump zur Schule gegangen?

Und hat es Novartis die Sprache verschlagen?

Sie wissen es: Ich erlebe manchmal wirklich verrückte Sachen. Heute geht es erst einmal um einen gewissen Donald Trump. Bin ich mit ihm zur Schule gegangen? Theoretisch wäre das möglich. Aber urteilen Sie selber. Vor allem: Amüsieren Sie sich über mein Telefongespräch nach Syosset (auf meinen noch immer vorhandenen Ostküstendialekt bin ich stolz), und wundern Sie sich danach ruhig, wie Novartis auf eine Anfrage reagiert. Kurz und bündig: Ich bin in den

Fünfigern in Syosset/NY in die South Grove School gegangen. Die Klassenfoto stammt aus dem Jahr 1957. Ich weiss, dass der Bueb, der in der ersten Reihe ganz rechts sitzt, Donald hiess (ich gleich dahinter). Sieht doch mit seinem zur Schau gestellten Selbstvertrauen wie Donald Trump aus, nicht wahr? Ist er es? Theoretisch wäre es möglich. Ich aber wollte Gewissheit, weshalb ich die Schule anrief, um 15 Uhr Schweizer Zeit. Folgender Dialog (original auf Amerikanisch):



➔ «Guten Morgen, ich rufe aus der Schweiz an.»

«Guten Morgen. Was kann ich für Sie tun?»

➔ «Ich benötige eine Mailadresse Ihrer Schule, habe auf der Homepage keine gefunden.»

«Weshalb das?»

➔ «Ich möchte Ihnen etwas mailen, als Anhang.»

«Weshalb das?»

➔ «Weil ich eine Auskunft brauche.»

«Worum geht es?»

➔ «Das müssen Sie eben selber sehen, deshalb die Frage nach der Adresse.»

«Ich bin nicht befugt, Ihnen eine Adresse zu nennen.»

➔ «Bitte! Ich habe eine Klassenfoto von 1957 und möchte etwas wissen.»

«Nämlich?»

➔ «Wie gesagt: Das müssen Sie sehen, ich kann es nicht erklären.»

«Dann tut es mir leid.»

➔ «Also, gredi use fragt: Ging Donald Trump bei Ihnen zur Schule?»

«Donald wer?»

➔ «Trump, der für die Republikaner ins Rennen als nächster Präsident steigen will.»

«Aha, der. Ich weiss es nicht.»

➔ «Können Sie dann wenigstens bitte mal fragen?»

«Nein, wir dürfen keine Auskünfte über Schüler geben.»

➔ «Bitte! Ich bin weder Mitglied der Al-Kaida noch vom NSA.»

«Geben Sie mir Ihre Mailadresse, dann schreiben wir Ihnen und Sie können auf jene Adresse antworten.»

➔ «Hä? Machen Sie das Kalb mit mir? Ein verstecktes Telefon? Geben Sie mir doch die Adresse am Telefon, dann können Sie sich eine Mail an mich ersparen.»

«Geht nicht. Ihre Mailadresse, bitte.»

➔ «thomas.bornhauser@gmx.ch»

(Es folgt dann eine Comedy allererster Güte, weil die Dame weder meinen Familiennamen richtig versteht – trotz buchstabieren – noch die drei Buchstaben gmx. Schliesslich geht es weiter.)

➔ «gmx.ch. Das «ch» steht für Schweiz.»

«Und in welchem Bundesstaat liegt Schweiz?»

Aus. Amen. Gnadenschuss. Erstaunt, dass ich nie eine Mail erhalten habe?



Fotos: zvg

Und jetzt husch zu Novartis. In der Westside-Apotheke habe ich Fr. 12.50 für ein 10-ml-Gütterli «Otrivin» bezahlt (links), in Warschau kostet das gleiche Medi von Novartis ungefähr Fr. 3.50. Die Frage also an Novartis, weshalb dem so ist? Bezahlen wir Schweizer der ganzen Welt die Forschungs- und Entwicklungskosten? Antwort von der Medienstelle: «Das Geschäft mit rezeptfreien Medikamenten gehört nicht mehr zu Novartis, firmiert aber derzeit noch in der Schweiz unter diesem Namen.

Ich leite Sie an die Kollegen von GSK weiter.» Wie Sie aber auf der Abbildung rechts sehen, steht auf dem polnischen Gütterli unverkennbar der Name Novartis. Rückfrage, weshalb dem so ist. «Das ist offenbar ein längerer Prozess, bis die Umstellung ganz gemacht ist.» Aha. Liebe Lesende, ich habe hier wirklich keinen Platz für meine weitere Einwegkommunikation. Die Frage wird nicht beantwortet. Zum Glück habe ich in Warschau nicht bloss ein Gütterli gekauft.

Thomas Bornhauser

Das passiert, wenn Mister Murphy einen Flughafen baut...

Beim Bau des Flughafens Berlin-Brandenburg BER folgt(e) Panne auf Panne. Ein Augenschein.



Der Geisterflughafen Berlin-Brandenburg BER. | Fotos: BO

Das Gesetz des Herren Murphy lautet: «Alles, was bei einem Vorhaben schiefgehen kann, wird auch schiefgehen.» Was allerdings in Berlin noch immer abgeht, das übertrifft vermutlich selbst die Vorstellungskraft des Herrn Murphy. Es ist Realsatire pur.

Eines muss man den Leuten des Flughafenbetreibers Berlin-Brandenburg BER lassen: Dass sie überhaupt Führungen durch diese «Ruine» zulassen, verdient Anerkennung und Respekt. Grenzt an Masochismus. Sicher haben Sie, liebe Lesende, schon von den Schwierigkeiten rund um den Bau und den Betrieb des neuen Berliner Flughafens «Willy Brandt» (der sich im Grab umdreht) gelesen. So auch ich. Wenn man aber selber dort steht, so wird einem das ganze Ausmass des Desasters bewusst. Stellen Sie sich vor, Sie stehen am Flughafen Zürich – und ausser Ihnen ist niemand zu sehen. Die totale Leere, in den Terminals, den Geschäften, den Parkhäusern, den Restaurants, am Bahnhof. So ist BER, schau-

en Sie sich das grosse Bild an. Es macht fassungslos. Sprachlos.

«Wir schaffen das!»

Ein nicht zu unterschätzender Grund für diese unglaubliche Leidensgeschichte ist wohl darin zu suchen (ähnlich dem Niedergang einer bekannten nationalen Fluggesellschaft), dass zu viele Politiker zu Beginn «von Amtes wegen» in den Vorstand berufen wurden, obwohl unwissend, was die Ausführung von Grossprojekten betrifft. Und genau mit diesem Unwissen haben sie bewusst darauf verzichtet, eine international renommierte Generalunternehmung zu verpflichten. Aufträge wurden regional vergeben, allein für die Technik an 96 verschiedene Firmen. «Wir schaffen das!», ihr Slogan. Warnende Stimmen während der Projektierung und der Bauphase wurden als Nestbeschmutzung abgetan. So einfach ist das, wenn man «von Amtes wegen» nicht belangt und behaftet werden kann.

Berüchtigt wurde der Flughafen Berlin-Brandenburg BER spätes-



Die «Jettys» müssen regelmässig bewegt werden.

tens einige Wochen vor der offiziellen Inbetriebnahme im Juni 2012, als sich herausstellte, dass die Brandschutzanlage – heute intern nur noch als «Monster» bezeichnet – nicht wie vorgesehen funktionierte. Inzwischen weiss man: Fast nichts ist so, wie es sein sollte, weshalb der Eröffnungstermin immer wieder hinausgeschoben wurde – und weiterhin wird. Momentan spricht man von einer Eröffnung voraussichtlich in der zweiten Hälfte 2017, aber auch daran darf ohne grosses Risiko gezweifelt werden.

Voraussichtlich. Ambitiös.

Mit bemerkenswerter Offenheit wurde unsere 30-köpfige Gruppe über das Gelände und durch die Terminals geführt (ein Tag nach unserer Visite wurde bekannt, dass das Dach der Haupthalle einsturzgefährdet ist, weil offenbar viel zu schwere Ventilatoren eingebaut wurden – und der Terminal bereits einen Tag vor unserer Führung aus Sicherheitsgründen für Besuchende und Arbeiter hätte gesperrt werden müssen). Mit einer gehörigen Portion Ironie lässt uns der Führer wissen, dass vor allem zwei Wörter sei-



Die Natur erobert sich ihr Terrain zurück.

ne Erklärungen prägen werden: «Voraussichtlich». Und «ambitiös». Er sollte sich nicht täuschen. Was Sie wissen müssen: Berlin hat drei Flughäfen: Tempelhof – bekannt von den «Rosinenbomben» nach dem Zweiten Weltkrieg –, der aber seit vielen Jahren ausser Betrieb ist und heute als Freizeitoase für die Bevölkerung dient. Tegel, der völlig überlastet ist. Und Schönefeld auf dem Gebiet der ehemaligen DDR, der vor allem von Billigfluggesellschaften genutzt wird. Der neue Flughafen Brandenburg BER liegt unmittelbar neben Schönefeld. Sollte er jemals eröffnet werden (...), wird Tegel geschlossen und zum urbanen Technopark umgebaut, Schönefeld wohl zu einem Anhängsel von BER.

Pannen über Pannen

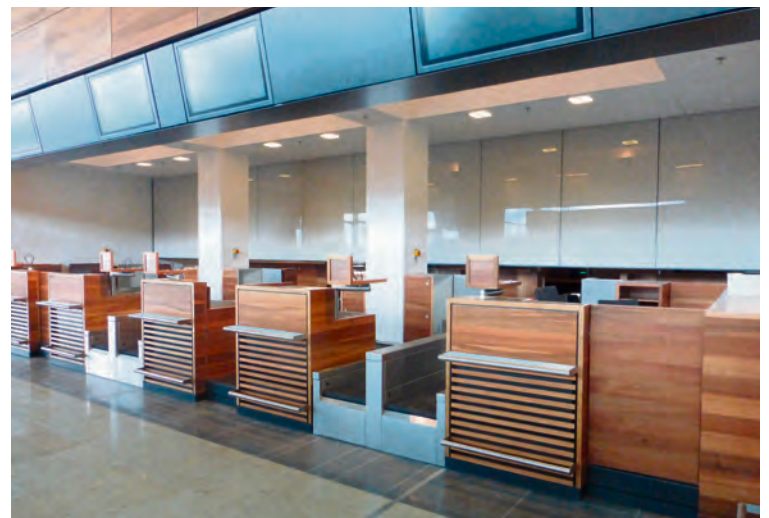
Und nun zu den besagten Pannen. Womit beginnen? Damit, dass seit der vorhergesehenen Eröffnung 2012 das 4-Stern-Hotel Steigenberger zwar fertig, aber seither geschlossen ist? Und dass dennoch Angestellte das Geisterhaus mit seinen 322 Zimmern und Konferenzräumen «im Schuss» halten müssen? Dass am Flughafen Rolltreppen zu kurz bestellt wurden und man der Einfachheit halber – um nicht neue bestellen zu müssen – am Ende fünf

zusätzliche Stufen einbetoniert hat? Dass der Bahnhof mit zu kurzen Perrons für den ICE gebaut wurde und dazu regelmässig von einem leeren Zug befahren werden muss, um Standschäden und offenbar auch um das Ansiedeln von Fledermäusen zu verhindern? Dass man für einen neuen Taxiway vergessen hat, dass Wartungshangars von Bombardier und Lufthansa im Weg stehen und jetzt verlagert werden müssen? Dass die riesigen Einstellhallen – vollgepfert mit Fahrzeugen aller Art – ihrer Bestimmung warten? Dass der wichtigste Gebäude-Ausrüster – und Spezialist für Brandschutzanlagen – kürzlich Insolvenz angemeldet hat? Dass unzählige KMU wegen der Verzögerungen in Konkurs gingen? Dass grosse Firmen – es ist laut «BILD» die Rede von Siemens und Bosch – hingegen grosszügige Entschädigungen erhalten haben? Dass sich die Natur die unbenutzten Aussenparkplätze zurückerobert? Dass in gewissen Bereichen das Licht 24/7 brannte, weil niemand wusste, wo abstellen? Dass die Förderbänder für die Gepäckausgabe nicht die erforderliche Kapazität aufweisen (gleiches gilt für die Check-In-Schalter)? Dass eine geplante Unterführung zu niedrig für den A380 ist? Und dass der A380 weit grösser als andere Flugzeuge ist und der ursprünglich vorgesehene Standort beim Terminal deshalb zwangsverlegt werden musste? Dass die

«Jettys», die schwenkbaren Zugangsbrücken für Passagiere zum Flugzeug, regelmässig bewegt werden müssen, ebenfalls um Standschäden zu vermeiden? Erstaunt, dass ein bestimmter BER-Mitarbeiter, seit Projektierungsbeginn 1996 mit dabei, in knapp 20 Jahren 26 (!) verschiedene Chefs hatte? Und, und, und... Wie gesagt, unglaublich.

Es wird ausgebaut

Man wusste und weiss es: Bei seiner Eröffnung im Juni 2012 wäre BER bereits zu klein gewesen. Will heissen: Für weit über eine Milliarde Euro wird der Flughafen gegenwärtig ausgebaut – und das, obwohl noch kein Passagier jemals abgeflogen ist... Meinte ein Besucher: «Und wenn der-



einst und wider Erwarten BER doch noch eröffnet werden sollte, wird man merken, dass alle vorhandenen Informatiksysteme inzwischen veraltet sind.» Party! Ausgebaut wird bekanntlich auch in Dubai. Man kann sich vorstellen, dass jene Verantwortliche, die zu Besuch in BER waren, eindrucksvolle Beispiele vorgeführt erhielten, wie man es nicht machen sollte.

Ach ja, veranschlagt war BER ursprünglich mit 2,1 Mia €, inzwischen steht der Zähler auf 5,6 Mia €. Der Steuerzahler freut sich. Und Ihre Frage ist berechtigt: Wäre es nicht gescheiter gewesen, zurück auf Startfeld 1 zu gehen und alles zurückzubauen? Diese Frage mochte unser Führer nicht beantworten. Kunststück.

Zum Schluss noch dies: Während unserer Führung komme ich auf dem Vorfeld unter einem «Jetty» mit einem Deutschen ins Gespräch: «Wissen Sie, uns Schweizern wird ein Deutschlandkomplex in die Wiege gelegt. Es ist deshalb irgendwie tröstlich, dass sowas in Deutschland passiert.» – «Ach wissen Sie, dieser Flughafen ist keine Einzigartigkeit. Sagt Ihnen die Elbphilharmonie in Hamburg etwas?» Tut es, ist auch so ein Desaster, aber ein schlechtes Beispiel, denn das Haus wird nämlich von Schweizer Architekten gebaut.

Thomas Bornhauser

Diese Zeilen wurden letzten Monat zu Papier gebracht, möglicherweise sind inzwischen neue Pannen bekannt geworden. Würde Sie das überraschen?

Wo man noch Gast, keine simple Nummer ist

Wieso ist in Österreich Alltag, was bei uns nicht möglich scheint?



In einem *****-Hotel am Genfersee: Der Eingang von der gebührenpflichtigen Einstellhalle zur Rezeption gleicht einer heruntergekommenen Höhle (wie bereits vor 25 Jahren), die Sonnenstoren sind dreckig, am Nebentisch wird nach dem Morgenessen auf der Terrasse eine halbe Stunde nicht abgeräumt, ungefähr 25 Spatzen erfreuen sich dort ihres Lebens. In einem anderen Fall im Berner Oberland heisst es nach einer Anfrage via Internet, «Am gewünschten Datum sind wir leider ausgebucht. Bitte buchen Sie künftig früher.» Ende der Durchsage.

Wichtig: In diesem Bericht wird es nicht um das unschlagbare Preis-Leistungs-Verhältnis in Österreich gehen, ich will diesbezüglich nicht Äpfel mit Birnen vergleichen (obwohl im Apfelsaft bekanntlich auch Birnensaft zu finden ist), sondern aufzeigen, dass der Preis bei der Auswahl der Feriendestination möglicherweise (...) gar eine untergeordnete Rolle spielt, obwohl das viele Schweizer Hoteliers nicht wahrhaben wollen und lieber über den starken Schweizer Franken jammern, obschon sich dieser im Vergleich zu letztem Januar inzwischen um fast 10% abgeschwächt hat.

«Was glauben Sie», frage ich Sonja, langjährige Mitarbeitende des Hotels Quellenhof in Leutasch, «weshalb stehen auf Ihrem Parkplatz zu zwei Dritteln Autos mit Deutschschweizer Kennzeichen?». Sie schmunzelt: «Nun, offenbar machen wir nicht ganz alles falsch, was man falsch machen kann.» Interessant dabei: Es

gibt nur wenige Schweizer, die nur einmal kommen, die meisten sind «Wiederholungstäter». Schauen wir uns doch einmal an, was der Grund dafür sein könnte. Nota bene: Ohne finanziellen Aufwand für das Hotel, wo die Kunden eh gratis parkieren können.

Per Internet buche ich einige Ferientage im Tirol. Innert Minuten kommt die Bestätigung. Keine zehn Minuten später erhalte ich einen Anruf aus dem Hotel. Eine Mitarbeitende nimmt Bezug auf die Buchung und freut sich auf den Besuch. Ob ich noch speziell etwas wissen möchte? Drei Tage vor der Ankunft kommt eine Mail, mit Angaben über die Aktivitäten des Hotels und die Wettervorhersage während unseres Aufenthaltes. Aufgrund äusserer Umstände fahre ich erst nach 21 Uhr «ein». Bei der Rezeption strecke ich – aus Gewohnheit – der Mitarbeiterin (alle samt und sonders im Dirndl) die Kreditkarte als Garantie entgegen. «Was soll ich damit?», kommt lachend retour. «Das ist doch in Hotels so üblich, dass die Kreditkarte zu Beginn eingescannt wird...» – «Nicht bei uns, die können Sie mir zum Schluss geben, geniessen Sie erst einmal Ihre Ferien.» Hoppla.

Eine weitere Mitarbeitende zeigt das Zimmer und bittet nachher zu Tisch. «Um diese Zeit kann man noch essen?» – «Nun, die Zeit für den Beginn des Nachtessens ist tatsächlich vorbei, aber Sie haben Halbpension gebucht, weshalb wir Ihnen im Restaurant gerne eine kleine kalte Platte servieren möchten.» Kalte Platte? Das ist

leicht untertrieben, was gegen 22 Uhr aufgetischt wird. Während des Essens schaue ich mich ein bisschen um, Gemütlichkeit, wohin das Auge reicht, sehr viele Mitarbeitende sprechen mit den Gästen, man kennt sich anscheinend.

Überhaupt, die Mitarbeitenden, im Service im Speziellen. Sie scheinen dem Gast die Wünsche von den Augen ablesen zu können. Nie muss man die Hand heben und Ausschau halten, mehrmals pro Nachtessen kommt «man» vorbei – nicht bloss beim Servieren – und erkundigt sich, ob alles in Ordnung ist, ob etwas gewünscht wird. Wie ist das möglich? Sonja: «Wissen Sie, Gastfreundschaft ist das A+O, wir leben das unseren neuen Kollegen vor. Wer das nicht begreift, hat nur einen sehr kurzen Einsatz bei uns.» So einfach ist das. Und auf den Esstischen stehen auf Plaketten die Namen der Gäste, von Hand geschrieben, keine vorgedruckten Nummernschilder.

Zwei weitere Kleinigkeiten, die ebenfalls den Unterscheid ausmachen: Auf allen Tischen wartet zum Nachtessen eine grosse Karaffe Wasser. Liebe Schweizer Gastronomen: kostenlos (nicht den Liter zu sechs Franken wie in einem Landgasthof in Düringen). Gilt übrigens auch – das nur nebenbei – für Fahrräder, die man für Ausflüge benutzen kann.

Erstaunlich: Überall im Hotel stehen schöne Gegenstände. Vasen, Kerzenständer. Und an der Re-

zeption bekommt man kostenlos Schirme für den Spaziergang im Regen (kommt halt auch in Österreich vor). Wird denn da nichts gestohlen, hat man keine schlechten Erfahrungen gemacht? Sonja lacht: «Nein, schliesslich sind wir ja in Österreich.» Als ob es so einfach wäre. Aber vermutlich ist es gerade die Grosszügigkeit den Gästen gegenüber, dass sie das alles nicht missbrauchen. Zum Abschluss habe ich im Tirol eine Flasche Quellwasser erhalten, und ein Bio-Brot. In der Schweiz heisst es jeweils beim Begleichen der Rechnung als Erstes, «Händ Sie öppis us dr Minibar gno?» Wie sagt der Romand? Vive la différence!

Zu Beginn habe ich davon geschrieben, wie ein Berner Hotelier eine Anfrage für Winterferien im Februar 2016 beantwortet hat. Geht im Sportivhotel Mittagkogel im Piztal sinngemäss so: «Ich fürchte, dass wir Sie in der besagten Woche nicht verwöhnen können. Besteht die Möglichkeit, dass Sie Ihre Skiferien eine Woche früher oder später geniessen könnten?» Überrascht, dass ich mich flexibel gezeigt habe? So fehle ich halt im Berner Oberland, obwohl die Region erste Wahl war.

Thomas Bornhauser

PS: Ich habe eine Ferienwohnung im Wallis. Weil im Skigebiet jenes Dorfes der Gast aber immer mehr vernachlässigbar scheint, leiste ich mir die Woche im Piztal. Verückt, nicht wahr?

Top Secret. Wirklich?

Recherchierende Journalisten blockt man in der Regel eiskalt ab, wenn sie mit ihren kritischen Fragen bei Unternehmen oder Behörden Ungeheuerliches herauszufinden versuchen. Politiker müssen nach einer unvorsichtigen Plauderei mit einer parteiinternen Untersuchung und Konsequenz rechnen. Dabei ist es kinderleicht, Geheimstes, im wahrsten Sinne des Wortes, zu erfahren: Nirgends auf der Welt wird derart grobfahrlässig dahergeplaudert wie im Intercity Bern–Zürich. Ein klassisches Beispiel aus meiner Vergangenheit.

Diese Kurzgeschichte handelt ausdrücklich nicht von einem kurz zuvor im IC Bern–Zürich ebenfalls unfreiwillig mitgehört (und diskret mitprotokollierten...) Gespräch zwischen dem Topshot der Tetra Pak und einem Profax der Hochschule St. Gallen, wo frischfröhlich und ausführlich Strategien, Marktanalysen, Machenschaften (!) und Zahlen ausgeplaudert wurden. Es geht auch nicht um das Gespräch jener zwei bekannten Nationalräte aus der Wirtschaft, die kräftig «Internes» (um nicht zu sagen «Intimes») von sich gaben. Nein, heute geht es um einen vermeintlich vertraulichen Dialog zweier Bankenvertreter.

Eines sei vorweg zur Ehrenrettung der beiden Bankenplauderis verraten: Sie konnten wirklich nicht ahnen, dass meine scheinbare Schreib- und Rechentätigkeit im Nebenabteil nur schlitzohrig vorgetäuscht war und ich ihnen mit Argusohren zuhörte und alles mitschrieb. Aber es war ganz einfach zu gluschtig, was

die beiden aufzutischen wussten. Wegzuhören wäre einer Beleidigung gleichgekommen. Echt.

«Wir haben nur ein Ziel. Wir wollen raus aus diesem verdammten Verfahren, aber das können wir nur, wenn wir Namen nennen, und das wollen wir nicht», würde wohl jeden halbwegs interessierten Journalisten aufhorchen lassen. Zwar bin ich keiner, aber interessiert. Es geht in der Konversation munter weiter, ich schreibe mit: «Um 16.15 Uhr kommt das Telefon aus dem Bundesamt für Polizeiwesen. Es kommt darauf an, wie die Amerikaner das Rechtshilfeabkommen interpretieren.» Ich schreibe mit. «Wir wollen Liechtenstein nicht an die grosse Glocke hängen, weil verschiedene Generaldirektoren im Stiftungsrat sitzen.» Und: «Es ist übrigens ausgesprochen dumm, wie er das angestellt hat. Immer wieder taucht der Name S* auf.» Oder: «Wir blockieren die Vermögenswerte und er bezahlt die laufenden Kosten. Mit den Kontoeröffnungsunterlagen halten wir bewusst zurück.» Undsoweiterundsofort. Details noch und noch.

Zu dumm, in Bern heisst es Abschied nehmen. Da, plötzlich! Auch die beiden Bankenmanager stehen auf. In Sachen Personenobservation völlig unerfahren, begehe ich den unverzeihlichen Fehler, zuerst auszusteigen. In der Unterführung tue ich dergleichen, als ob die Plakate der Zugsankünfte von Interesse wären. Die Bankheinis gehen an mir vorbei, ich ihnen nach. Derrick lässt grüssen. Die beiden «Verfolgten» verabschieden sich im



Untergrund. Wem folgen? Und weshalb überhaupt? Ich entscheide mich für den Jüngeren der beiden. Rolltreppe rauf. Dank des eingeschlagenen Wegs lässt sich vermuten, zu welcher Bank-Zweigstelle er gehen könnte.

Zufall (immer diese Zufälle...): Am Hauptsitz eben dieser Bank kenne ich jemanden, der auf der Direktionsetage arbeitet. Ein privater Anruf mitsamt Personenbeschreibung reicht aus. Meine beiden Mitreisenden arbeiten tatsächlich bei der vermuteten Bank. Bingo. Ich plaudere die Sache einem Wirtschaftsjournalisten aus – und jener wird sehr rasch fündig. Es geht um die vom Bundesamt für Polizeiwesen BAP verlangte Rechtshilfe an die amerikanische Börsenaufsicht SEC in der Insideraffäre P*. Davon betroffen sind acht sogenannte Schweizer Geldinstitute, eines davon die in Frage stehende Bank, ein anderes die Firma S* (merken Sie öppis?). Kurz: Happiges braut sich da zusammen, zumal weder dem BAP noch der SEC die «Zuginfos» bekannt sind. Bankintern brennt es lichterloh, weil die offene Panik ausbricht, der Journalist, der in-

zwischen die Pressestelle offiziell kontaktiert hat, könnte die Story publizieren. Durch meinen direkten Bankendraht sind wir immer à jour, was sich beim Geldinstitut exakt tut und welche Strategie man dem Journalisten gegenüber zu verfolgen gedenkt. Wunderbar.

Wie die Sache ausgegangen ist? Nun, als die Lage der Bank derart ungemütlich wird, dass sie bei einer Publikation mit echten Nachteilen rechnen müsste, lässt sie diskret, aber unmissverständlich ihre Muskeln spielen, sodass sich der Journalist nach Rücksprache mit mir entschliesst, den an sich druckfertigen Artikel zurückzuziehen. Der oberste Bankenboss himself lässt sich daraufhin nicht lumpen. Für die Nichtveröffentlichung kommen 24 Flaschen feinen Rotweins daher. Volnay, Clos des Chênes, für alle, die es genau wissen wollen. Santé.

Thomas Bornhauser

* Aus rechtlichen Gründen dürfen die Namen hier nicht publiziert werden.

Haben wir uns endgültig mit dem Mittelmass abgefunden?

Weshalb machen immer mehr
Feriengäste einen Bogen um
die Schweiz?

► Das Skigebiet im Pitztal hat mich nicht zum
letzten Mal gesehen...



Sie waren zahlreich, die Reaktionen auf meine Kurzgeschichte im vergangenen November, als ich darüber schrieb, wie zukünftig man in Österreich behandelt wird – im Gegensatz zu vielen Orten in der Schweiz. «Sie suchen ständig nach dem Haar in der Suppe!» war zu lesen, aber auch «Kein Wunder, verbringen immer mehr Leute ihre Ferien in Austria!» Wie auch immer, eines verspreche ich Ihnen: Heute schreibe ich zum letzten Mal zum Thema. Sie haben es hiermit schriftlich.

Wer am ersten Februar-Wochenende auf der Inntalautobahn in Richtung Schweiz fuhr, dem kam eine Armada aus Helvetien entgegen, Autos mit TG-, SG-, AI-, AR-, ZG-, SH-, ZH- oder AG-Kennzeichen. Was ich bis zu jenem Zeitpunkt nicht wirklich realisiert hatte: Vor allem die Ostschweizer sind für Ferien seit jeher schneller im Tirol als im Berner Oberland, dem Wallis oder im Engadin.

Die letzten zehn Januar-Tage verbrachte ich im Sporthotel Mittagkogel in Mandarven/Tirol. Jener Ort wiederum liegt am Ende des Pitztals, mit Skigebieten bis 3440 m ü.M. Zugegeben, ich hatte auch Glück: Bis auf zwei Tage wolkenlos, tolle Pisten, wenig bis

gar keine Leute. Mit Glück hatte es allerdings nichts zu tun, dass zum Beispiel das Zusammenspiel zwischen Shuttle-Bussen und Bergbahnankünften optimal funktionierte. Stieg man im Tal aus der Gletscherbahn, die alle 20 Minuten pendelte, warteten bereits die Busse für die Fahrt in die Hotels. Auch der Service und das Essen im Hotel Mittagkogel war fantastisch. Ein Beispiel: Ich hatte zehn Übernachtungen und einen Skipass für neun Tage gebucht. Am Tag meiner Ankunft fragte ich, wo man den Skipass beziehen könne. Antwort an der Rezeption: «Bei mir, aber unter uns: Für morgen ist nicht unbedingt Skiwetter angesagt, erst ab übermorgen für den Rest Ihres Aufenthalts. Ich schlage vor, dass Sie deshalb bloss einen 8-Tage-Pass ab übermorgen nehmen und ich Ihnen somit einen Tag gutschreiben kann.» Hoppla. Dass es zum Schluss noch zwei Prozent Skonto bei Barzahlung der Rechnung gab, sei bloss am Rande erwähnt.

Jetzt einige Beispiele aus der Schweiz. In einem Restaurant im Lesegebiet dieser Zeitung ist man sich nicht zu schade, an einem Gala-Anlass mit entsprechenden Preisen für den Liter Mineralwasser zehn Franken zu verlangen («nein, Hahnenwasser servieren wir heute nicht»). Im gleichen Dorf: Ich buche per Internet ei-

nen Tisch für zwei Personen, umgehend wird dieser bestätigt. Als wir dort eintreffen, informiert ein Schild, dass «Heute Ruhetag» ist. Am Nachmittag kommt dann eine automatische Mail und die Schwanzfeder des ganzen Flops. Sinngemäss «Sie waren heute bei uns. Waren Sie zufrieden? Teilen Sie uns bitte Ihre Eindrücke mit!» Das tue ich, erhalte aber nie eine Antwort. Erstaunt, dass die Beiz heute ganz geschlossen ist? Wirklich?

Engadin, Januar 2016, es liegt nicht sehr viel Schnee. Dennoch kostet die Tageskarte 75 Franken. Einwand des Gastes: «Es sind ja nicht alle Skilifte in Betrieb, weshalb also der volle Betrag?» – «Das ist höhere Gewalt, dafür können wir nichts.» Und da wundert sich Jürg Schmid von Schweiz Tourismus, dass immer weniger Leute in die Schweiz zum Skifahren kommen? Wirklich?

Im Goms. Eine Bekannte möchte in einem Geschäft einen Geschenkgutschein kaufen, als Geburtstagsgeschenk. Reaktion der Mitarbeiterin: «Der Chef ist im Fitness, kommen Sie morgen wieder.» Im gleichen Ort löst die Frau in einem anderen Geschäft beim Bezahlen an der Kasse einen Gutschein ein. Voller Miss-

fallen – «Ouw, e Guetschyn, muess das sy?» – wird die lokale Gastfreundschaft ausgespielt. Erstaunt, dass jenes Dorf bestimmte Gäste nicht mehr sehen wird? Wirklich?

Klar. Es gibt sie noch, die positiven Beispiele in der Schweiz. Ich frage mich bloss: Weshalb werden sie mehr und mehr zur Ausnahme? Weshalb kommt es derart selten vor, dass man nach einer Dienstleistung wirklich restlos begeistert ist? Haben wir uns damit abgefunden, dass Mittelmass das Mass aller Dinge hierzulande geworden ist («ja doch, es isch rächt gsi»)? Wirklich?

Nur: Es wäre zu einfach, der Mitarbeiterin bei den Engadiner Skibetrieben die Schuld in die Schuhe zu schieben. Oder der Verkäuferin im Gomser Geschäft. Dem falsch programmierten Computer im besagten Restaurant. Der Fisch stinkt vom Kopf her. Früher oder später werden das auch die Chinesen, die Koreaner, die Inder, die Japaner oder die Russen und die Amerikaner merken. Ich bin schon heute gespannt, wer und was dann zumal Schuld an der Misere haben wird. Vermutlich die höheren Umstände. Und auf die kann man bekanntlich keinen Einfluss nehmen.

Thomas Bornhauser

Wir verhökern Hehlerware coram publico...

Es gibt Geschichten, die kann man nicht erfinden



Um ähnliche Luxusuhren ging es beim Deal.

Nun gut, viele Leute behaupten, nur ich würde derart viele Geschichten erleben, die das Leben schreibt. Aber das ist auch kein Kunststück, wenn andere wegschauen...

Passiert im vergangenen Sommer. Tatort: Die Aussenterrasse des Restaurants Autobahnraststätte Grauholz. Ich warte auf eine Kollegin, bin wie immer viel zu früh. Aus dieser Erkenntnis heraus habe ich vorsichtshalber meinen Laptop mitgenommen, um eine meiner Kurzgeschichten zu schreiben (nein, nicht diese, die Sie gerade lesen...). Es ist schönes Wetter, die Terrasse gut besetzt. Will heissen: relativ viele Leute.

Der Tisch «nebenan», in meiner Blickrichtung, ungefähr vier Meter entfernt, ist leer. Ich beginne mit dem Schreiben. Nach ungefähr fünf Minuten setzen sich zwei Herren an den Nebentisch, einer davon mit Blick zu mir, vom Zweiten sehe ich nur den Rücken. Obwohl mit meiner Schreiberei beschäftigt, höre ich, dass die beiden Herren Französisch sprechen. Mehr nicht, ihre Rederei interessiert nicht. Nach schätzungsweise drei, vier Minuten klingelt das Handy jenes Zeitgenossen, der mit dem Rücken zu mir sitzt. Dieses Mal parliert er Portugiesisch. Als er das Gespräch beendet hat, informiert

er sein Gegenüber: «Il vient», er kommt. «Er» entpuppt sich als ungefähr 50-Jähriger, etwa 170 cm gross, leicht übergewichtig, leicht ungepflegt. In seiner Hand ein kleiner weisser Papiersack. Er setzt sich, ebenfalls mir den Rücken zudrehend. Es beginnt ein Dreiergespräch, wobei jener, der vorhin am Telefon war, vom Portugiesischen ins Französische übersetzt. Und umgekehrt. Ich gebe mich uninteressiert, bis zum Moment, da der Schmierige den Inhalt seiner Papiertüte auf den Tisch legt: fünf Luxusuhren von fünf verschiedenen Herstellern. «Breitling», «Hublot», «Blancpain», «IWC» und «Richard Mille». Jetzt allerdings gebe ich mich interessiert.

Jener, der mit dem Gesicht zu mir sitzt – ungefähr 40 Jahre alt, gepflegte Erscheinung, könnte direkt den Filmschauspieler markieren –, ist der Interessent. Es beginnt, via Dolmetscher, ein Feilschen um die Ware. Der Verkäufer will pro Stück 5000 Franken – für mich gut hörbar. Während der ganzen Zeit läuft Bedienungspersonal an unseren Tischen vorbei, der eine oder die andere riskiert sogar einen Blick auf die fünf Zeitmesser. Das Feilschen geht weiter, wobei ich offenbar der Einzige in der Runde bin, der grosse Ohren macht, die übrigen Gäste sind in ihre eigenen Gespräche vertieft. Das Trio am Nebentisch bemerkt meine Neugier nicht, obwohl sich alle

drei ständig umschauen (der geneigte Leser – und auch der weniger geneigte – ahnt, weshalb).

Der Verkäufer preist gebetsmühlenartig die Qualität seiner Ware an. Weil ich eine kleine Ahnung von Uhren habe, ist mir sofort klar: Das sind keine Fälschungen, sondern Ware, die am offiziellen Handel vorbeigeschleust wird, aus nicht genannter Quelle stammend. Ich vermute Hehlerware. Item: Die Preisdiskussion geht weiter, immer schön von der einen in die andere Sprache übersetzt. Und noch immer schaut vor allem einer der Kellner auffällig beim Vorbeilaufen auf den Tisch.

Der Deal kommt zustande, der Verkäufer steckt die fünf Uhren wieder in den Sack, überreicht ihn dem Franzosen (oder dem Romand). Und jetzt gut aufpassen, liebe Leserinnen und Leser, was passiert: Nicht unter dem Tisch hindurch, nicht in einem Couvert – nein, ganz offiziell wechseln 20'000 Franken – auf diesen Betrag hat man sich für alle fünf Uhren geeinigt – in 200er-Noten den Besitzer, «es rächts Bigeli».

Nun jedoch steht der Komödien-Höhepunkt erst noch bevor: Der Verkäufer nimmt das Bündel Banknoten entgegen und hält während gefühlten drei, vier Minuten jede einzelne Banknote gegen die Sonne, um deren Echtheit (der Noten, nicht der

Sonne) zu überprüfen. Unglaublich. Derweil checkt der Käufer seine soeben erworbenen Uhren. Nicht gesehen habe ich, ob den Dingern auch Garantiescheine beigelegt waren. Man stelle sich das vor: Da hält einer minutenlang 200er-Noten gen Himmel und keiner nimmt Notiz davon. Das Servicepersonal nicht, die Gäste nicht. Scheint in Schweizerland kein bemerkenswertes Ereignis zu sein.

Bevor sich die Herren verabschieden, lässt der Verkäufer sein Vis-à-vis via Übersetzer wissen, dass er «stets gerne zu Diensten» sei, er könne so ziemlich alles auftreiben, auch Autos der Luxusklasse, «zu ungefähr der Hälfte des normalen Preises», worauf man bezahlt, aufsteht und geht. Diskretion ist schliesslich in diesen Kreisen oberstes Gebot.

Sie fragen sich jetzt, weshalb ich nicht die Polizei oder den Wirt informiert habe? Gegenfrage: Weshalb denn immer ich? Immerhin habe ich es tags darauf einem pensionierten Polizisten erzählt. Seine Reaktion: «Uns sind diese Machenschaften bekannt, die Autobahnraststätte Grauholz eignet sich perfekt dazu, weil man in Windeseile in beide Richtungen wegfahren kann, mit unmittelbar folgenden Abzweigungen nach Zürich, ins Oberland, in die Romandie oder ins Seeland.»

Weshalb sind so viele Unternehmer... unzuverlässig?

Und wir Ältere wundern uns über oberflächliche Jugendliche...

Früher war Vieles anders. Ob besser oder schlechter, das sei dahingestellt. Was mich erschreckt: Wie oberflächlich viele Unternehmer (geworden) sind. Vor allem... KMU.

Ein Eigenheimbesitzer – Reiheneinfamilienhaus – möchte ein paar Verbesserungen in Sachen Einbruchschutz anbringen lassen. Er kontaktiert eine Spezialfirma im Raum Bern. Der Chef persönlich kommt vorbei und schaut sich die Sache genau an. Wunsch des Kunden: Nur mechanische Verbesserungen, keine elektronischen, denn zum Teil bestehen diese schon. Nach einer Woche kommt die Offerte, auf insgesamt neun (!) Seiten mit © (!), Elektronik inbegriffen. Unser Kunde reklamiert. Drei Tage später kommt die ursprünglich gewünschte Offerte, für die augenblicklich ein Auftrag formuliert wird. Lieferzeit: Vier Wochen. Nach sechs Wochen ohne Reaktion, auch keine Auftragsbestätigung, die Rückfrage nach der zeitlichen Installation. Telefonische Antwort: «Ihr Auftrag ist unters Eis geraten, unsere Sachbearbeiterin war damals in den Ferien.» (Dabei wurde die Offerte der Mitarbeiterin vom Kunden umgehend bestätigt, ohne dass per Mail eine Abwesenheitsnotiz als Antwort empfangen worden wäre.) Der Auftrag wird deshalb, weil noch gar nicht in Angriff genommen, annulliert, mündlich und sofort auch schriftlich (die Bestellung ging an die Konkurrenz). Meinen Sie, der Chef hätte sich jemals gemeldet oder sich gar entschuldigt? Nada. Eigentlich schade, darf hier aus rechtlichen Gründen der Name der Spezialfirma nicht genannt werden.

Eine Ausnahme? Chöit danke. Neben dem Vergnügen, als freier

Mitarbeiter dieser Zeitung wirken zu dürfen, nehme ich noch andere Mandate wahr, allerdings nur solche, die mir auch extrem Spass machen. Zusammengezählt nicht mehr als 50%, ich bin also kein typischer Rentner, der nie Zeit hat. Eines davon ist ein Marketingmagazin, wo Firmen aus den verschiedensten Kantonen und Branchen (damit erweitere ich mein Allgemeinwissen, spannend!) sogenannte Publireportagen realisieren lassen. Ich gehe also bei den Unternehmern vorbei, lasse mich informieren, nachdem ich vorgängig auf der Homepage rumgesurft bin, frage, was dem Auftraggeber im Bericht wichtig ist und schreibe die Reportage innert 24 Stunden, worauf der Text an meine Gesprächspartner zum Gegenlesen und allenfalls zum Korrigieren geht, weil ich allen Beteiligten «suuberi Büet» abliefern will. Dann geht es los. Oder eben nicht.

Beispiel 1: Ich melde mich bei einem Mediziner, der auf sein Speziallabor aufmerksam machen will, frage ihn, ob er in den nächsten paar Wochen einmal Zeit hätte. «Ja, am nächsten Montag um 10 Uhr.» – «Oups, da habe ich schon einen Termin. Irgendwann sonst in den nächsten Wochen, durchaus auch Randstunden?» – «Montag, 10 Uhr. Was glauben Sie, wer Sie eigentlich sind?» Hoppla. Klare Ansage. Ich stelle also mein Programm um, gehe

zur vorbestimmten Zeit vorbei, maile ihm den Bericht im Laufe des Nachmittags. Nach sechs Wochen (!) und unzähligen Anrufen (er ist angeblich nie da, ruft auch nicht zurück) resp. Mails, die er nicht beantwortet, bitte ich den Verlag um Intervention. Nach zwei Tagen kommen denn auch von einer Mitarbeiterin des Mediziners lieblos irgendwelche Fotos, der Text sei «annehmbar»(!). Merke: Der Mann hat drei Doppelseiten für drei Ausgaben gebucht, für total 15'000 Franken, die ihn nicht gross zu kümmern scheinen.

Beispiele 2–20, über längere Zeit hinweg: Regelmässig erlebe ich es, wie unzuverlässig Inhaber dieser KMU sind. Mal sind sie zur abgemachten Zeit für das Gespräch nicht da, dann wiederum lassen sie mich wochenlang mit Antworten warten, mailen versprochene Fotos nicht, es erfolgen keine Rückrufe, sie beantworten Mails nicht. Glauben Sie es oder auch nicht: Ab und zu kommt es vor, dass man(n) mir sagt, man(n) hätte keine Mail von mir erhalten.

Womit wir beim «man» im Sinne von «Mann» wären. Klar sind meine Gesprächspartnerinnen in der Minderheit. ABER: Auf sie ist Verlass, Termine und Versprechen werden eingehalten. Ich glaube nicht an Zufall, offenbar

Für einmal schweigt des
Schreibers Höflichkeit...

sind Frauen besser organisiert (bei vielen grossen Unternehmen haben die Chefs ja Sekretärinnen, keine Sekretäre – das würde meine Behauptung untermauern). Und so frage ich mich: Weshalb ist dem so?

Klar. Zum Glück sind nicht alle meiner Gesprächspartner unzuverlässig, es gibt sie, die lobenswerten Ausnahmen. Weshalb aber sind sie Ausnahmen? Weil die anderen den Kopf voll mit anderem haben? Weil es ihnen «Wurst» ist, wie ich Ihre Berichte in die Tasten haue, wie sie daherkommen? Weil sie nichts mit der Sache zu tun haben wollen? Keine Ahnung. Ich kann mir jedoch nicht vorstellen, dass diese Leute nur mir als Schreiberling gegenüber unzuverlässig sind (siehe die Sicherheitsbude zu Beginn). Eines ist sicher: Was sind das für Vorbilder für ihre Lernenden, die eine derartige Einstellung ja mitbekommen. Und da wundern wir uns, dass viele Jugendliche nur noch «9 to 5» im Kopf haben, Schalter um neun Uhr auf ON, acht Stunden später auf OFF?

Ein einziges Mal habe ich mir erlaubt, einen wirklich ohnmächtigen Unternehmer zu fragen, ob er wirklich glaubt, von mir als Privatperson jemals einen Auftrag zu erhalten? Er war ob meiner Bemerkung völlig erstaunt. Aber nicht einmal sauer.

Thomas Bornhauser

Fliegen ist ganz einfach geworden: Man bucht online, checkt samt Sitzplatzwahl ein, wer nur Handgepäck mitführt, kann am Flughafen direkt durch die Sicherheitskontrolle zum Gate. Wenn es dann ums Zusteigen geht, hält die Theorie um eine effiziente Abfertigung nicht immer mit der Praxis Schritt. An der jeweiligen Desorganisation ist jedoch nicht die Fluggesellschaft schuld. Sondern die Passagiere. Ein Erlebnisbericht von einem Swiss-Flug von Budapest nach Zürich.

* * * *

Vorausschicken muss ich, dass auf dem Flug eine bekannte Schweizer Politikerin in der Business-Class sitzt, von der man weiss, dass ihr Selbstdarstellung extrem wichtig ist. Entsprechend fürsorglich wird sie betreut. Gut möglich, dass heute deshalb alles ein bisschen aus dem Ruder läuft.

* * * *

Beim Gate wird ein Amerikaner belehrt: Sein Handgepäck überschreitet die Maximalgrösse, passt nicht ganz in die aufgestellte Schablone. Man nimmt ihn zur Seite. Was dann passiert, weiss ich nicht. Sicher ist bloss, dass auch «genormte» Koffer, wie meiner, kaum Platz in den Ablagefächern über den Sitzen haben (oder aber man muss sie quer reinschieben, was alles andere als eine logistische Meisterleistung ist), weil die Stauzellen in diesem Fluggrössenteils zu niedrig sind. Wunderbar. Fazit: Viele Reisende nerven sich jeweils. Auf den Vorfall mit dem Amerikaner angesprochen, heisst es von der Medienstelle der Swiss, dass man bei der Kontrolle der Koffergrösse streng sein müsse, weil es immer wieder Passagiere gebe, welche «die vielfältigen Preisangebote von Swiss ausser Acht lassen» (also zu missbrauchen versuchen) und zum Beispiel den günstigsten Tarif buchen, um dann doch mehr Gepäck als erlaubt mitzunehmen. Ich interpretiere das auf meine Art: Die «vielfältigen Preisangebote» sind nämlich zum Teil derart wirr und schwer nachvollziehbar, dass selbst ehr-

liche Passagiere dann und wann an ihre Anstandsgrenze stossen. Liebe Swiss, weniger wäre hier eindeutig mehr. Und dass Sie zugeben, dass auf dem eingesetzten Flugzeugtyp der Stauraum über den Sitzen «limitiert» ist, macht die Sache für die Reisenden auch nicht einfacher.

* * * *

Nun zum eigentlichen Boarden. Teil 1, über die sogenannten «Jet-ties», die Zusteigebrücken, direkt ins Flugzeug: Swiss lässt hier nach eigenen Angaben bewusst «Freestyle» zu. Will heissen: Zuerst die Businessleute und



VIPs, dann können die Economypassagiere zusteigen, ungeachtet ihrer Sitzplatzreihe. Das Resultat ist immer dasselbe: Ein Stau, weil sich Reisende in den vorderen Reihen stehend einrichten und somit den Gang blockieren. Andere Fluggesellschaften lassen zuerst die hintersten Reihen zusteigen, anschliessend die mittleren, dann erst die vorderen. «Wir probieren ständig neue Varianten», heisst es aus Kloten, «glauben Sie mir, unsere Methode ist die zeitsparendste». Wenn man diese Feststellung mit der Tatsache kontert, dass im Ausland die Etappierung bestens klappt, so ist das halt «auf eine andere Kultur» der Leute zurückzuführen, auch beim Anstehen und Zusteigen. Aha. Sind

wir Schweizer – oder zumindest Swiss-Reisende – also Rowdies, die sich nicht zähmen lassen?

* * * *

Boarden, Teil 2. Vor dem besagten Flug besteigt man zuerst den Bus, der die Paxe zum Flugzeug fährt. Notabene: Wir sprechen hier von einem relativ kleinen Flugzeug. Interessanterweise ist das Zusteigen vorne und hinten möglich. Man braucht nun keine grosse Fantasie, um sich vorzustellen, was passieren wird: Man schreitet – ungeachtet seiner Sitzplatzreihe – zu jenem Eingang, wo weniger Leute anstehen. Im Inneren

te und hochverehrte Politikerin samt den anderen Business-Class-Reisenden aussteigen und einen eigens für sie wartenden Bus besteigen, alle anderen Passagiere müssen sich gedulden. Beim Warten fällt mir eine sehr, sehr ungewöhnliche Information für die Crew auf (ich verzichte sogar freiwillig darauf, ins Detail zu gehen), die an einer Stelle hängt, die für Aussenstehende eigentlich tabu sein sollte. Ich staune und spreche eine Flugbegleiterin darauf an: «Ist wohl nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, das dort, nicht wahr?» Sofort stellt sie sich davor und verabschiedet mich mit «Uf Wiederluege» in einem Ton, der die Hölle zufrieren lässt. Und was meint die offizielle Swiss dazu? «Das hätte nicht passieren dürfen.» Ist es aber.

* * * *

Interessant auch (wofür die Swiss direkt jedoch nichts dafür kann): In Budapest bin ich einmal kräftig «uf e Latz gheit», respektive aufs Knie, weil ich Hans-guck-in-die-Luft auf der Suche nach einem Fotosujet eine Unebenheit im Strassenbelag übersehen habe. Innert Minuten hat sich das Volumen des Knies verdoppelt, ohne aber, dass ich Schmerzen gehabt hätte, «mechanisch» war noch alles okay. Ich in die nächste Apotheke, um Perskindol und ein Coolpad zu kaufen. Sie wissen schon, was damit gemeint ist: Das sind diese 28x13 cm grossen Kissen, die mit einer zähflüssigen, blauen Masse gefüllt sind. Mir war klar, dass ich den Securitycheck mit diesem Kissen niemals hätte überstehen können. Eh ja, wo einem doch selbst ein 2dl-Gütterli Mineralwasser abgenommen wird, aus Sicherheitsgründen. Ich habe den Coolpad deshalb separat auf Nimmerwiedersehen in ein Scannerkistchen gelegt. Fragen Sie mich bitte nicht weshalb, aber dieses Kissen liegt jetzt bei mir zuhause. Erstaunlich, nicht?

das nackte Chaos: Die «Hintere» drängen nach vorne – und umgekehrt. Tohuwabohu total. Gehässige Worte fallen in mehreren Sprachen, eigentlich ein Wunder, gibt es keine Handgreiflichkeiten. Doch damit nicht genug: Das Handgepäck wird Hellebarden ähnlich zu einem noch freien Ablagefach geführt, in den meisten Fällen vergeblich. Antwort von Swiss, weshalb dem so ist: «Mir ist nicht bekannt, weshalb dem so war, bei diesem Flugzeugtyp steigt man normalerweise nur vorne ein. Aber ich denke schon, dass dies einen bestimmten Grund hatte.» Ich frage mich nur: welchen?

* * * *

Beim Aussteigen darf zuerst unsere allerseits hochgeschätz-

Thomas Bornhauser

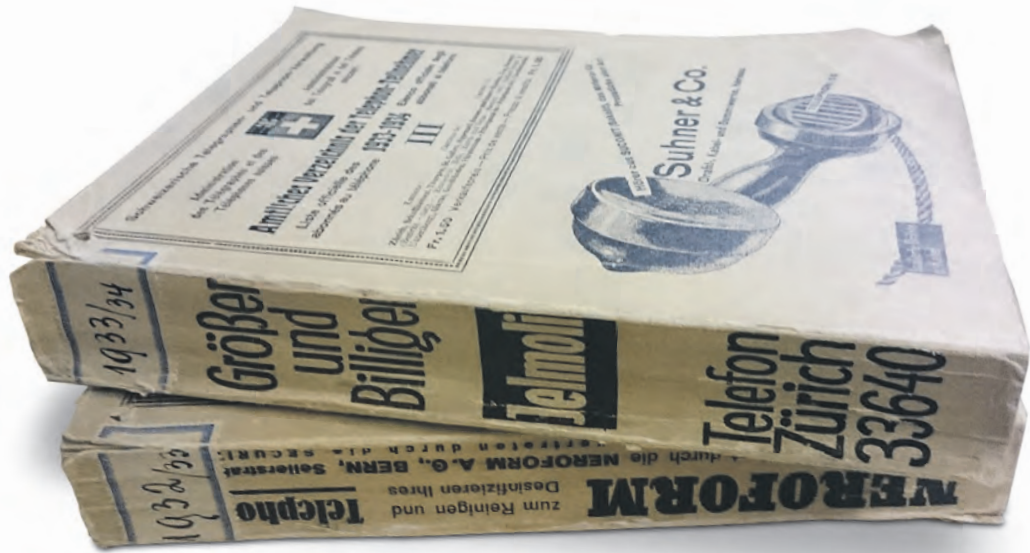
Von gewollten und ungewollten Mailadressen...

Aber wie komme ich an die Mailadresse von Walo Hänni heran?

Flashback. 1990. In England möchte ein schwer kranker Bub* ins «Guinness-Buch der Rekorde» aufgenommen werden, als jener Mensch, der am meisten Visitenkarten erhalten hat. Auch in der Schweiz treten bekannte und weniger bekannte Leute eine Welle der Solidarität los.

Zu jener Zeit erhalte ich fast wöchentlich Briefpost von jemandem, den ich kenne, mit dem immer gleich lautenden Wunsch: Man möge seine Geschäftskarte nach England senden und den Kettenbrief an zehn Bekannte und Freunde weiterleiten. Nicht selten sind den Briefen Listen beigelegt, wer schon wen angeschrieben hat. Mit anderen Worten: Hier sieht man, wer wen kennt. Vor allem lässt sich erahnen, wie in Schweizerlanden der Hase läuft, welche Beziehungsnetze funktionieren: Gartenbaukönig Werner H. Spross, selber von Korpskommandant z.D. Joseph Feldmann angeschrieben, kontaktiert Peter Arbenz, Delegierter des Bundesrats für das Flüchtlingswesen, jener schreibt Migros-Übervater Pierre Arnold, der FDP-Nationalrat Ulrich Bremi ins Bild setzt, dieser alt Bundesrat Leon Schlumpf. Oder auch: Rechtsanwalt Eugen Isler verkehrt offenbar mit dem Industriellen Rolf E. Ferber, jener kennt «Züri Woche»-Chefredaktor Karl Lüönd, dieser den aus den Medien bekannten Anwalt Wolfgang Larese, der wiederum Filmproduzent Arthur Cohn. Auch folgender «fil rouge» ist interessant: Design-Guru André Stutz – Migros-Chef Jules Kyburz – Verleger Jürg Marquard – Ex-Swissair-Boss Armin Baltensweiler – Kurt «Aeschbi» Aeschbacher – Startenor Simon Estes – Interhome-Gründer Bruno Franzen. Und so weiter.

Heute sind diese klassischen Kettenbriefe längst passé. Dafür er-



Das waren noch Zeiten, als man nicht wusste, wer wen kennt... | Foto: local.ch / search.ch

öffnen sich neue Möglichkeiten für einen Kommunikations-Overkill, wenn alle Mailempfänger gleich in die Rubrik «An» eingefügt und nicht als «Blindgänger» angepeilt werden. Vor einiger Zeit habe ich von einem bekannten Ex-Politiker, der im Einzugsgebiet dieser Zeitung wohnt, eine absolute Blabla-Mitteilung erhalten, obwohl ich seit 15 Jahren nichts mehr mit ihm zu tun hatte (gewisse Adressen bleiben halt über die Pension hinaus ein Leben lang gespeichert, e schöne Seich). Seither kenne ich die private Mailadresse einer Bundesrätin, ebenfalls in diesem Einzugsgebiet wohnhaft, ihres Ehemanns (dito), von Roger Blum, Adolf Ogi, Emil Steinberger, von der amerikanischen Botschafterin in Bern, von Guido Zäch und von anderen bekannten oder eher unbekanntem Grössen.

Jener Lappi ist aber kein seltenes Exemplar. Kürzlich beehrte mich ein bekannter Wirtschaftsmann, obwohl wir uns nicht kennen. Meine Mailadresse hatte er – anders kann ich es mir nicht erklären – von meiner Homepage (keine Ahnung, was er da gesucht hat...). Item: Auch in dieser Mail wimmelte es nur so von bekannten Leuten mit ihren Privatmail-

adressen, zum Beispiel von Mario Botta, vor allem aber aus dem Bereich des Sports. Liebe Lesende, Sie merken, man wird dank derartiger Mails ungemein polyvalent, vergrößert damit sein Allgemeinwissen. Top Kaderleute der FIFA und der UEFA wurden aufgeführt, des SCB, von Thömu Binggeli (Ha! Den kenne ich sogar...), vom «Internationalen» in Zürich, SRF-Sportmoderatoren (keine Angst, Steffi Buchli, ich verrate nichts – gilt auch für Matthias Hüppi). Die ganze Palette. Wunderbar.

Umgekehrt ist es mänglich extrem mühsam, Mailadressen herauszufinden, auf die man wirklich angewiesen ist. Beispiel Walo Hänni, ehemaliger Gemeinderat in Köniz, der nun wirklich allen Könizerinnen und Könizern ein Begriff ist/war. Husch und nur nebenbei: Zusammen mit ihm habe ich für den 1. April 1999 den 1.-April-Scherz aller 1. April-Scherze realisiert. Vielleicht erinnern Sie sich sogar: ein Golfpark auf dem Gurten, die grosse Wiese für normale Besuchende gesperrt. Ich bin als damaliger Migros-Pressesprecher vor der Kamera völlig ausgerastet, ausgeflippt, weil «TeleBärn» dies frühzeitig herausgefunden hatte,

Walo Hänni wiederum erklärte in seinem Büro zerknirscht, er dürfe nichts sagen, die Migros habe ihm einen Maulkorb verpasst. Was für eine Aktion! Noch heute werde ich dann und wann darauf angesprochen (Du auch, Walo?).

Item. Kürzlich hatte ich eine Frage an Walo Hänni, telefonisch war er nicht erreichbar, emel nicht auf dem Festnetz. Ich hatte aber weder Handynummer noch Mailadresse. Was tun? Genau: Anruf zur Gemeindeverwaltung Köniz an einem Arbeitstag, 08.15 Uhr. Glauben Sie es – oder auch nicht: Mit insgesamt sieben (7!) Leuten habe ich gesprochen, niemand war in der Lage, mir die Mailadresse des ehemaligen Gemeinderats zu geben. Meistgehörte Antwort: »Herr XYZ kennt sie vermutlich, er ist aber noch nicht da... Aber ich verbinde Sie.«

Nun, meine Frage an Walo Hänni hat sich inzwischen erübrigt. Seine Mailadresse habe ich aber – da ich diese Zeilen schreibe – immer noch nicht.

Thomas Bornhauser

*Laut Zeitungsmeldungen hat sich Craig Shergold von seiner Krankheit erholt.



Gönnen Sie sich gratis ein Wochenende in Warschau

«Novartis» macht es möglich

Vielleicht erinnern Sie sich (nicht): Vor einigen Monaten habe ich vom «Novartis»-Nasenspray Otrivin geschrieben, das in der Berner Westside-Apotheke Fr. 12.60, in Warschau aber nur vier Franken kostet. Es geht noch günstiger, wie ich gemerkt habe. In Polen gibt es das «Gütterli» in gewissen Apotheken sogar für knapp drei Franken zu kaufen. Deshalb geht mir ein neues Geschäftsmodell nicht mehr aus dem Kopf: Gratis-Reisen auf Kosten der Pharma.

Ich habe «Novartis» seinerzeit gebeten, mir zu schreiben, weshalb das Preisgefälle derart gross ist. Eine konkrete Antwort habe ich nie erhalten. Mir wurde erklärt, «Novartis» vertreibe seine «Medis» im Ausland nicht selber, habe auf die Verkaufspreise keinen Einfluss. Also habe ich dem mir angegebenen Distributionsunternehmen in der Schweiz – zuständig für «Novartis»-Auslandverkäufe – gemailt. Keine Antwort. Als ich deshalb «Novartis» wieder «gestüpft» habe, geschah wiederum nichts. Dieses «Wir haben auf die Preisgestaltung im Ausland keinen Einfluss» scheint bei der Schweizer Pharma System zu haben.

Für Recherchen zu einem neuen Krimi («Tod auf der Trauminsel», erscheint 2017 – diesen Herbst kommt erst einmal «Die Schneefrau» in die Buchhandlungen) war ich kürzlich in Budapest. Durch besondere Umstände – «ig bi grässlech uf e Latz gheit» – musste ich eine Apotheke aufsuchen, um Kühlgel für mein aufgeschwollenes Knie zu posten. Staunen erlaubt: «Perskindol» von «Vifor» in Villars-sur-Glâne «made in Switzerland» verkauft sich an der Nobeleinkaufsstrasse in Budapest wesentlich günstiger als im Herstellungsland. Deshalb die gleiche Frage an den Hersteller wie zuvor an «Novartis». Die Antwort erinnert sozusagen an einen ertappten Schulbuben, der sich unter dem Rock der Mutter zu verstecken versucht. Hier einige Auszüge.

«Die Vertriebsstrukturen und -margen der beiden Länder unterscheiden sich» (und wodurch?), «Vifor Consumer Health hat in beiden Ländern keinen direkten Einfluss auf den Verkaufspreis an den Konsumenten» (wer denn?), «In Ungarn wird das Produkt nicht direkt durch Vifor Consumer Health vertrieben» (und indi-

rekt?). Aber eben, lassen wir das und bezahlen der ganzen übrigen Welt weiterhin die Forschungs- und Entwicklungskosten unserer Schweizer Medikamente. Wir können es uns ja leisten, nicht wahr?

Jetzt eben zur Idee, um die es eigentlich geht. Wie Sie auf dem Kassenzettel sehen, kostet ein «Otrivin» in der Apteka Cefarm in Warschau 11.95 polnische Zlotys. Dividiert durch Kurs 4 ergibt das «öppe» drei Franken. Ich könnte also 100 dieser «Gütterli» für total 300 Franken kaufen und unter Verwandten und Bekannten in der Schweiz für eine Zehnernote verkaufen. Somit hätten auch sie ein Schnäppchen mit 20% Rabatt gegenüber der Westside-Apotheke gemacht. Verbleiben dennoch 700 Franken für mich.

Ein Städtetrip nach Warschau ins überwältigende Hotel Intercontinental mit einem Schwimmbad im 43. Stock (siehe Foto) samt Aussicht über die ganze Stadt mit drei Übernachtungen ist via Internet knapp unter 700 Franken zu haben. Merken Sie etwas?

Stimmt. Da wäre noch die Sache mit dem Bundesgesetz für Arzneimittel. Dort steht unter «Vertrieb» unter anderem zu lesen: «Keine Zulassung brauchen nicht verschreibungspflichtige Arzneimittel, die in einer öffentlichen Apotheke, einer Spitalapotheke, einer Drogerie oder in einem anderen Betrieb, der über eine Herstellungsbewilligung verfügt, im Rahmen der Abgabekompetenz der für die Herstellung verantwortlichen Person gemäss Artikel 25 nach einer eigenen oder einer in der Fachliteratur veröffentlichten Formel ad hoc oder defekturmässig hergestellt werden und die für die Abgabe an die eigene Kundschaft bestimmt sind.» Die «eigene Kundschaft» definiere ich als Verwandte und Bekannte. Oder sehen Sie das anders?

Jaja. Ich weiss: Das alles geht in der Schweiz nicht, aus den sattsam bekannten Gründen, die Parallelimporte so schwierig machen, sogar verunmöglichen. Aber eines müssen Sie doch zugeben: Reizvoll wäre die Sache schon, zumal sie sich breit ausbauen liesse...

Thomas Bornhauser

«Kei Diskussion, es isch eso!»

Immer mehr Unternehmen überlassen das Denken ihren Computern

«In einer Welt, in der man nur noch lebt, damit man täglich roboten geht, ist die grösste Aufregung, die es noch gibt, das allabendliche Fernsehbild.»

Mit diesen Worten beginnt der Song «Hier kommt Alex» der Toten Hosen. Es ist kein besonders erheiterndes Lied. Im Gegenteil. Das Wort «roboten» schliesslich ist der Kern zur späteren Zerstörung und Brutalität. Wenn ich mitbekomme, wie sehr das Denken der eigenen Mitarbeitenden auch in vielen (vor allem grossen) Schweizer Unternehmen dank implementierter Prozesse an die Computer delegiert wird, kann einem für die heranwachsende Generation Angst und Bange werden.

Nun gut, Optimisten werden jetzt mit Recht entgegnet, dass jede Generation noch mit jeder technischen Entwicklung zurechtgekommen ist. Hoffen wir, es bleibe so.

Beispiele von Schwachsinn gefällig? Nach der Pass- und Sicherheitskontrolle in einem grossen Flughafen der USA. In einem Transitrestaurant wird zum Essen Plastikbesteck gereicht. Sie brauchen nun keine grosse Fantasie, um sich vorzustellen, wie schnell das Messer bricht, die Gabel ihren Dienst aufgibt und das Essen zum nicht vorgesehen Finger-Food mutiert. «Können Sie uns bitte solideres Besteck geben, das hier taugt nichts», ergeht als Bitte an die Bedienung. «Es tut mir leid, aus Sicherheitsgründen dürfen wir nur Plastikbesteck abgeben. Ich weiss, dass das keine gute Idee ist, aber uns ist das so vorgeschrieben, ich kann nichts machen», kommt retour. Schwanzfeder der Story: Im ge-

genüberliegenden Souvenirladen kann man kleine Schweizer Armeemesser kaufen.

Oder auch aus dem Land der inzwischen begrenzten Unmöglichkeiten: Als um 16 Uhr das Hotelzimmer noch immer nicht gemacht ist, erkundige ich mich bei der Rezeption. Die freundliche Mitarbeiterin schaut im PC nach. «Laut Computer wurde das Zimmer aber um 12.30 Uhr gemacht, darauf kann ich mich verlassen» – «In dem Fall haben es Dritte inzwischen benutzt.» – «Das ist nicht möglich, die elektronische Zimmerkarte gibt nur Ihnen die Möglichkeit, einzutreten.» Hoffentlich auch. Nachdem ich die Frau vom Missverständnis mit dem PC überzeugt habe, ihre Schlussfrage: «Möchten Sie es jetzt noch gemacht haben?»

Oder auch: In einer grossen Drogerie suche ich nach bestimmten Tabletten, die in den USA nur ein Drittel dessen wie in der Schweiz kosten. Zur Sicherheit habe ich die Schachtel fotografiert, gehe damit zum Schalter. «Die haben wir nicht», wird mir umgehend erklärt. «Sind Sie sicher?» Die Dame ist beleidigt. «Sie können doch gar nicht alle Medikamente auswendig kennen, bitte schauen Sie doch schnell im Computer nach.» Die beleidigte Leberwurst drückt irgendwelche Tasten. «Wie ich bereits sagte, wir führen dieses Produkt nicht. Das sagt auch mein Computer.» Aus die Maus. Nur einmal dürfen Sie jetzt raten, was ich per Zufall beim Verlassen des Ladens gesehen und mit genüsslichem Schmunzeln bei der Dame gekauft habe.

Dadurch, dass den Leuten alles vorgegeben wird, nimmt man



Kein Wunder, schauen Herr und Frau Amerikaner so belämmert in die Welt.

(«American Gothic» von Grant Wood, mit freundlicher Genehmigung des Art Institute of Chicago. Foto: BO)

ihnen Eigeninitiative, Motivation und Verantwortungsgefühl. Super. Und immer ist es zum Schluss der dumbe Computer, der sich in vielen Firmen offenbar selber programmiert. Beispiel Cembra Moneybank. Ich erhalte für meine Cumulus-Mastercard eine Gutschrift über 65 Rappen (es hätte genauso gut eine Rechnung sein können). 65 Rappen, da ist ja das Porto höher. Kann man die Technik nicht so programmieren, dass Rechnungen/Gutschriften erst ab einem bestimmten Betrag ausgestellt werden, kumuliert und verrechnet mit dem Vormonat? «Nein, das geht nicht, das ist uns gesetzlich vorgeschrieben, auch wenn es nur ein Rappen wäre» heisst es aus Zürich abschliessend. Aha. Anderes Beispiel aus Bern (nur damit die Zürcher nicht beleidigt sind). In einem In-Laden kauft unser Herr Sohn Schuhe für 120 Franken, vor dem Zahlen an der Kasse mit dem Hinweis, dass er

einen 60-Franken-Gutschein hat. Der Kassier tut wie vorgesehen, vergisst aber, den Gutschein zu berücksichtigen. Weil er anscheinend keine Befugnis hat, die Storno-Taste zu drücken («Das darf nur der Filialleiter, der ist aber nicht da»), muss Sohnemann 120 Franken bar bezahlen. Den 60-Franken-Gutschein möchte er deshalb in zwei à 30 Franken umtauschen lassen, für Geschenke. Geht auch nicht, weil «so» nicht vorgesehen. Also kauft er sich mit dem 60-Franken-Bon einen solchen für 30 Franken und lässt sich den Restbetrag auszahlen. Das geht. Geits no?

Thomas Bornhauser

■ IN EIGENER SACHE:

PS: «DIE SCHNEEFRAU» kann bereits mit 20% Vorverkaufsrabatt und ohne Portokosten bestellt werden: www.werdverlag.ch/bücher/krimis-erzählungen/die-schneefrau

Was, wenn wir so etwas in der Schweiz hätten?

Chaplins World oberhalb von Vevey ist... Weltklasse.

«Hollywoodmässig» sind viele Attraktionen, die wir im Ausland sehen: die «Universal Studios», «EuroDisney» in Paris, das «Miniatur Wunderland» in Hamburg, das «EPCOT» in Florida. Und wir Schweizer? Ich werde mich hüten, angebliche Touristenattraktionen hier namentlich zu nennen, schliesslich gilt «über Geschmack lässt sich (nicht) streiten». Unbestritten ein Ort der Superlative ist hingegen «Chaplins World» in Corsier-sur-Vevey.

Wer heute einer meiner Realisatiren erwartet, den muss ich enttäuschen. Ein Museum der unüblichen Art verdient es nämlich, in dieser Zeitung erwähnt zu werden, obwohl nicht in unserem Lesegebiet, aber Vevey liegt ja auch nicht gerade ab der Welt. Der Besuch bei «Chaplins World» ist ein Muss, für grosse und kleine Besuchende, die etwas erleben möchten, was es hierzulande in dieser Qualität sonst nicht zu sehen gibt.

Eine Genie

Zuerst einige Worte zum Hauptprotagonisten. Mit Filmen wie «Limelight», «Modern Times» oder «The Great Dictator» (mein erklärter Lieblingsfilm) schuf der 1889 in London geborene und am Weihnachtstag 1977 in Corsier-sur-Vevey verstorbene Charles Spencer Chaplin Einmaliges, Monumentales.

Die Idee eines grossen Museums zu Ehren Charlie Chaplins und dessen Werke entstand 2000 bei einer Begegnung zwischen dem Schweizer Architekten Philippe Meylan und dem kanadischen Museumsdesigner sowie Kino- und Chaplin-Fan Yves Durand. Ein Kollektiv von Künstlern,



Nach einem kurzen Informationsfilm betritt man die Welt Charlie Chaplins.

Akteuren aus der Region sowie Architekten-, Ingenieur- und Planerteams spannten mit der Fondation Charlie Chaplin und der Familie zusammen, um das Projekt Wirklichkeit werden zu lassen.

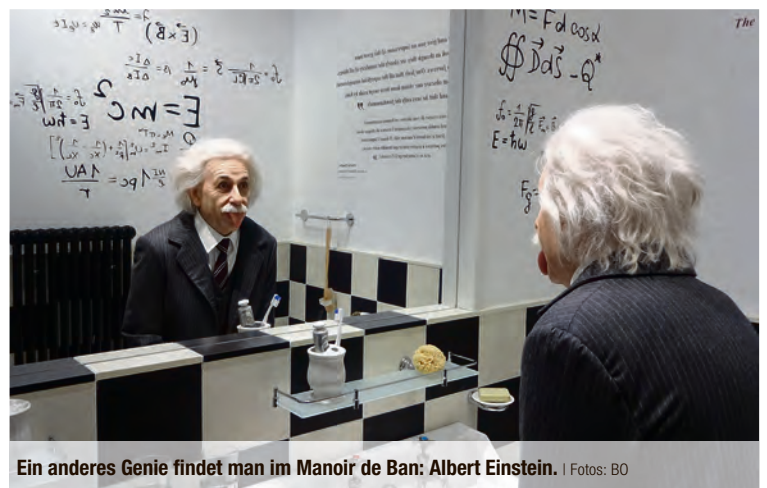
Erleben, nicht beschreiben...

Man könnte das Museum seitenweise beschreiben und würde «Chaplins World» in keiner Art gerecht, man muss den Ort gesehen und erlebt haben. Zu Beginn bekommen die Besuchenden einen kurzen Film zu sehen, um zu erfahren, wer denn Chaplin der Spur nach war, was er geleistet und wo er zum Schluss seines Lebens – seit 1952 im Manoir de Ban – gelebt hat. Abschliessend betritt man seine Welt und zwar auf eine Art und Weise, die sprachlos macht. Allein schon die als Wachfiguren vorhandenen Zeitzeugen wie Laurel & Hardy, Woody Allan, Churchill, Sophia Loren oder Albert Einstein verleiten dazu, wirkliche Menschen hinter den Figuren zu vermuten, unglaublich! Auf verschiedenen Stockwerken fühlt man sich in seine berühmtesten Filme zurückversetzt, lebt mit, spürt das «Damals».

Eindrücklich ist auch sein ehemaliges Wohnhaus, das erwähnte Manoir de Ban, das ebenfalls zugänglich ist, wie auch der 14



Ohne Worte.



Ein anderes Genie findet man im Manoir de Ban: Albert Einstein. | Fotos: BO

Hektaren grosse Park rund um die Liegenschaft. Die Villa lässt Charlie Chaplin wieder aufleben, man bekommt sämtliche Räume zu sehen, «angereichert» mit wirklich informativen Ereignissen aus seinem Leben.

Und so etwas in der Schweiz... Man zieht förmlich Chaplins Melone vor Respekt.

Thomas Bornhauser

Seltsames Kommunikationsverständnis

Airbus Industries und Carnival Cruises verweigern sich

Bestimmt haben auch Sie sich schon gewundert, wie amateurhaft gewisse Firmen und Institutionen kommunizieren, wenn es ihnen an den Kragen geht, obwohl von (angeblichen) Profis beraten. Und alle geloben sie nach ihrem kommunikativen GAU Besserung. Soll's glauben, wer will. An zwei Beispielen möchte ich Ihnen aufzeigen, wie man es jedenfalls nicht machen sollte.

Nach eigenen Angaben ist Airbus Hamburg die drittgrösste Flugzeugwerft weltweit, nach Seattle (Boeing) und Toulouse (Airbus). Da kostenpflichtige Betriebsbesichtigungen möglich sind, melde ich mich mit zwei Freunden in Hamburg-Finkenwerder an. Mit der Bestätigung folgen «Wichtige Hinweise zur Werksführung Hamburg». Bemerkenswert, was da zum Teil zu lesen ist.

«Über alle geschäftlichen Informationen der Airbus Operations GmbH, die Ihnen während der Führung bekannt werden, ist Dritten gegenüber Stillschweigen zu bewahren.» Das gilt nicht bloss für bauliche Einrichtungen, sondern insbesondere auch «für die Publikation von Informationen nach einer Führung». Alle Publikationen müssen von «Airbus Operations» freigegeben werden. «Bild- und Tonaufnahmen sowie Handybenutzung sind nicht gestattet, Mobiltelefone müssen während der ganzen Führung ausgeschaltet werden.»

Mit der heutigen Realsatire in dieser Zeitung verstosse ich also gegen die Auflagen, denn «Hamburg» kann dies hier lesen, wenn es gedruckt ist. Ganz ehrlich: Wenn man den Besuchern misstraut, weshalb überhaupt Führungen? Fürchtet man Industriespionage? Liebe Leute in Hamburg: Das geht heute, im



Jahre 2016, ganz anders, da werden keine dubiosen Typen auf Werksführungen eingeschleust.

Es ist nun geradezu grotesk, wie während der Führung Antworten auf Fragen verweigert werden («Unser Management hat diese Information nicht freigegeben»). Steht zum Beispiel zu lesen, dass der Airbus A380 je nach Airline zwischen 450 und 1000 Plätze anbietet. Ich frage: «Welche Airline befördert 1000 Passagiere?» Antwort: «Wir wissen das nicht.» Aha. Spätere Frage, als wir auf einer Plattform auf zwei A380 von Emirates blicken: «Wer baut eigentlich die Triebwerke für diese Flugzeuge?» – «Ich darf Ihnen das nicht sagen.» – «Bitte? Es kommen ja wohl nur Rolls Royce oder Engine Alliance in Frage...» – «Wie gesagt, ich darf Ihnen das nicht sagen.» Unter uns: Das Internet hilft in diesen und vielen anderen Belangen.

Nach der Führung melde ich mich umgehend per Mail, danke zuerst einmal, dass man das Werk überhaupt besichtigen kann und weise auf die Auskunftsverweigerung hin, schlage vor, zwei, drei offizielle Foto-Standorte anzubieten, für Souveniraufnahmen. Weil wir

sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz die Meinungs- und Pressefreiheit kennen, störe ich mich an den vorhin erwähnten Vorgaben.

Ungefähr zwei Wochen nach der besagten Mail kommt eine Computer generierte Umfrage, wie es einem denn im Hamburg so gefallen hat. Ich delete. Nach vier Wochen der Nichtantwort fasse ich nach. Dieses Mal kommt die Antwort prompt. Auszug: «Über einzelne Airlines geben wir keine Auskunft. Sicher möchten Sie auch nicht, dass Ihr Autohaus allen Kunden erklärt, was Sie für Vorlieben bei Ihrem Fahrzeug haben.»

Firmenwechsel. Kürzlich war ich auf einer Kreuzfahrt mit einem Schiff der amerikanischen «Princess-Cruises», die ihrerseits zur Carnival-Gruppe (u.a. «Aida», «Holland-America Line», «Costa» und «Cunard») gehört. Für ein Magazin will ich ein Interview mit dem italienischen Kapitän führen. Ich gehe mit meinem Anliegen zur Gästebetreuung, die mich ans Sekretariat des Capitano verweist. Dort muss ich mein Vorhaben in Worte fassen, schriftlich. Ich erwähne vor-

sichtshalber auch, dass es nicht um das Unternehmen, sondern um den Menschen geht. Allgemeine Fragen halt. Nach drei Tagen erhalte ich Bescheid: «Sorry, dass es so lange mit unserer Antwort gedauert hat. Wir mussten mit unserem Management Rücksprache nehmen.» Und dieses entscheidet, dass der Kapitän mir keine Auskunft geben darf. Aus die Maus. Und Ironie des Schicksals: Per Zufall spricht er mich an (wie er sich auch bei vielen andere Leuten nach deren Befinden erkundigt – ein Kapitän der Extraklasse). So erfahre ich von ihm einiges an Privatem, das ich jedoch für mich behalte, schliesslich will ich ja nicht, dass er durch «Kielholen» mit einem Tau unter dem Rumpf seines Schiffes auf die andere Seite hindurchgezogen wird.

Übrigens: Radio SRF hat vor wenigen Wochen zum Thema der Informationsverschleierung am Beispiel von «Vitoil» in Genf – dem grössten autonomen Erdölhändler weltweit – aufgezeigt, dass es verschiedene Meinungen zum Stichwort «Transparenz» gibt. Gilt wohl auch für Airbus und Princess-Cruises.

Thomas Bornhauser

Als Milka noch Milka war, Toblerone Toblerone.

Ob sich zwei Schweizer Chocolat-Pioniere im Grab umdrehen?

Philippe Suchard war Chocolatier, ebenso Jean Tobler. Das scheint aber die heutige Besitzerin der Schokolade-Fabriken nicht zu interessieren, beinahe als schäme man sich sogar dafür, denn auf den Milka- und Toblerone-Packungen ist kein Hinweis darauf zu sehen, im Gegensatz zu Schoggi von Cailler, Lindt oder Nestlé, die ihre Gründer nicht vergessen haben. Eigentlich kein Wunder: Die Erben von Suchard und Tobler kommen aus dem fernen Amerika.

Von Schoggi habe ich deshalb eine kleine Ahnung, weil ich zu Beginn der Achtziger bei Suchard-Tobler sowohl in der Berner Länggasse als auch im Neuenburgischen Serrières gearbeitet habe. Ich erinnere mich noch gut daran, was die Kaffeebarone von Jacobs gleich zu Beginn sagten, als sie die Suchard-Tobler übernommen hatten: «Der Aufwand, den Sie zur Herstellung von Schokolade betreiben, ist völlig übertrieben!» Das war übrigens zu einer Zeit, als Jacobs in Deutschland damit experimentierte, Kaffeebohnen künstlich grösser zu machen, um Packungen voluminöser verkaufen zu können, bei gleichem Gewicht, dem sogenannten «High Yield»-Verfahren. Jacobs geriet damals ins Kreuzfeuer der Kritik und beendete nach Boykottandrohungen die Übung, nahm den besagten Popcorn-Kaffee vom Markt. Es gibt dazu 2016 bemerkenswerte Parallelen zu jener Zeit. Aber schön der Reihe nach.

Kürzlich war ich in Rumänien, für Recherchen in Zusammenhang mit einem neuen Kriminalroman für 2018, der im Spitzensport- und Doping-Milieu spielen wird. Erstaunlich, was man zu diesen Themen alles erfährt, hat man erst einmal Kontakt in die Szene (was nicht so einfach ist), auch in dieser unserer hehren Schweiz...



Die Milka Collage aus Bukarest, mit «100% Alpine Milk».

Item: Als ich in einem Laden in Bukarest nach einem Sandwich suche, fallen mir Schoggi-Tafeln auf und – Schwupps! – liegt schon eine Tafel Milka mit Himbeeren, Haselnüssen und 100% «Alpine Milk» von Mondelèz International (so heisst die ehemalige Suchard-Tobler heute, Hauptsitz in Deerfield/Illinois) im Einkaufskorb. Der Preis ist im Vergleich zur Schweiz sehr günstig. Die Zusammensetzung allerdings kann ich nicht mal erahnen, weil nur in ungarischer, rumänischer und bulgarischer Sprache. Hat man(n) nun davon, als sprachlicher Ignorant. Nirgends ist zu sehen, wo diese Milka hergestellt wurde, laut Internet vermutlich in Polen oder der Slowakei, Mondelèz hat diese Frage nicht beantwortet. Und woher die «Alpine Milk» wohl stammen mag? Keine Ahnung, auch diese Frage blieb offen. Nun ja, sicher nicht von der Milchsammelstelle bei der Alpkäserei Kiley bei Boltigen im Berner Oberland.

Im Hotel dann sofort die Erinnerung an die Feststellung der Jacobs-Leute Mitte der Achtzigerjahre, denn mit früherer Schoggi aus Serrières hat diese Milka Col-

lage nicht mehr viel gemeinsam. Für mich klar: Die Schoggimasse wurde mit Sicherheit nicht so lange conchiert wie damals bei Chocolat Suchard, nichts mehr von zartem Schmelz auf der Zunge. Kommt hinzu, dass die Haselnüsse ranzig schmecken. Entgegen meiner sonstigen Gewohnheiten verzichte ich darauf, die Tafel fertig zu essen. Dafür schreibe ich Mondelèz International nach meiner Rückkehr meine Enttäuschung. Es folgen die üblichen und sattsam bekannten Floskeln von grossen Unternehmen auf Beanstandungen. Sie wissen schon: «Danke für Ihre Nachricht. (...) Es tut uns leid. (...) Wir nehmen Ihr Anliegen sehr ernst.» Undsoweiterundsofort. Um der Sache «auf den Grund gehen zu können», brauche man allerdings Mindesthaltbarkeitsdatum, Produktionscode, Barcode, Kaufdatum, Geschäft und genaue Produktebezeichnung. Stehe alles auf dem Wickel. Aber äbe: Wer nimmt den schon von Rumänien mit nach Hause, wer? Genau. Ich.

Hier Auszüge aus der zweiten Antwort: «Es tut uns leid», «Die stetig hohe Qualität ist uns ein

wichtiges Anliegen», «Unsere Fachleute im produzierenden Werk konnten keine Abweichungen zur gewohnten Produktqualität feststellen» und «Ob Ihr Produkt ausserhalb unseres Einflussbereiches – Transportweg oder Lagerung – beeinträchtigt wurde, lässt sich nicht nachvollziehen.» Immerhin, und nicht selbstverständlich: Als eine Art Wiedergutmachung erhalte ich nach einigen Tagen drei Tafeln Toblerone nach Hause gesandt, Made in Switzerland, nur zwei Kilometer Luftlinie von mir entfernt. Auf dem Wickel steht nicht mehr «Chocolat Tobler», wie auch an der Fassade der Fabrik in Bern-Brünnen nirgends TOBLERONE zu sehen ist (diese Frage wurde ebenso nicht beantwortet). Unglaublich. Dass die dreieckige Schoggi, 1908 von Theodor Tobler (Sohn des Gründers Jean) erfunden, sehr «Mondelèz International» geworden, liest sich spätestens bei der Zusammensetzung. Oder wissen Sie etwa, was «Eiklar» ist? Sagen Sie dem Eiweiss so?

Apropos Toblerone. In Grossbritannien hat man sich heuer dafür etwas Besonderes einfallen lassen. Wegen des schwachen Pfundes und gestiegener Rohstoffpreise hätte Mondelèz die Verkaufspreise erhöhen müssen. Kommt bei den Konsumenten natürlich nicht wahnsinnig gut an. Also hat man den Riegel gestreckt. Bei gleicher Länge – aber mit 10% weniger Inhalt – hat die Toblerone auf der Insel bloss noch neun statt elf Dreiecke. Sieht nicht besonders schön aus und erinnert verdächtig an den Popcorn-Kaffee von Jacobs. Ach ja, damit ich es nicht vergesse: Die auf den ersten Blick nach einer täuschend ähnlich aussehenden 100-g-Tafel Milka Collage wiegt nur 93 Gramm.

Thomas Bornhauser

Eröffnet man ein Bankkonto, eröffnet man ein Büro

NSA, FBI, CIA, Fed und wohl auch The Donald
mischeln mit...

Dass man(n) älter wird, merkt man spätestens, wenn es darum geht, einem Teenager zu erklären, wer die Herren Gorbatschow und Honecker waren, was ein Telex und weshalb J.R. Ewing oder «The Mamas & The Papas» in die Geschichte eingingen. Um Ihnen einmal mehr zu beweisen, dass ich keinen Aufwand scheue, um zu einer Realsatire zu kommen, habe ich mich auf den Weg gemacht, ein ganz normales Sparkonto bei drei hiesigen Banken zu eröffnen. Zufällig ausgewählt. Freuen Sie sich.

Obwohl die Sparer demnächst vermutlich mit Negativzinsen beglückt werden, versuchen unsere Geldinstitute, immer neue Kunden zu gewinnen. Was da nicht alles versprochen wird! Die Frage ist bloss: Stimmen die Werbeaussagen, gelten sie für alle Kunden? Eines muss man wissen: Keine unserer Banken führt das Zewo-Gütesiegel für gemeinnützige Institutionen. Will heissen: Die Kunden berappen alles selber, nicht die Banken. Mal hier, mal da. Aber mühsam ernährt sich ja auch das Eichhörnchen.

Mit einem Copain habe ich um 12:00 Uhr in der Stadt zum Zmitag abgemacht. «Wenn ich um 10:30 Uhr am Bahnhof bin, reicht das spielend, um die drei Konten zu eröffnen», geht mir durch den Kopf, «zumal die Banken nahe beieinander liegen»: Valiant am Bahnhof-, Raiffeisen am Waisenhaus-, BEKB am Bundesplatz. Fehlt eigentlich nur noch die Bank des Vatikans am Münsterplatz. Start bei der Valiant. Das heisst... Fehlstart, denn dazumal, Mitte 2016, wird die Schalterhalle umgebaut. Übrigens, apropos Schalterhalle: Haben Sie schon

bemerkt, was heute an einem gewöhnlichen Bankschalter – im Vergleich zu früher – alles nicht mehr möglich ist, aus, wie es immer heisst, Sicherheitsgründen?

Item: Ich also sicheren Schrittes zur Raiffeisen. «Guten Tag, ich möchte gerne ein Sparkonto eröffnen, kann ich das Antragsformular gleich hier ausfüllen?» Die Mitarbeitende schaut mich an, als stünde Michael Jackson selig vor ihr. «Haben Sie einen Termin mit einem unserer Berater?» Termin? Berater? «Nein, ich benötige keinen Termin, und beraten tue ich mich selber.» Die nette Dame erklärt mir: Ohne Termin, kein Berater, kein Konto. «Glauben Sie mir, mein Name kommt in den Panama-Papieren nicht vor, und auf Grand Cayman lagere ich weder Weiss- noch Schwarzgeld.» Aus die Maus. Auch keine Chance, sofort mit einem Berater zu sprechen. Also muss ich den besagten Termin mit dem besagten Berater abmachen. Super. Bei der BEKB das gleiche Drehbuch. «Möchten Sie mit einem unserer Berater sprechen?» Ich erkundige mich, ob das denn in der nächsten Stunde möglich wäre. «Nein, das tut mir leid, Sie müssen einen Termin zum Voraus abmachen.» Soso.

Zwei Tage später kreuze ich wieder auf, zuerst bei der Raiffeisen, danach bei der BEKB. An beiden Orten werde ich von perfekt durchgestylten, jungen Herren begrüsst – «durchgestylt» im Vergleich mit mir Landei. Und bei beiden Banken läuft das Prozedere identisch ab, sodass ich es hier nur einmal zu Papier



Schweizer Sparkonto bei einer Schweizer Bank eröffnen wollen. Gilt das für auch Kinder, die ihr Sparsäuli leeren und einzahlen wollen? Oder kann man das bei den bargeldlosen Bankschaltern (...) auch nicht mehr? Wie auch immer, zum Schluss bin ich glücklicher Inhaber zweier neuer Sparkonten. Ich zahle auch einen bestimmten Betrag ein, um meine hehren Absichten zu bekräftigen.

Stimmt: Was ist mit der Valiant? Dort geht es bei einer lokalen Vertretung unkomplizierter zu und her. Zwar muss ich die Zettel ebenfalls ausfüllen und mich korrekt ausweisen, das kann ich aber per Telefon, respektive anschliessend per Mail und Mailanhängen machen. Easy. Möglicherweise, weil man mich dort kennt.

Und jetzt eben zur Mutter aller Fragen: Was höre oder lese ich im Laufe der nächsten sechs Monate von den Geldinstituten, also bis Ende 2016? Die Valiant lässt mir (lesenswerte) Kundenmagazine zukommen, mit den verschiedensten Themen. Und eine Einladung zu einem Kundenanlass. Raiffeisen und BEKB hingegen gehen davon aus, dass ich keine weiteren Fragen oder Interesse habe. Sygseso.

Weshalb erinnere ich mich beim Schreiben dieser Geschichte plötzlich an einen Vortrag, den ich – bewusst als «Enfant terrible» so vorgesehen! – vor ungefähr 25 Jahren in einem Zürcher Zunfthaus vor einer erlesenen Schar von grau gekleideten Bankiers halten durfte? Nota bene: In Jeans, T-Shirt und Turnschuhen, um den Herren vor Augen zu führen, wie der Mann von der Strasse die grauen Mäuse wahrnimmt? Läck! War das eine Gaudi, übrigens zur Begeisterung aller Anwesenden, wenn auch erst ganz zum Schluss. Ich habe den Bankiers damals auch einen neuen Werbeslogan vorgeschlagen: «Die Schweizer Banken. Wir wollen nur Ihr Bestes. Ihr Geld.»

Thomas Bornhauser

Am Anfang stand der Briefkasten

Wer solche Nachbarn hat, braucht keine Feinde

Bekannte von mir im Lesegebiet dieser Zeitung haben ein Problem. Sie beabsichtigen, ein Haus zu bauen, besser gesagt, bauen zu lassen. Das ist nicht ihre eigentliche Knacknuss, sondern sieben Nachbarn, die in der Nähe des Bauplatzes wohnen. Es geht unter anderem auch um ein schmales Strässchen, das neben dem neuen Haus zu den bestehenden Häusern führt. Und als wäre es nicht schon kompliziert genug, den besagten Artikel im ZGB zu verstehen: Die netten Nachbarn setzen sogar noch einen drauf.

Art. 781 ZGB handelt von einer Kategorie von Dienstbarkeiten, die gewissermassen die Mitte einhalten zwischen den persönlichen Dienstbarkeiten und den Grunddienstbarkeiten. Mit den Grunddienstbarkeiten stimmen sie in ihrem Inhalt überein: «Jede Belastung, die als Grunddienstbarkeit möglich ist, kann auch als Dienstbarkeit nach Art. 781 ZGB begründet werden. Mit den persönlichen Dienstbarkeiten treffen sich diese anderen Dienstbarkeiten im Subjekt, in der Person des Berechtigten: Sie stehen nicht dem jeweiligen Eigentümer eines Grundstücks, sondern regelmässig einer bestimmten natürlichen oder juristischen Person zu und sind unübertragbar und nicht vererbbar. Das Subjekt derartiger Servituten kann zunächst eine bestimmte natürliche oder juristische Privatperson sein.» Der Eigentümer eines Grundstücks räumt etwa einem Freund das dingliche Recht ein, einen abgekürzten Weg durch seinen Hof zu gebrauchen.

Womit schon zu Beginn alle bestehenden Klarheiten beseitigt wären. Zurück also auf Startfeld 1. In unserem Fall geht es konkret um zwei Punkte. Zum einen muss der Briefkasten-Kasten mit sieben individuellen Kästchen um ein weiteres Fach erweitert werden (Sie können noch fol-



gen?), zum anderen geht es um die monumentale Frage, wie sich die neuen Nachbarn an den Schneeräumungskosten auf dem Privatsträsschen zu beteiligen haben, obwohl ihre eigene Garageinfahrt noch knapp auf der Gemeindestrasse liegt und somit von der Gemeinde «schneegeräumt» wird.

Einer kleinen Strassenkorrektur wegen müssen die Briefkästen leicht versetzt werden. Mon Dieu, quelle comédie! Bestimmung der Post, nicht meiner Bekannten, nur will das niemand schnallen, also wird darüber diskutiert, ad absurdum ad infinitum. Als jenes Kapitel endlich Geschichte ist, geht es um die bereits erwähnte Schneeräumung. Die neuen Hausbesitzer haben sich zu beteiligen. Das die Meinung der selbst ernannten Grand Jury.

«Nehmt denen doch den Wind aus den Segeln, respektive den Schnee von der Strasse», bekommen Julia und André von mir zu hören, «kauft euch doch ein Schneeräumungsfahrzeug, einen PistenBully 400, den ihr für eure Zwecke umbauen lasst.» Und mit dieser Feststellung kennt meine Fantasie keine Grenzen mehr. Zum besseren Verständnis: Abgebildet auf dieser Seite ist das Basismodell, wie es auf dem Niederhorn zum Einsatz kommt.

Eine Weiterentwicklung für Julia und André ist indes zwingend.

Der PistenBully 400 leistet in besagter Standardausführung und wie abgebildet mit sechs Zylindern und einem Hubraum von 8,9 Litern satte 370 PS bei einem Benzinverbrauch von 19 Litern pro Stunde (nicht pro 100 Kilometer). Der Wenderadius ist inexistent, weil auf der Stelle erfolgend. Für den Schneeräumungsdienst auf dem Strässchen empfehlen sich - als Ergänzung zu den serienmässig bereits vorhandenen zwei Front- und den beiden Arbeitsscheinwerfern - vier zusätzliche Suchscheinwerfer vorne, einzeln schwenkbar, selbstredend in der LED-Ausführung. Auf beide Seiten der Fahrerkabine kommen zwei Doppelauspuffrohre, die entsprechend Geräusche von sich geben, zusätzlich zum schwarzen Dunst, den sie ausstossen, wenn die Betriebstemperatur noch nicht erreicht ist. Zwei ausklappbare Schwenkarme stellen zusätzlich sicher, dass nicht bloss die Strasse von der weissen Pracht befreit wird, sondern auch jeweils ein Meter der Wiese links und rechts. Damit die Nachbarschaft auch während der Nacht akustisch in den Genuss der Schneeräumung kommt, ist bei den Raupen auf Kunststoffdämpfer zu verzichten. Von den Geräuschemissionen her ist dieser aufgerüstete

PistenBully 400 «Snowfighter» rein akustisch nun von einem «Leopard 3 Kampfpanzer» von «Rheinmetall Defence» (kommt 2018 bei der deutschen Bundeswehr zum Einsatz) nicht mehr zu unterscheiden. Es kann also via GPS losgehen, vorzugsweise gegen 04:00 Uhr, wenn der Schnee bekanntlich noch leise rieselt.

Stimmt, liebe Lesende! Nicht alle Nachbarn werden sich ob dieser Art der Schneeräumung uneingeschränkt freuen - aber schliesslich haben sie es provoziert. Dank einer unauffällig angebrachten Abschussrampe für Nebelgranaten wird es im Ernstfall militanten Zeitgenossen jedoch auch in der Dunkelheit nicht möglich sein, Molotow-Cocktails auf das Fahrzeug zu werfen. Und Sie sehen es nochmals richtig: Zwar lässt sich mit dem PistenBully 400 «Snowfighter» der Schnee räumen, nicht so aber das Eis. Dafür zuständig sind zwei Apache-Kampfhubschrauber mit lasergesteuerten Flammenwerfern (Zielgenauigkeit +/- 15 Zentimeter).

Sollte es dennoch zu regelrechten Kampfhandlungen kommen, so kann ich einen Kollegen im Pentagon anrufen, der seinerseits die US-Basis in Ramstein (D) informieren wird. Von dort aus wird eine ferngelenkte und unbemannte Drohne aufsteigen und über dem Kriegsgebiet eine Luft-Boden-Rakete abfeuern, allerdings nicht auf ein bewohntes Haus, sondern nur als Warnung auf eine nahe gelegene Scheune, für die nach dem Angriff der Aushub für eine neue Konstruktion bereits erfolgt wäre.

Bleibt also bloss noch die Frage zu beantworten, wie ein achter Briefkasten ins Gestell integriert werden kann, der farblich nicht zu sehr von den bereits bestehenden auffällt.

Thomas Bornhauser

Eine kleine Umschau im Schweizer Alltag

Potpourri über Erstaunliches im Lande. Schmunzeln ist erlaubt. Kopfschütteln auch.

Bauprojekte haben es hierzulande nicht einfach, Einsprachen sind die Regel. Dann und wann ist Staunen angesagt, wenn man zum Beispiel erfährt, wie schwer es eine kleine Katzentreppe zum ersten Stock in einem Mehrfamilienhaus haben kann, weil eine bauliche Massnahme. Kürzlich auf www.svit.ch zu lesen: «Rechtlich gesehen handelt es sich um einen luxuriösen Anbau, weil der Tierhalter einen zusätzlichen Nutzen von der Gemeinschaft erhalten will, der in erster Linie seiner Katze dient.» Will heissen: Ein einstimmiges Einverständnis aller Mitbewohner ist erforderlich, sonst läuft da nichts. Schon gar nicht die Katze über ihre kleine Treppe.

Im Dezember 2016 führt Pathé Westside eine Aktion «5 für 4» durch, für 2017. In der letzten Dezemberwoche will ich mir «Sully» ansehen, habe einen der Gutscheine bei mir. «Es tut mir leid, der Gutschein ist erst in einigen Tagen gültig.» Sofort schaue ich mich nach der versteckten Kamera um. Die Dame bleibt bei ihren Anweisungen, erklärt mir wie eine Anwältin, weshalb ich im Unrecht bin. «Pathé» nimmt später zu meiner Mail offiziell Stellung, «verstehst meinen Ärger», sieht aber keinen Grund, diese kleinliche und wenig kundenfreundliche Einstellung zu ändern, schliesslich ist man juristisch im Recht. Beneidenswert, wer sich eine solche Einstellung leisten kann.

Sie erinnern sich: Im Dezember 2016 ist Schnee in den Skigebieten Mangelware, die wenigen offenen Pisten zwischen Wanderwegen nur dank Schneekanonen befahrbar. Die Bergbahnen Lenk vermelden «Pulver gut». Ich frage bei den Verantwortlichen, ob «Kunstschnee fahrbar» nicht ehrlicher wäre? Antwort an den «Werten Herrn Bornhauser»: «Je-



dermann ist sich wohl bewusst, dass unsere Pisten momentan aus technischem Schnee bestehen. Der von Ihnen gewünschte Eintrag ist im Schneesportbericht nicht verfügbar.» Schon wieder etwas gelernt (siehe Foto).

Kürzlich habe ich von einer mir unbekanntenen «AHV-Stelle» einen Brief erhalten. Und obwohl vermutlich nicht der dümmste Zeitgenosse in diesem Kanton, habe ich auch nach dem dritten Lesen nicht verstanden, was die Leute von mir wollen. Also geht der Brief an meine eigentliche Ausgleichskasse mit der Bemerkung, dass ich wohl zu einfach strukturiert bin, um dieses Beamtendeutsch zu verstehen. Ob man mir helfen könne? Das war vor drei Monaten, gehört habe ich nichts mehr, womöglich weil man auch dort überfordert ist.

Unsere Post. Ein Fall für sich, in mancherlei Beziehung (ich werde mich hüten, darüber zu klagen, dass A-Post-Briefe regelmässig zu spät eintreffen). Neulich habe ich einen Brief erhalten, der vom Absender mit 30 Rappen zu wenig frankiert wurde. Was jetzt? Die Frage erübrigte sich, denn Tage später erhalte ich eine Kar-

te der Post mit der Aufforderung, eine 30 Rappen-Marke aufzukleben und die Geschäftsantwortkarte zu retournieren, was ich prompt auch tue (wobei ich nur eine 85er-Marke zur Hand habe – ob ich jetzt eine 55-Rappen-Gutschrift zugesprochen erhalte?). Ingeheim frage ich mich, ob die «Apparatschiks» in der ehemaligen DDR ihre «Mühewaltungskosten» auch so in Rechnung stellten?

In der Migros kaufe ich kleine Holzwürfel, mit denen Kinder stempeln können. Auf der Rückseite ist zu lesen, dass für die Herstellung Buchenholz aus Deutschland verwendet wurde. Ganz klein, aber auch «Made in China». Heisst das, dass Baumstämme nach China verschifft werden, um dann verarbeitet als Spielzeug zurückzukommen? Es scheint so. Antwort der Migros: «Der Lieferant bestätigt, dass das Holz aus Deutschland kommt und die Stempel in China produziert werden. Die Beschaffung des Holzes findet aus Qualitätsgründen in Deutschland statt.»

Jaja, doch, doch: Es gibt sie auch, die positiven Erlebnisse. Beispiel Globus Westside. Eine von sechs

dort gekauften Flaschen «Bindella» ist verzapft, ungeniessbar. Ich bringe sie zurück. Einzige Frage der Mitarbeiterin: «Möchten Sie den Betrag ausbezahlt oder Ersatz?» Mit entschuldigenden Worten händigt sie mir eine neue Flasche aus, erklärt, dass sowas halt passieren könne. Liebe Leute im Pathé: So etwas nennt man Dienst am Kunden, beweist ihm, dass man ihn ernst nimmt.

Aber, ehrlich gesagt, ich kann auch anders, als nur zu hinterfragen. Jaja, ich teile nämlich noch lieber... Lob aus, wenn jemand einen guten Job gemacht hat. Unternehmen, Restaurants, Institutionen. Und eines sage ich Ihnen: Nichts ist so frustrierend, als wenn – wie in den meisten Fällen – keine Reaktion kommt. Namen nenne ich hier keine. Kein «Das hat uns gefreut», kein «Wir freuen uns, Sie wiederzusehen», kein «Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben, uns zu schreiben». Das wird mich jedoch nicht daran hindern, auch weiterhin Komplimente per Mail zu verschicken.

Original Autoersatzteile

Der etwas andere Besuch

Allgemeiner Blick in eine der Ausstellungshallen.



Der TSI GT, in 2,8 Sekunden auf 100.



Wenn man genug von Autos hat, kann man sich gleich nebenan die Flugzeuge anschauen.

«Ich bin Buchautor und Journalist, schreibe an einem neuen Kriminalroman, bei dem es unter anderem darum geht, dass Autos in Westeuropa gestohlen, in den ehemaligen Ostblock gefahren und dort in ihre Einzelteile zerlegt werden, die dann zum Teil wieder auf dem westeuropäischen Schwarzmarkt zu Discountpreisen auftauchen. Ich habe selber dazu in Polen und Rumänien recherchiert. Was unternimmt Ihr Unternehmen gegen diese Machenschaften?» Diese Frage habe ich mehreren Herstellern am Automobilsalon in Genf kürzlich gestellt, im Bewusstsein, vor Ort keine Antworten zu erhalten. «Mission impossible». Eine einzige Ausnahme bestätigt die Regel.

* * * *

«Ich bin nicht befugt, Ihnen dazu etwas zu sagen», ist allenthalben zu hören, von VW über Volvo bis

hin zu Mercedes und Maserati. Meinem «Und wer ist befugt, mir hier eine Antwort zu geben?», ohne dass ich die Vorstandsvorsitzenden Matthias Müller, Ferdinand Piëch oder Rupert Stalder erwartet hätte, folgt ausnahmslos ein «Entweder sind alle Herren im Moment besetzt oder gar nicht anwesend». In einigen Fällen ist man aber so nett, mir die Mailadressen der entsprechenden Medienstellen zu geben, die ich tags darauf angeschrieben habe. Bei BMW fragt man nach meiner Visitenkarte, man werde mich aus München kontaktieren. Ein Kurzgespräch – bei Volvo – ist besonders unterhaltend, und so nebenbei bestätigt man den Sachverhalt («Wir haben solche Beiträge schon am TV gesehen»). Nein, man könne mir hier in Genf keine solche Antwort geben, ich müsse die Zentrale in Schweden anfragen. «Und wen verlange ich dort, Pippi Lang-

strumpf?» – «Nein, aber versuchen Sie es doch mit Astrid Lindgren», kommt lachend retour. Die Dame ist nicht auf den Kopf gefallen. Und dennoch: Eine Mailadresse kann sie mir nicht geben. Trotzdem habe ich einen Kontakt gefunden. Bin ja auch nicht auf den Kopf gefallen.

* * * *

Nichts gesehen, gehört, gesagt?

Die Antwort von Amag kommt umgehend: «Wir beziehen als Importeur nur Originalersatzteile über den offiziellen Kanal der Volkswagen AG. Und unsere eigenen Garagenbetriebe beziehen die Ersatzteile ausschliesslich beim Importeur. So gibt es für uns keine Berührungspunkte zu allfälligen Occasions-/Schwarzmarktteilen.» Mercedes schreibt: «Wir können uns zu den von Ihnen beschriebenen kriminellen Handlungen Dritter nicht äussern.» Maserati und Volvo lassen

die Frage – bis zum Redaktionsschluss – unbeantwortet, und auch die Münchner von BMW melden sich nicht. Kann ich verstehen: Wer verbrennt sich denn schon freiwillig die Finger mit einer heissen Kartoffel?

* * * *

Zu lesen von Amag: «Fahrzeughalter, die ihre Ersatzteile selber irgendwo (Internet oder so) beziehen, sind selten Kunden bei offiziellen Markenpartnern, sondern kennen jemanden, der jemanden kennt, der das «reparieren» kann.» Sage ich doch.

* * * *

Von Minijupes und Bodybuildern

Ehrlich gesagt: Von Autos habe ich ungefähr so viel Ahnung wie eine Simmentalerkuh vom Klavierspielen, nämlich gar keine. Das Höchste der Gefühle ist, wenn ich beim Tanken nicht Bleifrei mit Diesel verwechs-

zum Discountpreis?

beim Automobilsalon in Genf



Conceptcar «Oasis» by Rinspeed, etwas für Hobbygärtner.



Als würde die Meerjungfrau gleich den Toyota-Rennwagen anhechten...



Sie gehören beim Salon dazu wie die Autos: hübsche Damen.



Sauberer gehts nimmer...

Auch Lego hat so seine Vorstellungen eines Rennwagens.

le, das können Sie mir glauben. Ich war dementsprechend auch erstmals am Autosalon, aus den bereits erwähnten Gründen... und habe sehr viel gelernt, zum Beispiel, dass es Marken wie Hamann, Koenigsegg (an deren Stand ein Berner Nationalrat auffallend viele Fotos schiesst), Dizaynvip, Rebellion oder Dendrobium gibt. Letzterer baut Autos im Stil «Batcar». Wunderbar.

An den meisten – man beachte die subtile Wortspielerei – Ständen stehen schlanke Damen in Minijupes und Highheels rum, deren einzige Aufgabe es scheint, während zehn Tagen ihren Body zur Schau zu stellen. Aber auch ihre «Pendants» gibt es, nämlich Securityleute, die mit dem Knopf im Ohr rumlaufen, wie seinerzeit die Steiff-Plüschtiere ausgestattet. An einen dieser Wandschränke

(selber immerhin 193cm gross und 110 kg schwer) wende ich mich, schaue zu ihm rauf: «Pardon, Halle 2, wo finde ich die?» – Mit einem Fingerzeig: «Die ist dort.» – «Nein, von dort komme ich, das ist Halle 6.» – «Normalerweise ist das aber Halle 2.» Ende der Diskussion. Wie gesagt, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, Nummer 2 habe ich sogar ganz allein gefunden.

Kleingeld für den Bugatti Chiron
Zwei Augenfälligkeiten – nebst den Damen im Mini – gibt es: Zum einen, dass viele Hersteller plötzlich Elektroautomobile einer fortgeschrittenen Generation präsentieren, wenn auch zum Teil erst als «Conceptcar». Wenn ich die Infowand bei Mercedes richtig verstanden habe – was bei mir und Autos allerdings bezweifelt werden kann –, soll das Modell

«EQ» so weiterentwickelt werden, dass es einzig mit Solarenergie aufgeladen werden kann. Hoppla. Zum anderen ist auffällig, dass bei vielen Herstellern vor allem Interessenten aus dem arabischen Raum zu den ausgestellten Modellen zugelassen wurden. Aber ja, klar, wir sind ja in Genf, nicht in Laupen. Apropos: Autos in Ehren, aber die grossen Flugzeuge von Emirates – wir sind bekanntlich in Genf – gleich nebenan auf dem Flughafen Cointrin üben auf mich eine ebenso grosse Faszination aus wie der Bugatti Chiron, der mit 1500 PS über 400 km/h schnell und laut «Autozeitung» über drei Millionen Franken teuer sein soll.

Vorbild Technomag

Ach ja, ich bin Ihnen noch die Ausnahme der Regel schuldig.

Das wäre Technomag, die Garagen in der ganzen Schweiz unter anderem mit Autoersatzteilen beliefert. Als ich den Stand betrete, betrachten mich zwei Herren, um sofort an mir vorbeizulaufen, weil ich offenbar nicht wie ein Autodealer aussehe. Ich ihnen hinterher. Ich stelle meine Frage. Es kommt eine entwaffnend offene Antwort: «Uns ist dieser Schwarzmarkt bekannt, aber jeder Garagist muss selber wissen, woher er seine Ersatzteile beziehen will. Viel mehr Bauchweh bereiten der Branche vermehrt auftauchende Kopien, die ähnlich wie die Originalteile aussehen, aber in keinem Verhältnis zu deren Qualität stehen.»

So einfach ist also eine Antwort, wenn man nichts «verwedeln» will...

Thomas Bornhauser

Glauben Sie ja nicht, dass Sie den Trick verraten bekommen...

Es gibt in der Tat «nette» Geschichten, bei denen man froh ist, dass sie anderen Zeitgenossen passieren. Dennoch ist heute Schadenfreude fehl am Platz, denn wer weiss, ob Sie nicht bereits morgen mitten in einem ähnlichen Intermezzo stecken. Die erste Geschichte spielt zwischen Österreich und der Schweiz, die zweite im Unterengadin. Da ich beide Erzählende persönlich kenne, garantiere ich für den Wahrheitsgehalt.

Ein Ehepaar aus dem Kanton Bern, das in Österreich schöne Skiferien verbracht hat. Abreisetag in Tirol. Die schwarze Katze, die «er» in der Hotelhalle beim Rollen der Koffer Richtung Einstellhalle beobachtet, gibt ihm nicht zu denken, er ist nicht abergläubisch. Nun, vielleicht hat er inzwischen seine Meinung geändert, denn beim Manövrieren vor der Einstellhalle streift der Fahrer mit seinem SUV seitlich eine Betonwand, die – im wahrsten Sinne des Ausdrucks – ihre Spuren hinterlässt. Man kann sich seine Stimmung beim Wegfahren vorstellen. Seine Frau indes enthält sich vernünftigerweise jeden Kommentars. Vor Feldkirch geht es zum Zoll, weil «sie» in Tirol ein paar neue Ski zum Schnäppchenpreis gekauft hat und jetzt die Mehrwertsteuer zurückfordern will. Das geht prima, über diese Transaktion freut sich auch der Schweizer Zöllner, der im gleichen Büro sitzt. Resultat: Mehrwertsteuer und Zollgebühr halten sich ungefähr die Waage, ein Nullsummenspiel.

Die Stimmung im Auto wird dadurch nicht unbedingt besser, was wenig später dazu führt, dass er, als Fahrer, die Abzweigung nach Zürich verpasst und Richtung «Lozärn» abdriftet. Und: Eigentlich weiss man, dass es auf der Luzerner Umfahrung entlang der Autobahn den einen oder anderen



Herr Häfner beim Versuch, die Türe zu öffnen.

Radarkasten hat, was den Leuten ein zusätzliches Feriensouvenir einbringt. Party!

Szenenwechsel ins Unterengadin, nach Ftan oberhalb von Scuol, wo ein anderer Bekannter von mir die Woche mit seiner neuen Freundin bei seinem Bruder verbringt, der dort oben mit seiner Frau ein Bauernhaus bewohnt, wohl Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut. Man fühlt sich dort, so mein Bekannter, wie zu «Schellen-Ursli» Zeiten, mit knarrenden Holzböden und schweren Türschlossern. Die Kühe nebenan im Stall scheinen im Schlafzimmer zu stehen und zu muhen.

Nach einer Woche mit Postkartenwetter ist am Samstag schlechtes Wetter angesagt. Die Herrschaften beschliessen, einen Ausflug zu machen. «Ich hole schon mal unseren Wagen, zwei Autos brauchen wir ja nicht», bekommt die Sippschaft zu hören. Als der Mann wenig später auf dem Parkplatz auf den Funkschlüssel drückt, passiert... nichts. Auch die Wiederholung bringt keinen Erfolg, weshalb er «légèrement» echauffert zurückläuft, in der Gewissheit, dass die



Benzin- und Dieselpreise in Samnaun.

Batterie ihren Lebenszyklus beendet hat. Mit seinem Bruder also runter nach Scuol, logisch, mit dessen Wagen. Batterie auswechseln. 20 Minuten später steht das Duo wieder auf dem Parkplatz in Ftan. Fazit: noch immer keine Reaktion.

Der Bruder ruft eine Garage in Scuol an, die aber am Samstag geschlossen hat. Immerhin wird das Gespräch entgegengenommen. Dem «Brüetsch» wird mitgeteilt, dass die Garascha Häfner aus Strada Pikettdienst hält. Herr Häfner wiederum empfiehlt, sofort den TCS zu kontaktieren. «Ich bin TCS-Partner und im Moment in Scuol, könnte sofort bei Ihnen sein, aber dazu brauche ich den offiziellen Auftrag des TCS.» Gesagt, getan, der TCS-Mann bekommt das Anliegen zu hören. Und der schaltet sofort, denn keine zehn Minuten später kommt Herr Häfner angefahren. Seine Diagnose ist eindeutig: Nicht der Funkschlüssel ist schuld, die Karre hat keinen Strom. Ein Blick ins Innere auf das Armaturenbrett bestätigt seine Annahme. Der Knopfschalter für die verschiedenen Lichtpositionen steht auf einer Stellung, die für das Parkieren des Wagens

nicht vorgesehen ist. Pikant: Die neue Partnerin meines Bekannten hat den Wagen vor zwei Tagen abgestellt...

«Das ist aber kein Problem», sagt Herr Häfner. «In allen Funkschlüsseln dieses Modells hat es einen mechanischen Schlüssel für solche Notfälle versteckt.» Nur fehlt der. Wunderbar.

Herr Häfner versucht deshalb, die Fahrertüre nach allen Regeln der Einbrecherkunst zu öffnen, ohne Erfolg. Telefon an die Garage meines Kollegen: «Der Wagen ist doppelt gesichert, ihn ohne Einbruchspuren zu öffnen, ist ausgeschlossen.» Er sieht sich bereits in der Rhätischen Bahn nach Hause fahren, um den Ersatzschlüssel – hoffentlich mit eingebautem Notschlüssel – zu holen. Herr Häfner aber gibt nicht auf, telefoniert einem Kollegen nach dem anderen, will einfach helfen. Und siehe da: Er bekommt einen Geheimtipp, mit dem sich die Fahrertüre und die Motorhaube öffnen lassen, um die Batterie zu überbrücken, damit der Motor anspringt. Herr Häfner empfiehlt, jetzt mindestens eine halbe Stunde zu fahren, damit die Batterie sich aufladen kann. «Fahren Sie doch ins Zollfreigebiet nach Samnaun, dort können Sie wenigstens günstig tanken», was er auch tut. Für die Familienerbtruhe fotografiert er das ganze Geschehen, schickt seinem Bekanntenkreis zwei Fotos, auch mir.

Und was lernen wir daraus? Ein Ersatzschlüssel zu Hause nützt nichts. Übrigens: Als mein Bekannter am Montag seine Garage anruft und den Geheimtrick verrät, will der Chef seine Werkstattleute fragen, ob sie das gewusst hätten. Haben Sie nicht.

Thomas Bornhauser

Eine Samstagszeitung ist keine Sonntagszeitung

Und wir lernen daraus: nur ja nicht zu früh aufgeben

Von Berufes wegen hatte ich seinerzeit alle vier grossen Sonntagszeitungen abonniert, nach meiner Pension wurde radikal abgebaut. Zuerst die «SonntagsZeitung», anschliessend der «SonntagsBlick» und zum Schluss die «NZZ am Sonntag», übrig blieb demnach die «Schweiz am Sonntag», die – meiner Meinung nach – beste aller Sonntagszeitungen. Nun ist auch dieses Kapitel abgeschlossen, allerdings auf eher ungewöhnliche Art und Weise.

Vielleicht wissen Sie es bereits – und wenn nicht, dann nach dem Lesen dieser Realsatire, die den Namen eigentlich nicht verdient, weil überhaupt nicht lustig, jedenfalls nicht aus meiner Sicht. Irrtum ausgeschlossen war es Anfang März, als die besagte Sonntagszeitung nicht mehr am Sonntag, sondern bereits am Samstag als Wochenendausgabe zum Verkauf und in den Briefkästen lag. Was Sie wissen müssen: Kurz zuvor hatte ich mein Jahresabo erneuert, gültig bis Februar 2018.

Entgegen meiner Art, vorschnell (...) zu reagieren, habe ich mir die neue Zeitung an drei Samstagen angeschaut. Noch immer sehr gut gemacht, aber eben, eine Samstagsausgabe ohne Berichterstattungen vom Samstag, vor allem im Bereich Sport. Die Krux: An Samstagen liegen «Berner Zeitung», «Bund» und die «NZZ-Wochenendausgabe» (die beste aller Zeitungen überhaupt) in unserem Briefkasten, eine vierte erübrigte sich definitiv. Mir war klar: Ich hatte ein Abo für eine Sonntagszeitung abgeschlossen und frühzeitig bezahlt. Die neue Version jedoch ist

ein total anderes Produkt. Sieht der Verlag offenbar nicht so.

Ende März 2017 habe ich dem AZ-Medienverlag geschrieben und die Gründe für meinen künftigen Verzicht dargelegt, verbunden mit der Bitte, das Abo auf den nächstmöglichen Zeitpunkt zu beenden, die Zustellung ab sofort einzustellen und mir den Restbetrag zu überweisen. Die Antwort deutete auf eine Standardformulierung hin: «Wir haben Verständnis für Ihr Anliegen. Ihr Abonnement läuft noch bis 11. Februar 2018. Wir müssen Ihnen mitteilen, dass wir keine

lichen Zeitpunkt annulliert und mir der Restbetrag zurückerstattet wird. Denn mir ist eines klar: Weil ich keine Zeitung mehr will, behält der Verlag Geld ein für eine nicht mehr erbrachte Dienstleistung (den elektronischen Zugang hat man mir ohne Vorwarnung gekappt).

«Wenn Sie mir den Betrag schon nicht rückerstatten mögen, stiften Sie ihn bitte einem Hilfswerk», schreibe ich zum Schluss der Mail. Weil ich den Chefredaktor kenne, bekommt er eine Kopie des Mailverkehrs, denn oftmals



Rückerstattungen vornehmen, da wir alle unsere Abonnentinnen und Abonnenten gleich behandeln möchten. (...) Vielen Dank und die besten Grüsse aus Aarau.» So einfach ist das scheinbar.

Tags darauf folgt eine zweite Mail an den Verlag. Ich erkläre mich, wie bereits beschrieben: Die Zeitung ist keine Sonntagsausgabe mehr, sondern eine Samstagszeitung, auf die ich aus den erwähnten Gründen keine Lust mehr habe. Den Rechtsweg zu beschreiten, das wäre ja lächerlich. Was also tun? Ich wiederhole meine Absicht auf Verzicht und bestehe darauf, dass mein Abo auf den nächstmög-

weiss die rechte Hand (die Redaktion) nicht so recht, was die linke (der Verlag) tut, und umgekehrt. Nun, keine Antwort ist auch eine Antwort.

Die Replik des Verlags aus dem Aargauischen ist ein Hohn: «Wie bereits erwähnt habe ich Verständnis für Ihr Anliegen. Allerdings machen wir keine Rückerstattungen. Sie haben aber die Möglichkeit, das Abo per 11. Februar 2018 zu kündigen. Wir hoffen natürlich, dass Sie uns als treuer Leser weiterhin erhalten bleiben und freuen uns auf Ihre Antwort. Die besten Grüsse aus dem Aargau und noch einen guten Tag!» Auf eine weitere Korrespondenz verzichte ich.

Mir kommt es nämlich in den Sinn, dass die Publikation persönlich.com, nach eigener Darstellung das Online-Portal der Schweizer Kommunikationswirtschaft, regelmässig den Schweizer Medienmarkt auch aus kritischer Distanz betrachtet – und darüber berichtet. Ich frage an, ob die Redaktion an meiner Story interessiert ist. Keine Antwort, sodass ich nochmals schreibe. Wiederum keine Antwort. Klar, da gibt es noch den «kleinreport.ch», der wie «persönlich.com» funktioniert, als «Mediendienst der Schweizer Kommunikationsbranche». Ich maile Ursula Klein, zwei Minuten später ruft sie an, am Abend ist die Geschichte zu lesen.

In den ersten 24 Stunden passiert nichts. Weil mit einer ganzen Menge Selbstvertrauen ausgestattet, schreibe ich tags darauf dem Inhaber der AZ-Mediengruppe, Peter Wanner, eine kurze

Mail mit der Bitte, den Artikel auf «kleinreport.ch» zu lesen. Bereits am nächsten Morgen kommt seine Antwort: «Ja, da ist etwas schiefgelaufen. Es wird ein Beitrag an eine gemeinnützige Organisation überwiesen.» Chapeau. Und keine halbe Stunde später folgt eine Mail der Leiterin Marketing: «Gerne bestätige ich Ihnen hiermit, dass Ihr Abonnement ab sofort eingestellt und der Restbetrag von 150 Franken wie gewünscht einer gemeinnützigen Organisation gespendet wird, nämlich an das Schweizer Paraplegiker-Zentrum im Nottwil, ich hoffe, das ist für Sie in Ordnung.»

Ende gut, fast alles gut.

Thomas Bornhauser

«Wir bestimmen, ob Sie mitfliegen können»

SWISS passt sich einem merkwürdigen Niveau an

Für Recherchen zu meinem nächstjährigen Kriminalroman **WOHLENSEE** – bei dem es um Doping, um Autoschmuggel und um Frischzelltherapien gehen wird – war ich kürzlich in Warschau. Was ich dabei mit unserer nationalen Fluggesellschaft erlebt habe, ist für mich ein Skandal. SWISS sieht das völlig anders, für sie ist es Alltag.

Am 1. Dezember 2016 – fünf Monate vor Abflug – buche ich Flug und Hotel. Umgehend kommt die Bestätigung auch von «Swiss International Air Lines» mit dem Buchungscode 8PH2MC. Ich drucke das Dokument aus. Man(n) weiss ja nie.

Am Vorabend der Reise ab Zürich versuche ich, online einzuchecken, wie immer – und bisher ohne Probleme. Nur scheint das dieses Mal nicht zu klappen, das System kann mich nicht identifizieren, so sehr ich mich auch bemühe, mehrmals. Nichts zu machen, sodass ich die SWISS-Helpline anrufe. Nach einigen Sekunden identifiziert mich die Dame. «Bornhauser Thomas nach Warschau?» Ich bestätige mit hörbarer Freude. «Sie können nicht online einchecken, alle Passagiere müssen morgen am Airport einchecken.» Und weshalb ruft man die Passagiere nicht an, um sie zu informieren, wenn man schon im Besitz ihrer Telefonnummern ist, weshalb keine Message auf der Seite für den Online-Check? Die Dame weiss es nicht. Kann sie auch nicht, weil ihre Aussage nicht stimmt, aber ich will ihr nichts unterstellen.

Der Rückflug von Warschau nach Zürich verschafft Klarheit, weshalb ich von zu Hause aus nicht einchecken konnte. Am Vorabend im Hotel der neuerliche Versuch, online nach Zürich einzuche-

cken. Wieder die gleiche unsägliche Mär von der Unmöglichkeit, mich zu identifizieren. Um sicher zu gehen, stehe ich bereits zwei Stunden vor Abflug am Check-in Warschau.

«Es tut mir leid, ich kann Ihnen keinen Sitzplatz zuweisen, Sie sind Stand-by-Passagier, der Flug ist überbucht. Am Gate werden wir nach Freiwilligen suchen, die auf den Flug verzichten, niemand kann hier bereits einen Sitzplatz bekommen.» Ich zeige ihr meine schriftliche Bestätigung vom 1. Dezember 2016. «Tut mir leid, ich kann Ihnen keinen Sitzplatz zuweisen.» Ihr «Märli» entpuppt



Mein Kriminalroman für Oktober 2017 beginnt auf Mauritius, jener für 2018 am Wohlensee, daher auch der gleichnamige Titel.

sich wenig später als... die Unwahrheit, denn andere Passagiere können sehr wohl einchecken und Sitzplätze in Anspruch nehmen. Am Gate steht nämlich nur noch ein anderer Passagier wie ich «stand-by». Durch eine glückliche Fügung des Schicksals können wir zum Schluss beide mitfliegen.

Von einer Mitarbeiterin des Bodenpersonals bekommen wir beide die Hintergründe erzählt. Demnach sind Frühbucher mit ihren billigen Flugpreisen gar nicht gross erwünscht. Mit diesen Tarifen macht SWISS jedoch Werbung, im Sinne von «Warschau ab XX Franken». Lukrativ

für die Airline sind Spätbucher, zum Beispiel Geschäftsleute, die den vollen Preis bezahlen, weshalb bewusst überbucht wird. Bleibt der Flug zum Schluss übertoll, wird ausgedünnt. Auf die Reise nicht zugelassen werden laut der Mitarbeiterin Passagiere primär mit folgenden Kriterien: Frühbucher, Alleinreisender nur mit Handgepäck, kein SWISS-Stammkunde und/oder Sammler von Meilen. Alles trifft auf mich zu. Den Sachverhalt schreibe ich verwundert dem Chef der Unternehmenskommunikation von SWISS. Und, oh Wunder: Er streitet den Sachverhalt nicht einmal ab, rückt ihn aber ins richtige Licht, jedenfalls

hat grundsätzlich funktioniert.» Weshalb also die Falschankünfte? «Die Überbucht von Flügen ist im Übrigen eine gängige Praxis in der Branche.» Erinnert an meine Schulzeit. Immer, wenn ich bei der Probe eine ungenügende Note eingefangen hatte, tröstete ich meine Eltern damit, dass viele andere auch ein Ungenügend hatten. «Durch Überbuchungen können wir Leerplätze im Flugzeug, die z.B. durch Stornierungen entstanden sind, anderen Kunden anbieten. Andernfalls würden diese Plätze einfach leer bleiben, was weder ökonomisch noch ökologisch sinnvoll wäre.» Mein Vorschlag: Gleich alle SWISS-Flugzeuge für europäische Destinationen grounden, der Umwelt zuliebe.

«Wenn sich bei überbuchten Flügen zum Schluss nicht genügend Freiwillige finden, die gegen Entschädigung vom Flug zurücktreten möchten, bestimmen wir als Fluggesellschaft, welche Passagiere nicht befördert werden können. Besonderen Schutz geniessen Status-Kunden, Passagiere mit speziellen Bedürfnissen wie etwa allein reisende Kinder.» Und was ist mit mir, dem allein reisenden Frühbucher, der die verlangten Dienstleistungen vollständig bezahlt hat? Manövriermasse? On s'en fout pas mal?

aus Sicht seiner Airline. Nachstehend einige Auszüge aus seiner Mail, samt unvermeidbarer Kommentare meinerseits.

«Besten Dank, dass Sie Ihre Erfahrung mit mir teilen.» Ob er ebenso Freude gehabt hätte, sie mit mir vor Ort zu teilen? «Wenn Sie eine Fehlermeldung hinsichtlich Ihrer Identifikation beim Online-Check-in erhalten haben, dann könnte die Ursache darin liegen, dass der eingegebene Name nicht exakt dem auf dem Ticket entsprach. In dem Fall empfiehlt sich ein Copy-&Paste.» Tumber Thomas, weiss nicht mal, wie er heisst. «Der Online-Check-in für Ihre Flüge

Der Kommunikationschef schreibt in seiner Antwort auch von der SWISS als «Netzwerkfluggesellschaft». Was soll denn das sein? Eine Fluggesellschaft, in deren Netz man sich verfängt? Wie auch immer: Meine Recherchen in Warschau waren erfolgreich. Und jetzt wird mir auch bewusst, dass ich bereits bei der Hinreise in/ab Kloten auf der Abchussrampe stand. Danke, liebe SWISS, durfte ich dennoch mitfliegen. Ich werde dich in meinem Testament berücksichtigen.

Thomas Bornhauser

Wenn Tina Turner plötzlich zur Nachbarin wird

Andere Länder, andere Sitten, auch beim... Coiffeur

Die vermutlich meist gestellte Frage: «Bo, färbst Du deine Haare?» Nein, tue ich nicht, hiermit haben Sie es schriftlich. Ich werde mich auch nicht über die Fülle meiner Haare beklagen, um die mich sogar Teenager beneiden. Weil zudem ein derart pflegeleichter Haarwuchs, habe ich in den 70ern die Haare dann und wann selber geschnitten, da konnte man gar nichts falsch machen. Auch Hairstylisten im Ausland heute nicht. Ist ganz interessant, was da abgeht (ausser bei den Haaren).

Beispiel Türkei, als man dort noch ohne Angst und/oder schlechtes Gewissen die Ferien verbringen konnte (mir tun die Tausenden von Leuten im Tourismus leid, die aufgrund der bekannten Ereignisse ihre Stellen als offenbar vernachlässigbarer Spielball der Politik verloren haben). Der Hotelcoiffeur in Side in der Südtürkei zum Beispiel zieht eine echte Show ab, jongliert mit seinen Werkzeugen, als stünde er auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Zum Schluss macht er sich an die Ohrenhaare heran, mit einer brennenden Fackel, mit der er mir – im wahren Sinne des Wortes – einen Satz warme Ohren verpasst.

Und nun glauben Sie es – oder auch nicht. Als ich Stunden später den Strand entlang spaziere, kommt mir wer entgegen? Unglaublich: Es ist mein Berner Coiffeur, Peter Berset, mit seiner Familie, von dem ich keine Ahnung hatte, dass auch er in Side ist. Herzliche Begrüssung, voller Erstaunen, dann der technische K.O.: «So, symer bim Guafför gsi?» Peinlich, peinlich.

Szenenwechsel, nach Warschau, wo ich kürzlich war (siehe auch meine letzte Kurzgeschichte in dieser Zeitung, samt der Erleb-



Der besagte Coiffeurladen in Warschau.

nisse mit Swiss). Weil es während meines Aufenthaltes drei Tage lang nonstop regnet – bestes Wetter, um für einen düsteren Kriminalroman ebenso düstere Schwarzweiss-Fotos zu schiessen – entschliesse ich mich, einen polnischen Coiffeursalons aufzusuchen, um dem Regen zu entgehen.

Staunen erlaubt: Die Türen sind bereits ab 7 Uhr geöffnet. Beim Eintreten werde ich herzlich mit «Dzien dobry» begrüsst, der polnischen Version von «Guete Tag». Eine Garderobière (!) nimmt mir die Jacke ab, ich bekomme im Gegenzug – wie im Theater oder in der Oper – eine Nummer auf einem Plastikschild, das mich berechtigen wird, zum Schluss das mir gehörende Kleidungsstück wieder in Empfang zu nehmen.

Mein Hairstylist stellt sich als Tadeusz vor, ungefähr 30, unübersehbare Tattoos an den Unterarmen. Er bittet mich auf seinen Stuhl, offeriert gleich einen Kaffee, den ich gerne annehme, aus

der Kälte kommend. Er fragt, wie ich es denn gerne hätte, ob mit oder ohne Waschen. Ich erkläre mich in Englisch, er versteht mich offenbar, denn sogleich kann ich den Stuhl wechseln, um mir die Haare waschen zu lassen, auf einem wohligen Rückenmassagestuhl, anschliessend geht es wieder zum Ausgangspunkt für das Schneiden. Obwohl ich vorhandene Englischkenntnisse bei ihm vermute, kommt kein Gespräch in Gang, er antwortet jeweils nur mit «yes» oder «no». Weil ich im Ausland gerne mit Taxifahrern und Coiffeuren über die Verhältnisse im Land spreche, überlege ich mir, was ich mit Tadeusz anstellen soll.

Im Hintergrund ist Tina Turner mit «Simply the best» zu hören. Geistesblitz! «Das ist meine Nachbarin, die da singt», bekommt Tadeusz zu hören. «Sie kennen Tina Turner?» kommt es mit hörbarer Bewunderung zurück. «Ja, gewiss, ich wohne in der Nähe von Zürich» (Lüge Nummer 1), «Tina Turner lebt mit ihrem Mann Erwin Bach mir gegenüber» (Lüge Nummer 2),

«wir sehen uns regelmässig beim Einkaufen» (Lüge Nummer 3), «sie ist eine sehr freundliche und zuvorkommende Dame» (keine Lüge, weiss ich aus den Medien).

Damit ist der Bann gebrochen, Tadeusz spricht plötzlich fließend Englisch, will mehr über Tina Turner wissen. Zum Glück habe ich das eine oder andere aus ihrem Leben verfolgt, samt den Anfängen mit ihrem Mann Ike, der sie aber alles andere als eine Lady behandelte. Immerhin, die Konversation mit meinem Coiffeur kommt in die Gänge, mit der Zeit spricht er auch über die Verhältnisse in Polen, ich erfahre, weshalb in Warschau keine E-Bikes, dafür relativ viele Leute mit E-Zigaretten zu sehen sind. Auch auf die politische Situation kommen wir zu sprechen, über einen «Marsch für die Freiheit» gegen die national-konservative Regierung, die bekanntlich Medienschaffende sowie Richter einschränken und den Umweltschutz aufweichen will. Nicht weiter erstaunlich: Tadeusz erzählt das alles wertungsneutral, ohne seine eigene Meinung preiszugeben.

Als der Maestro sein Werk nach ungefähr 45 Minuten mit einem Auswaschen und Fönen beendet hat, begleitet er mich zuerst zur Kasse, anschliessend zur Garderobe und zum Ausgang. Des Polnischen unkundig, habe ich beim Hinausgehen bloss aufgeschnappt, dass er seinen Kolleginnen etwas über «Tina Turner» sagt, worauf mir die Damen nachschauen. An meiner Person kann es nicht liegen. Womöglich ist der Haircut derart brillant. Und, Pesche: Ich verrate nicht, was mich der Aufenthalt gekostet hat inkl. Kaffee, Massagestuhl und Trinkgeld, es wäre schlicht anmassend und unfair.

Thomas Bornhauser

Von Pontius zu Pilatus für ein Nokia 301

Selbst ist der Mann – auch in der Waschküche

Diese Kurzgeschichte ist nur etwas für Zeitgenossen, die den Sprung aus der Telegramm- und Fax-Zeit noch nicht ganz geschafft haben; Instagram, Android oder LinkedIn (wie spricht man das eigentlich aus?) für Begriffe aus der Astrophysik halten, sich den Luxus leisten, ein Handy nur zum Telefonieren oder für das Verschicken von SMS/MMS zu benutzen und auch ohne Social Media sehr gut leben, nicht bloss überleben. Kurz: Die heutige Realsatire richtet sich in erster und zweiter Linie an... Rentner, die 24/7 noch immer mit den Ladenöffnungszeiten in den USA verwechseln.

Meine Kriminalromane – im Oktober 2017 erscheint «Tod auf der Trauminsel», der im Schweizer Detailhandel und in Kreisen der Freimaurer spielt, «Wohlensee» nächstes Jahr, wo es unter anderem um Schönheitskliniken geht – schreibe ich während einer Woche pro Monat konsequent nur in unserer Ferienwohnung in Verconsin/VS, wo zwischen Ostern und Weihnachten nichts los ist, sieht man von einigen Wochenenden im Sommer ab. Kurz: Der ideale Ort, um seiner Fantasie freien Lauf zu lassen, ohne gestört zu werden.

Am Ende einer jeder «Schreibwoche» putze ich die Wohnung, wasche auch, ohne gleich jedes Mal die gesamte Waschküche unter Wasser zu setzen, weil ich vergessen habe, den Filter einzusetzen. Letztes Jahr passiert: Die Waschmaschine und der Tumbler laufen auf Hochtouren – ich achte sehr darauf, die Textilien nur mit der vorgeschriebenen Höchsttemperatur zu waschen –, der Boden ist trocken. Mir kommt beim Putzen in den Sinn, dass ich Martin Hasler, Redaktionsleiter dieser Zeitung, noch etwas mitteilen muss. Nur: Wo habe ich mein Natel liegen lassen? (Nur neben-

bei: Unser 4-jähriger Enkel wagt es, mich «Puffbruder» zu nennen, keine Ahnung, wer ihm das beigebracht hat.) Das Nokia 301 liegt nicht auf dem Esstisch, auch nicht auf der Terrasse. Gopf, ich werde doch hoffentlich nicht...

Seien wir ehrlich, liebe Lesende: So schwer war es nun wirklich nicht, zu erraten, wo sich das

Applikationen selbst am 30. und 31. Februar beschäftigen. Also mache ich mich auf die Suche nach einem Nokia 301. Grundsätzlich die Frage: Weshalb schmunzeln alle Fachleute in den Swisscom- und anderen Stores, wenn man nach diesem bestimmten Modell fragt? Frechheit, dabei gehe ich jede Wette ein: Würde man ihnen ein Telefon mit Wählscheibe und rotem Knopf

lige Modelle von HTC, Samsung, Apple, Huawei, Sony, Motorola oder Nokia, die meisten eh nur für einen Franken. Kein Wunder, sie haben auch nur eine Laufzeit von 24, höchstens 36 Monaten. Schöne Wegwerfgesellschaft.

Nichts zu machen in Sierre, weshalb ich nach Sion weiterfahre, nach Sitten (ich erwähne die beiden Ortschaften mit ihrer deutschen Bezeichnung nur deshalb, weil man im Wallis wert auf die Zweisprachigkeit legt, innerhalb der Politik scheint dieser Zusammenhalt weit weniger der Fall). Auch dort: Gekicher bei drei Teenies, die hinter mir stehen und mitbekommen, dass ich ein Nokia 301 suche, zur Gaudi der jungen Verkäuferin, ganz offensichtlich eine Bekannte der drei Pinkies hinter mir. Sehr lustig, wirklich. Vielleicht sollte ich mit dieser Nummer mal als Pausenc clown im Zirkus auftreten.

«Himmuheilandstärnecheibnema», wieso musste ich die Jeans umsverworgen waschen? Das hat man als ordentlicher Mensch nun davon. Item, auch in Sitten kann man mir nicht weiterhelfen. Dies vor allem deshalb nicht, weil ich kein Smartphone will, trotz aller Bemühungen der Verkäuferschaft. Dann der Glücksfall: Interdiscount in Sion! Ein Verkäufer, 40+, versteht meine Verzweiflung, macht sich auf die Suche nach einem Nokia 301. Zwar kann er keines auftreiben, nennt aber einen Ort im Wallis, wo scheinbar noch eines vorhanden ist. «Sofort reservieren, ich fahre gleich hin!», bekommt dieser Gutmensch zu hören. Und so mache ich mich auf, zur angegebenen Goldgrube. Es ist die Poststelle in... Verconsin, 30 Meter von unserem Hausgang entfernt. Es gibt dort sogar zwei Nokia 301, leicht verstaubt. Jetzt nicht mehr.

Thomas Bornhauser



Handy in jenem Moment befand. Bei 60 Grad während des Schleudergangs. Fazit: Totalschaden, da nützte kein An-die-Sonne-legen, kein Fön. Kein Hoffen, kein Beten. Aus die Maus.

Was jetzt? Ein Smartphone würde mich hoffnungslos überfordern und meinen Hang zu News aus aller Welt mit seinen vielen

hinstellen, sie hätten zero Ahnung, wie sie mit der Menschheit Kontakt aufnehmen können. Und die Antwort, was man unter Telex versteht, würden sie auf Google suchen. So einfach ist das nämlich.

Ich also runter nach Sierre, nach Siders. Nirgends ist ein Nokia 301 mehr erhältlich, dafür unzäh-

Die Reise in eine Vergangenheit

Gegend rund um Tschernobyl: verstrahlt

Um diese Reportage nachvollziehen zu können, müssen Sie 31 Jahre zurückblenden. In eine Zeit also, in der die Ukraine in die Sowjetunion eingebunden und von ihr abhängig war. Heisst auch: Der Lebensstandard war nicht mit jenem in Westeuropa zu vergleichen. Am 26. April 1986 explodierte in Tschernobyl der Atomreaktorblock Nummer 4. Millionen von Menschen waren und sind noch heute betroffen. Ich konnte kürzlich die Gegend um Tschernobyl besuchen.

Die Bezeichnung «Tschernobyl» ist eigentlich falsch, richtig sollte es «Pripyat» heissen. Als der Bau der Atomanlage in Angriff genommen wurde – sie sollte die grösste der Welt werden, mit insgesamt zwölf Reaktoren – war Tschernobyl der nächstgelegene Ort, deshalb der Begriff. Parallel zu den KKW wurde die Retortenstadt Pripyat aus dem Boden gestampft, in nur knapp drei Kilometer Entfernung. Pripyat ist denn heute auch absolute Sperrzone, ohne einen einzigen Bewohnenden, in Tschernobyl hingegen gibt es eine Art temporäres «Leben», vor allem durch die über 1000 Menschen, die nach wie vor in den längst stillgelegten AKW-Anlagen mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt sind. Sie alle wohnen aber nicht dauerhaft in der Kleinstadt.

Test wird zum GAU

Allein über den Hergang des Unfalls liessen sich hier viele Seiten füllen, deshalb nur in Kurzform: In der Nacht vom 25. auf den 26. April 1986 wurde Reaktorblock 4 für bevorstehende und vorgesehene Inspektionsarbeiten «heruntergefahren». Diese Ausgangslage wollte man dazu



Die Geisterstadt Pripyat: Kein Mensch wohnt mehr hier.

nutzen, um vorher «husch» noch eine nicht programmierte Übung durchzuführen. Einzig dieser misslungene Test – gekoppelt mit menschlichem Versagen – führte schliesslich zur Katastrophe um 01:24 Uhr Lokalzeit, als der gewaltige Druck mit Temperaturen über 3000 Grad nach diversen nicht mehr kontrollierbaren Kettenreaktionen das Dach des Reaktors wegsprengte, wodurch radioaktives Material bis auf eine Höhe von einem Kilometer unkontrolliert in die Luft gelangte. Und das während Wochen. Von den übrigen tödlichen Emissionen aus der Ruine ganz zu schweigen.

Weitere Katastrophe verhindert

Weil sowohl die Atomanlagen – Reaktoren 5 + 6 waren bereits im Bau, stehen heute als Mahnmal herum – als auch Pripyat Vorzeigorte der UdSSR waren, wurde die Katastrophe während über 48 Stunden verschwiegen, selbst der damalige Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Michael Gorbatschow, erfuhr es nach eigenen

Angaben erst drei Tage nach dem GAU, über Umwege aus... Schweden. Das bedeutete auch, dass die Behörden in Pripyat und Tschernobyl den Ernst der Lage verkannten und bewusst herunterspielten. Dass die Explosion das Dach wegsprengte, kann – wenn

der Ausdruck überhaupt statthaft ist – als Glück bezeichnet werden, denn hätte der Druck im Innern den angebauten Reaktor 3 ebenfalls explodieren lassen, wären heute grössere Regionen in Europa unbewohnbar. Man stelle sich das lieber nicht vor.



Ihnen bleibt nur ein Denkmal: Unzählige Männer, die zu Arbeiten am/im Reaktorblock 4 gezwungen wurden, sind längst verstorben. | Fotos: B0

ohne Aussicht auf eine Zukunft

und für Tausende von Jahren unbewohnbar



Ein zwei Milliarden Euro teurer Sarkophag verhindert seit diesem Jahr den Austritt von radioaktiven Partikeln in die Luft.



Hier hat bis vor kurzem eine inzwischen verstorbene alte Frau gelebt, als praktisch einzige wurde sie in der 30-Kilometer-Sperrzone geduldet.



Der Vergnügungspark hätte am 1. Mai 1986 eröffnet werden sollen. Es kam nicht dazu.



Blick in einen Behandlungsraum des Spitals von Pripjat.

Der Boden als Problem

«Wie kann eine Stadt unbewohnbar bleiben, du aber konntest sie besuchen – da stimmt doch was nicht...», meinte ein Bekannter. Gute Bemerkung, die aber leicht zu beantworten ist. Der dieses Jahr über die Havarie gestülpte Sarkophag verhindert zwar (hoffentlich) das Austreten von Radioaktivität in die Luft. Die Böden aber bleiben auf ewig mit Plutonium 239, Cäsium 137 und Strontium 90 belastet (ganz zu schweigen von den 190 Tonnen mit schwerst radioaktivem Material im Inneren des Sarkophags, die nicht entsorgt werden können und in Zukunft weitere schwere Umweltschäden anrichten werden). Diese Schwermetalle sinken im Laufe der Zeit immer tiefer ins Erdreich. Ein Besuch ist einzig mit örtlichen «Reiseleitern» möglich, es gibt bis nach Pripjat drei «scharfe» militärische Kontrollen. Besucher dürfen deshalb die vorgeschriebenen Pfade nicht verlassen, dürfen nichts vom Boden aufheben, die benutzten Schuhe wirft man nach dem Besuch am besten gleich weg.

Völlig überfordert

Die 48 Stunden unmittelbar nach der Explosion müssen im Nachhinein als weitere Katastrophe bezeichnet werden, als eine

Mischung aus Überforderung, Hilflosigkeit und behördlicher Arroganz. Der Vorfall wurde heruntergespielt, die Bevölkerung von Pripjat z.B. bewusst im Unklaren gelassen, erst 36 Stunden nach der Explosion innerhalb von drei Stunden evakuiert und vorerst in die Region Kiew gefahren: 45'000 Leute in 1000 Bussen, die meisten Menschen bereits unheilbar kontaminiert. Schwangere drängte man zur Abtreibung, Tausende von Arbeitern zwang man, bei der Bewältigung der Katastrophe zu helfen, obwohl ungenügend geschützt. Einzig diesen Männern ist es auch zu verdanken, dass Reaktorblock 3 in den folgenden Wochen nicht doch noch explodierte. Ihnen, als «Liquidatoren» bezeichnet, bleibt nach ihrem Tod nur eines: ein Denkmal. Um die Fotos sprechen zu lassen, verzichte ich auf weitere Worte. Wenn es Sie interessiert: Auf Youtube sind einige interessante Dok-Filme zu sehen. Suchbegriff «Pripjat».

Fazit dieser Reise: Ich bin kein Gegner von Atomstrom. Dennoch hinterlassen die Bilder aus Pripjat ein ungutes Gefühl. Gegen die Abschaltung des KKW Mühleberg Ende 2019 werde ich, in jener Gegend wohnhaft, jedenfalls nicht protestieren.

Thomas Bornhauser

། འཇམ་མཁའ་ལྷོ་ཡོང་བའི་བགྲིས་སློབ་འདུན་ལྷན་ཁག་གི་ཡོང། །
། སྤྱི་ལོ་ ༢༠༡༧ རང་ལམ་སློབ་ཡོང་བའི་བགྲིས་སློབ་འདུན་ལྷན་གྱི་ཡོང། །

Ich habe das Vergnügen, für «Wohnen im Alter» (WiA) in Thun zu arbeiten. Das Unternehmen betreibt vier Alterswohnheime. Alle zwei Monate erscheint die Mitarbeiterzeitung, die ich zusammen mit einer Co-Redaktorin realisiere. Für die Weihnachtsausgabe hatte ich eine besondere Idee: Ich wollte, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus 31 Ländern (!) Glückwünsche in ihrer Muttersprache lesen können.

An einem Sonntag, Ende Oktober, habe ich begonnen, die Botschaften oder diplomatischen Vertretungen von 28 Ländern in der Schweiz per Mail anzuschreiben, mit der scheinbar einfachen Bitte, mir doch einfach «Wir wünschen Ihnen schöne Weihnachten und ein gutes neues Jahr» in ihre Muttersprache zu übersetzen. Den Grund bekamen sie auch genannt. Leichter geschrieben als getan...

Bei den Vertretungen von Liberia, Somalia, Tibet und Tschetschenien war es von vornherein aussichtslos. Weil diese in der Schweiz nicht vertreten sind, muss man sich via EDA an bestimmte Adressen wenden. Und siehe da: Keine Stunde später – und das an einem Sonntag!! – kam von der Helpline des EDA die erste Antwort mit hilfreichen Informationen zu den vier Vertretungen, gezeichnet Claudia Caderas. Hoppla. Das wäre etwas für einen Eintrag ins «Guinness Buch der Rekorde», wirklich. Respekt.

Sprechen Sie Rumänisch?

Gleichen tags auch eine Art Antwort aus dem Irak vom Mailer-Dämon («Mail nicht zustellbar») und aus Rumänien, deren Postfach laut Sunrise offenbar voll war, so dass meine Mail ebenfalls nicht zugestellt werden konnte. Die Botschaft Iraks erwies sich in den kommenden beiden Wochen als telefonisch nicht erreichbar. Bei den Rumänen lief beim automatischen Telefonbeantworter eine Message auf Rumänisch (nehme ich jedenfalls an), worauf ich auch dort das Handtuch warf.

Spanien vor Kroatien

Kommen wir jetzt aber zu jenen Vertretungen, die geantwortet haben (logisch, die Deutschen und Franzosen habe ich nicht angemailt...). Bereits am Montagmorgen vor 9 Uhr kam die Mail von den Spaniern, noch vor dem Zmittag gefolgt von den Kroaten. Die Vertreter aus Bosnien-Herzegowina liessen mich am Dienstag an ihrer Muttersprache teilhaben, die Polen einen Tag später, gefolgt von den Holländern am Donnerstag.

Mir schien das doch ein bisschen mickrig, nur fünf Reaktionen innert einer Woche. Obwohl viele Politiker hierzulande immer noch glauben, dass die Schweiz ausserpolitisch der Nabel der Welt ist. Wie auch immer: Am Samstag habe ich die Anfrage wiederum auf die Reise geschickt, zum zweiten Mal.

Aus Brasilien am Montag dann die Rückfrage, was ich genau will («Leider ist uns Ihre Anfrage nicht ganz klar»), worauf ich mich erklärte, im Sinne der ersten Mail. Logisch, in Brasilien spricht man Portugiesisch, aber meines Wissens gibt es auch eine Art Brasilianisch – eine Vermutung, die sich mit den Infos aus dem Internet deckt. In der gleichen Woche kommen die Antworten aus dem Kosovo und aus dem Tibet-Institut in Rikon. Eine tolle Überschrift, finden Sie nicht auch?

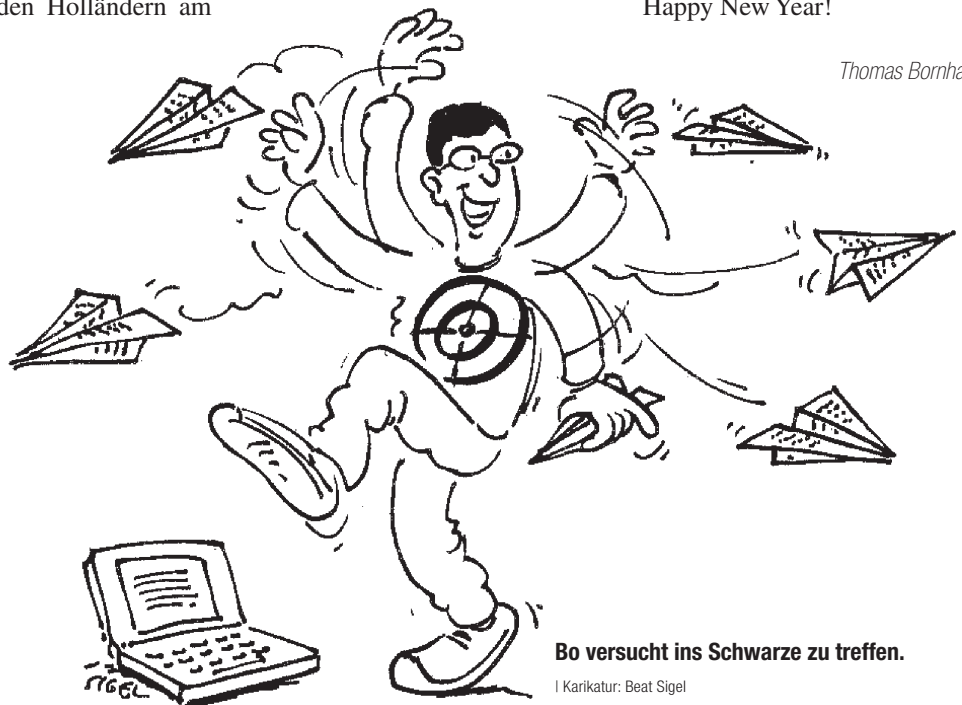
Was machen die Diplomaten?

Glauben Sie es oder auch nicht: Zwei Wochen nach der ersten Mail schreibe ich vielen Botschaften ein drittes, ein letztes Mal. Serbien und Italien reagierten tags darauf, beide mit entschuldigenden Worten für die Verspätung. Lasse ich gelten, kein Problem, schliesslich ist mein Anliegen ja nicht gerade einen Anruf vom roten Berner Telefon in die jeweilige Hauptstadt wert.

Nicht geantwortet haben unter anderem die Vertretungen von Russland, Ungarn, Sri Lanka, China, Indonesien oder Portugal. Da frage ich mich als anerkanntes Enfant terrible: Wie wichtig ist diesen Diplomaten der Kontakt zu ihren eigenen Landsleuten in der Schweiz?

Wie auch immer: Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, schöne Weihnachtstage und einen guten Rutsch. Oder Neudeutsch: Merry XMAS and a Happy New Year!

Thomas Bornhauser



Bo versucht ins Schwarze zu treffen.

| Karikatur: Beat Sigel

Was für eine peinliche Informationspolitik!

Verschleierungstaktik führt direkt zum Prellbock

Ich gehe eine Wette mit Ihnen ein, liebe Lesende: Sie kennen kein Unternehmen, das von sich aus behauptet, es würde Kundinnen und Kunden mit einer unglaublich unwürdigen Informationspolitik nicht ernst nehmen. Geht mir auch so. Nur: Diese Story hier beweist, dass man mich vorsätzlich an der Nase herumzuführen versucht hat. Das Dumme daran: Die Pinocchio-Nase meines Ansprechpartners wurde länger und länger...

Wenn ich den Namen des Schweizer Unternehmens nur ungern nenne, so einzig deshalb, weil ich nicht will, dass man mit dem «Schäm-di-Finger» auf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zeigt, nur weil ein Einzelner nicht weiss, was sich gehört. Ganz klar: Alle Aussagen des Mannes liegen mir schriftlich vor. Es dauerte lange, bis man sich in der Firma endlich dazu aufraffte, mir überhaupt zu antworten. Sie wissen: Ich kann ein Hartnäckiger sein, wenn mich etwas interessiert und ich Unwahrheiten und/oder Verschleierungstaktik vermute. Jetzt aber genug der langen Vorworte, zur Geschichte.

Drei unbeantwortete Mails

Von einem Freund hatte ich – zum Dank für «geleistete Dienste» – eine Geschenkschachtel erhalten, gefüllt mit Goodies und Yummys «Made in Switzerland». Beim Naschen habe ich mir die wunderschöne Blechbüchse mit Schweizer Motiven angeschaut, konnte aber nicht herausfinden, wo sie hergestellt wurde. Jaja, Sie haben ja Recht, ist auch nicht so wahnsinnig wichtig, Hauptsache, der Inhalt sagt einem zu. Und dennoch: Ich wollte es wissen. Einfach so. Also habe ich eine Mail an die Firma geschrieben, mit der simplen Frage, wo denn

meine Blechbüchse ursprünglich herkommt. Keine Antwort, weshalb ich zehn Tage später nachfrage. Wieder keine Antwort, also zehn Tage später nochmals. Vergeblich.

Weil der Name des CEO hierzulande ein Begriff ist, rufe ich in der Firma an, um seine Mailadresse in Erfahrung zu bringen, wohlwissend, dass es nicht zu seinen obersten Prioritäten gehört, jedem daher gelaufenen «Schlufi» Auskünfte über Blechbüchsen zu geben. Trotzdem. Augenblicke später kann ich mit einem freundlichen Mitarbeiter sprechen, der bestätigt, meine Mails gesehen zu haben. Weshalb aber nicht beantworten (lassen)? Nun, offenbar habe ich einen ganz, ganz ungünstigen Zeitpunkt für meine Anfrage(n) gewählt. Er gibt sich gestresst, nicht zuletzt deshalb, weil sein Kollege – offenbar ebenfalls für Mails zuständig – gegenwärtig

abwesend ist. Die Triage der Mails sei «sehr schwierig und zeitaufwendig», erklärt er. Immerhin: Ich bekomme die Mailadresse des Chefs, schreibe ihm kurz, worum es geht.

Grösste Geheimhaltung

Die Antwort folgt bereits am nächsten Tag, von einem aus dem Topkader: «Vielen Dank für Ihre Anfragen, die wir wohl erhalten haben, aufgrund von anderweitigen Prioritäten aber noch nicht beantworten konnten. Grundsätzlich geben wir die Identität unserer Lieferanten aus Konkurrenz- und Geheimhaltungsgründen nicht bekannt. Unsere Blechdosen beziehen wir von spezialisierten Lieferanten in der Schweiz und in Deutschland.» Hoppla! Geheimhaltungsgründen. Ob ich die Schweizer Wirtschaft mit meiner Frage in ihrer Existenz gefährde? Dazu die ausgesprochen nette Formulierung, dass meine Frage offenbar derart komplex und zeit-

aufwändig ist, dass sie sich nicht aus dem Ärmel schütteln lässt. Schon gar nicht in nur drei Wochen. Kein Wort der Entschuldigung für die Wartezeit.

Ein Bekannter, der bei der Firma arbeitet, hilft weiter: «Fragen Sie den Mann doch einmal, was auf den Paletten so verpackt ist, die Lastwagen aus Tschechien bei uns abladen.» Am nächsten Tag geht also Gretchen mit ihrer Frage auf Spurensuche. Der Mann erklärt sich: «Es kann ganz gut sein, dass die Lastwagen aus Tschechien Blechdosen abladen... Unser deutscher Dosenlieferant verfügt über keine eigene Logistik und arbeitet darum mit externen Transportunternehmern zusammen. Wie das heute sehr verbreitet Usus ist, stammen viele Lkws aus Osteuropa. Damit sei aber nicht gesagt, dass die Dosen aus Tschechien stammen. Vielmehr können wir Ihnen definitiv bestätigen, dass wir keine tschechischen Dosenlieferanten haben und dass unser deutscher Lieferant alle Dosen in seinem eigenen Werk in Deutschland herstellt.»

Durch Zufall (immer diese blöden Zufälle...) kommt mir wenig später eine Auftragsbestätigung der Firma an einen Kunden in die Finger. Dort zu lesen: «Die Dose wird in China hergestellt.» Eine letzte Mail geht deshalb an den Herrn auf seinem hohen Ross, entsprechend seine Antwort: «Bisher war unsere einzige Aussage zum Herstellort, dass unser deutscher Lieferant seine Dosen in Deutschland herstellt und dass wir keine Dosen aus Tschechien beziehen. Bei unserem Schweizer Lieferanten hatten wir bislang keine Veranlassung, uns über den Herstellort zu äussern. Dieser Schweizer Lieferant ist unser Ansprechpartner und beschafft als Spezialist die Dosen dort, wo die geforderten Qualitäten erzeugt werden können.»

Bleibt die Frage: Weshalb dieses unwürdige Versteckspiel, liebe Kambly? *Thomas Bornhauser*



So können wir unser Krankheitswesen sanieren

Es mögen 15 Jahre her sein, da habe ich in einer Kolumne den Vorschlag gemacht, dass Wintersportorte die Preise für Tagekarten in der Zwischensaison während der Woche doch nach Wetterprognose festlegen und sich zu eigentlichen Wintersportregionen zusammenschliessen sollten, mit günstigen Saisonkarten. Ich wurde auch von den Tourismusverantwortlichen im Berner Oberland ausgelacht. Spass haben dürfen Sie heute ebenfalls, liebe Leserinnen und Leser, denn im Gegensatz zur damaligen Idee sind die nachfolgenden Vorschläge zur Senkung unserer Gesundheitskosten nicht wirklich ernst gemeint...

Mit der «Cumuluskarte», respektive der «Supercard» wissen unsere beiden geschätzten Grossverteiler vieles über uns. Zum Beispiel, dass jemand, der Katzenfutter kauft, vermutlich ein «Tigerli» zu Hause hält und kein China-Restaurant betreibt. Oder auch, dass eine jüngere Frau, die plötzlich auf gewisse Hygieneartikel verzichtet und dafür eine neue, geruchsneutrale Körpermilch postet, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit schwanger ist. Entsprechend kann man ihr bereits frühzeitig – in der Hoffnung, dass der Vater des Kindes bereits im Bild ist – Werbung für Babyprodukte zukommen lassen. Mit Sicherheit lassen sich bei der wertvollen Kundenschaft noch weitere Eigenheiten herausfiltern, so dass sich zum Beispiel Gruppenoperationen mit «20fach Cumuluspunkten» aufdrängen, ab fünf Personen an bestimmten Daten gültig. Augen Eingriffe, die knapp eine Viertelstunde dauern, sind im Akkord dazu prädestiniert. Knie-Arthroskopien ebenfalls.

Zur grenzenlosen Freude vieler Ärzte informieren sich Patienten heutzutage bereits zu Hau-

se eingehend via Internet über ihre Leiden, so dass sie dem studierten Humanmediziner in dessen Praxis gleich selber, in leserlicher Schrift, die benötigten Medis auf den ärztlichen Rezeptzettel notieren können. Unglaublich, gibt es dafür noch keine entsprechende Position im TARMED-Handbuch, obwohl über 4'600 aufgeführt werden! Und wenn wir schon dabei sind: Dieses Do-It-Yourself lässt sich wunderbar ausbauen. Auf Youtube kann man Schritt für Schritt verfolgen, wie man bei einer

kommen primär Medizinstudis, die das in der Aula Aufgeschnappte gleich in die Praxis umsetzen können. Keine Angst, liebe Lesende! Wir sprechen hier nicht von Herztransplantationen, sondern von einfacheren Prozeduren wie das Schneiden von Mandeln oder die Begrädigung einer Nasescheidewand. Als Betäubungsmittel empfiehlt sich ein mit Chloroform oder Trichlormethan getränktes Tuch. Achtung: Den Patienten aber nicht zu lange einatmen lassen, sonst wacht er unter Umständen

bloss zeitbeschränkt (siehe auch www.rent-a-tp.com). Gilt auch für Herzschrittmacher (www.rent-a-pacemaker.com).

Sie wissen es: Viele angebliche Notfälle sind gar keine. Also gilt es auch hier Remedur zu schaffen und diese Eingänge zu limitieren, zeitlich und in ihrer Anzahl. Weil heute eh fast mehr Leute mit administrativem Aufwand als mit der eigentlichen Pflege und Betreuung der Patienten beschäftigt sind und vermutlich «9 to 5» arbeiten, sind Notfälle auf die Bürostunden einzugrenzen, in ihrer Quantität den Möglichkeiten eines Spitals oder einer Klinik entsprechend. Wer zu spät kommt, den bestraft die Administration. Hat schon Michael Gorbatschow zu Erich Honecker gesagt. Jedenfalls so ähnlich.

Für eine Dose Otrivin-Nasenspray by Novartis bezahlt man in den traditionellen Berner Apotheken 12.60 Franken. In Warschau, Budapest und Bukarest einen Bruchteil. Am günstigsten ist das Novartis-Produkt in Kiew, das Fläschchen knapp unter drei Franken. Weshalb also, bietet Hotelplan in Zusammenarbeit mit UIA keine «Medikamenten»-Charterflüge in die Ukraine mit Rahmenprogramm (z.B. dem Besuch in Tschernobyl) an? Bei einem realistischen «Ab-Preis» von 290 Franken bei einer Übernachtung (ohne Frühstück) reichen pro Person bereits 35 Otrivin, um den Break-even zu erreichen und die Kosten für Flug/Hotel zu decken. Schlaue Zeitgenossen machen sogar eine Mischrechnung mit Voltaren, Otrivin, Corega Tabs, Aspirin und Prostagutt®Forte. Den Aufenthalt kann man übrigens gleich dazu benutzen, um die Beisserchen einer Inspektion zu unterziehen.

Thomas Bornhauser



Platzwunde die richtigen Nadelstiche optimal platziert und danach fachmännisch zunähen kann. Auch das Spritzen von Botox ist mit dieser Lernmethode ganz einfach.

Nun aber gehen wir den berühmten Schritt weiter und kommen zur Heimoperation auf dem Küchentisch, wo in Reichweite idealerweise Herdplatten vorhanden sein sollten, um das sterilisierte Operationsbesteck aus dem siedend heissen Wasser fischen und danach abtrocknen zu können. In Frage für derartige Eingriffe

nicht mehr auf (Quelle: «Handbuch der Medizin» von Frank N. Stein). Selbstverständlich werden Tücher anschliessend für die Wiederverwendung mit 90 Grad gewaschen, das Operationsbesteck im Dampfkochtopf für den nächsten Einsatz aufbereitet.

Eine Schwachstelle in unserem Krankheitswesen ist durch unsere Wegwerfmentalität begründet. Dabei könnten Knie-, Zahn- oder Hüftprothesen zum grossen Teil weiterverwendet werden, falls der bisherige Träger sie nicht mehr benötigt, und sei es

Wenn eine Reederei «Schiffli versänkt»

Eine MSC-Kreuzfahrt, die hoffentlich Ausnahme der Regel bleibt

Die Lebensweisheit des Herrn Murphy – Murphy's law – besagt, dass alles, was bei einer Sache schiefgehen kann, auch schiefgehen wird. Wie wahr.

Diese Realsatire wird relativ kompakt geschrieben, weil es auf dieser einen Seite keinen Platz für Ausführlicheres hat. Also: Es geht um eine einwöchige Kreuzfahrt mit MSC, die im TV gegenwärtig mit viel Werbung auffällt. Vor der Reise die Frage an MSC Zürich, ob ich für Recherchen zu einem neuen Kriminalroman einen kurzen Blick backstage werfen könnte. Antwort: «Das müssen Sie auf dem Schiff fragen.» Ich drucke Anfrage/Antwort aus, nehme sie mit.

Einchecken, ich bekomme meine Bordkarte überreicht. Aus ihr geht hervor, dass die Kabine auf Deck 9 liegt, ich aber von MSC eine Bestätigung (für die teurere) 12. Etage habe. Zudem habe ich den ersten Service fürs Znacht gebucht, es steht jedoch Service 2. – «Tut mir leid, ich kann hier nichts machen, gehen Sie an Bord zur Information, dort hilft man Ihnen gerne weiter.» – «Und meine Koffer, die mit der Kabinenummer auf Deck 12 angeschrieben sind?» – «Kein Problem, wir managen das.» Gut so.

Eine halbe Stunde später, bei der Information. «Ich kann wegen der Kabine nichts tun, das macht der Manager.» – «Können Sie ihn bitte fragen?» – «Das geht leider nicht, er ist noch nicht hier, aber Sie bekommen heute Bescheid.» Und wegen des Nachtessens: «Gehen Sie zwischen 12 und 14 Uhr ins Restaurant, dort hilft man Ihnen.» Ich um 12.30 Uhr im Restaurant: «Wir können nichts tun, kommen Sie nach 14 Uhr wieder.» Nur einmal, liebe Lesende, dürfen Sie jetzt raten,

wer dann anschliessend 90 Minuten auf Gepäcksuche ist, derweil die Koffer für die anderen Kabinen längst vor den Türen stehen. Gegen 19 Uhr die obligatorische Rettungsübung, von denen ich schon einige mitgemacht habe. Was sich heute in einem ungeeigneten Innenraum abspielt, kann man bloss als Chaos bezeichnen, sämtliche zuvor noch vorhandenen Klarheiten zum Schluss beiseite.

Am nächsten Tag der Gang zur Information, wegen der Kabine. «Ja, genau, ich erinnere mich an Sie. Sie bekommen heute Bescheid, ganz sicher, gestern war es nicht möglich.» Ich gebe auch meine Anfrage für eine Backstage-Kurzführung ab. «Wir melden uns heute.» Chasch danke.

Auch an Tag 3 passiert nichts (ich melde mich auch nicht mehr, will nicht als Schtürmi gelten), mir fällt jedoch auf, dass im All-inclusive-Arrangement, das ich gebucht habe, die Minibar inklusive ist, laut Kabinenhandbuch aber nicht. Was gilt jetzt?

Tag 4: Ich soll laut einem Zettel unter der Türe bei der Rezeption vorbeigehen. Dort der Bescheid, dass definitiv keine Kabinen auf den Decks 11 und 12 verfügbar sind: «Wir bedauern.» Ich auch. An diesem Tag gibt es dafür einen kleinen Ausflug, der mit Tendering beginnt, mit den Rettungsbooten, da das Schiff vor der Küste ankert. Ich habe mein Ticket abgeholt, was sich Minuten später im Theater abspielt, wo alle Leute mit ihren Gruppennummern zu warten haben, das spottet jeder Beschreibung. Als würde MSC das zum allerersten Mal durchführen, so dass ich auf das «Ausflugli» verzichte, mich

dafür an einen Tisch setze und der Public-Relations-Managerin einen Brief schreibe, mit all den Fragen, die sich inzwischen aufdrängen. Ich verlange schriftliche Antworten bis zur Ausschiffung, da eine nachträgliche Reklamation bei der Zentrale keinen Sinn macht. Ich schreibe auch en passant, dass ich als Journalist über meine Erfahrungen an Bord schreiben werde, gebe den Brief an der Info ab. Potzblitz! Eine Stunde später bittet man mich wieder zur Info, mit der freudigen Überraschung, dass jetzt eine Kabine auf Deck 12 frei sei, nota bene nur drei Stunden nach der Absage. Soso. Unter diesen Umständen verzichte ich. Abends auf der Kabine finde ich eine Flasche Prosecco im Eiskübel mit Erdbeeren im Schoggischlafrock, samt entschuldigenden Worten. Auch die Führung ist möglich. Ich bedanke mich mündlich und schriftlich.

An sich spiele ich in jenen Stunden sogar mit dem Gedanken, diese Story nicht zu veröffentlichen, weil man sich ja bemüht, wenn auch unter recht eigenwilligen Umständen. Tags darauf ein neues Intermezzo: Auf meinem Bett liegt nicht bloss mein Pass, sondern auch jener eines mir unbekanntes Chinesen. Um Herrn Zhang Unannehmlichkeiten zu ersparen, gehe ich zur Info, wo man die Augen verdreht, als ich mit dem China-Pass aufkreuze. Ausgerechnet der Journalist... Ich sags ja: Murphy's law. Kann es Sie unter diesen Umständen überraschen, dass mir zum Schluss im persönlichen Gespräch am Vortag im Deskoffice eine falsche Ausschiffungszeit aufgeschrieben wird, so dass ich um 5 Uhr meiner Gruppe hinterherrennen muss? Oder ist das eine Strafe für mein Motzen? Wie auch immer: Eine Antwort auf meine Fragen habe ich bis zur Ausschiffung nicht erhalten. Auch bis zum Redaktionsschluss nicht.

Thomas Bornhauser



«Weshalb haben Sie nicht bei uns eingeecheckt?»

Erfahrungen eines Berners in der Innerschweiz

Für den dritten «Chäsereie-Führer» – nach Berner Oberland/Emmental und Bern/Seeland/Oberaargau – für den Weber Verlag in Thun habe ich kürzlich in sechs Tagen 24 Molkereien und Käsereien in der Innerschweiz besucht, erste Begegnungen jeweils bereits um 6 Uhr. Einige Intermezzi möchte ich Ihnen nicht vorenthalten.

Das Hotelzimmer in Muotathal: Einige Zentimeter zu niedrig für mich, gute 10m², zu kurzes Bett, Schrank, Tischli, Stuhl. Die Spülung im WC funktioniert abwechslungsweise (nicht). Am Abend tippe ich in der Beiz umgehend die vier Begegnungen des abgelaufenen Tages in die Tastatur. Schau, schau: Hier wird frischfröhlich geraucht. Im Prinzip wäre ich am liebsten aufgestanden und hätte die Damen und Herren gefragt, ob sie nicht Rücksicht auf anwesende Kinder und mich nehmen könnten. Weil aber der einzige Wagen mit Berner Kennzeichen vor dem Hotel, halte ich die Klappe, da ich am Morgen ja mit vier intakten Pneus losfahren will. Der Höhepunkt gegen 3 Uhr: Durchs offene Fenster springt eine Katze aufs Bett. Ich weiss nicht, wer von uns beiden mehr «verchlüpft» ist.

Die Übernachtungen habe ich jeweils per Internet gebucht, direkt beim Hotel, nicht über Buchungsportale. Aus Kerns kommt die Bestätigung in lausigem Englisch. «Henusode». Weil in der Dunkelheit fahrend, füttere ich das Navi mit der Adresse. Auf einmal heisst es ausserhalb von Kerns: «Sie haben das Ziel erreicht. Das Ziel befindet sich auf der rechten Seite.» Zu sehen ist jedoch nur ein grosses Bauernhaus. Und ein Kuhstall, in dem Licht brennt. Ich also zu den Kühen, wo ein «Grossätti»,

wie er im Buch steht, mit langem weissen Bart an der Arbeit ist. Weil Bärndütsch und Obwaldnerdialekt nicht ganz deckungsgleich sind, unterhalten wir uns in schriftdeutscher Sprache, jedenfalls ich. Er versichert mir, dass das besagte Hotel definitiv

Bauernhaus, läuft zu ihrem Auto. Sie merkt, dass ein Auswärtiger offensichtlich ein Problem hat, klärt mich auf, dass das Hotel in Melchtal kürzlich an einen Chinesen verkauft wurde und dort nur noch Landsleute betreut würden,

meldet sich mein Handy. Ich im Tiefschlaf. «Hallo, ja?» – «Guten Abend, Herr Bornhauser, Sie haben ein Zimmer bei uns reserviert.» – «Ja, genau» – «Und weshalb sind Sie nicht gekommen?» – «Machen Sie Witzli? Ich bin im Hotel.» – «Das ist nicht möglich, wir haben für Sie Zimmer 123 reserviert, der Schlüssel hängt aber noch bei mir an der Rezeption.» – «Gut möglich, ich liege in Zimmer 143.»

Ganz ehrlich gesagt, die vielen Besuche haben mich gefordert, so dass auch mir kleinere Malheurs unterlaufen sind. Als ich in Weggis abfahre, nehme ich die falsche Richtung, weil das Navi mich zu einer Fähre in Vitznau führt, die im Winter nicht verkehrt. Weil verschnupft, hole ich mir im Volg eine Familienpackung Taschentücher. Vor mir stehen an der Kasse 18 Chinesen, die alle einzeln bezahlen, zum Teil mit Kreditkarten, die nicht funktionieren, um dann der Kassiererin eine 100-Euronote zu überreichen. Läck, hat die Frau Nerven!

Überhaupt: Als ich die besagten 24 Besuche Wochen zuvor zu koordinieren versuche, höre ich mehr als nur einmal, «Sie sind sich aber schon bewusst, dass wir dann Fasnacht haben?» Fasnacht? Was ist das denn?

Einmal frage ich eine jüngere Frau nach dem Weg zur Käserei Bucher in Kerns. Sie schaut mich ziemlich schräg an: «Sie wissen aber schon, dass Sie hier in Stans sind?» Panik. Ich wühle in meinen Unterlagen, wo der nächste Besuch stattfinden soll. Ich atme auf: Barmettler in Stans.

Thomas Bornhauser



nicht in Kerns, sondern in Melchtal liegt, sieben Kilometer entfernt. Die Bestätigung des Hotels lautet aber auf Kerns. Ich rufe eine erste Nummer an, erfolglos. Bei der zweiten Nummer nimmt eine Frau ab, die weder Englisch, Deutsch, Französisch noch Italienisch spricht. In diesem Moment kommt eine junge Frau aus dem

Car-weise. Ich annulliere per SMS und höre nichts mehr. Die Krone in Sarnen hat zum Glück noch ein Zimmer frei.

In Stans habe ich am Montag Termine, aufgrund der Wetterprognosen reise ich bereits am späten Sonntagnachmittag an, beziehe das Zimmer. Um 22.45

«Hat alles geklappt? Möchten Sie noch mehr bestellen?»

Wie ein Unternehmen einen Kunden zur schieren Verzweiflung bringt

Sie erinnern sich (vielleicht nicht mehr): In der vorletzten Ausgabe dieser Zeitung habe ich von Erlebnissen während einer MSC-Kreuzfahrt geschrieben und davon erzählt, dass sich alles erst dann in «Friede, Freude, Eierkuchen» aufgelöst hatte, weil ich mich als Journalist zu erkennen gab. Heute geht es um Ähnliches, allerdings eingeschränkt auf «Friede», im Sinne von «Endlich Ruhe!»

Vor langer Zeit schon – es mögen fast zwei Jahre her sein – habe ich bei «Shop24direct» eine Doppel-CD bestellt, als Geburtstagsgeschenk. Alles hat prima funktioniert, nur Tage später lag das Päckli im Briefkasten, die Beschenkte hatte grosse Freude. Ich weniger, denn was danach passierte, das – aber lesen Sie selber.

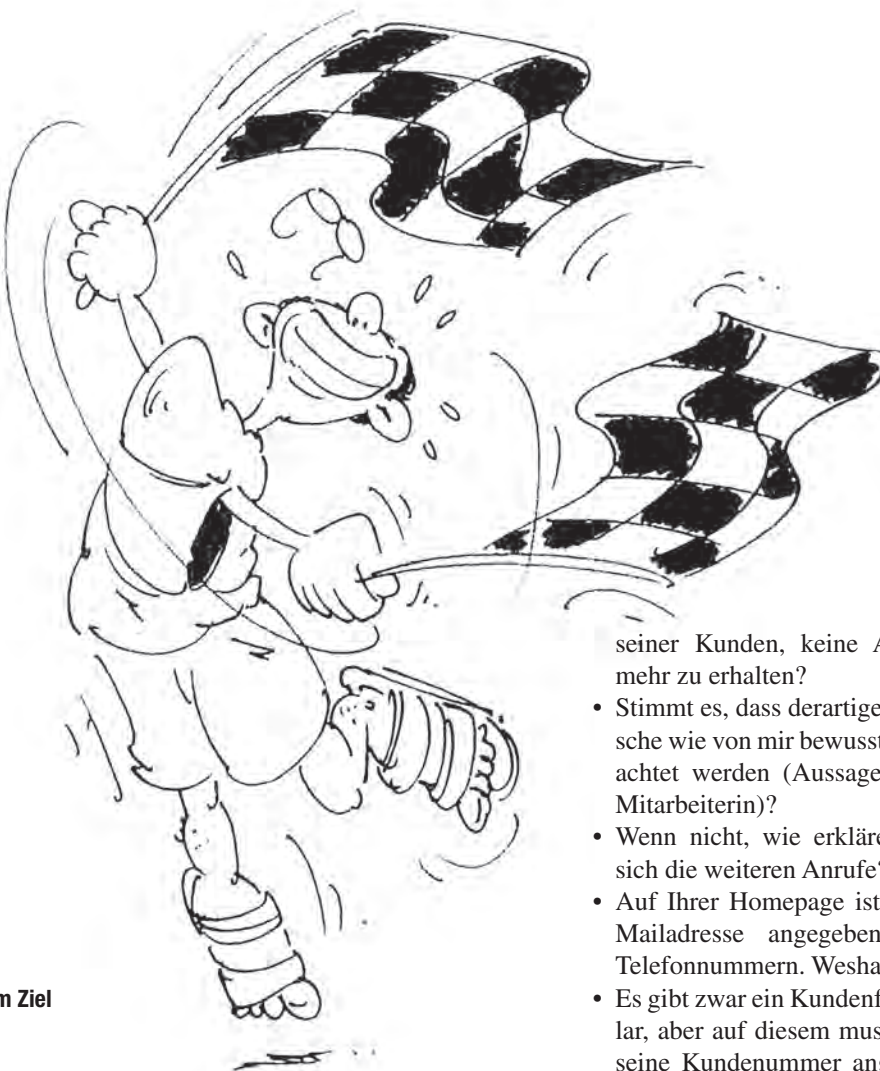
Zwei Wochen nach der Lieferung erkundigt man sich bei mir, ob denn alles geklappt hätte, was ich bejahe und mich nochmals bedanke. Ob ich noch etwas vom «Shop24direct» benötige? Man habe tolle, neue, aktuelle Angebote. Ich bedanke mich – und verneine. Keine vier Wochen später wieder die Nachfrage, ob denn alles geklappt habe und ob... Ich bejahe und verneine.

So geht das ungefähr ein Jahr lang weiter. Ich weiss wirklich nicht, wie oft ich einen Anruf erhalten habe, jeweils von ausnahmslos freundlichen Mitarbeiterinnen oder Mitarbeitern von «Shop24direct». So nach dem vierten Anruf bitte ich darum, nicht mehr angerufen zu werden, ich würde mich gerne selber melden, falls... Man möge meinen Wunsch doch bitte auf der Kundenkartei (oder was auch immer) vermerken. «Das mache ich sehr

BO endlich an seinem Ziel angekommen.

gerne», heisst es jedes Mal. Mal für Mal. Nach ungefähr einem Jahr – und dem gefühlten zwölften Anruf – möchte ich mit einem Verantwortlichen sprechen. Man verweist mich an Herrn B., verbindet mich. Ich erkläre mich, Herr B. versteht mich völlig, wie er sagt, entschuldigt sich auch, will meinen «Fall» (!) prüfen und zurückrufen. Das war vor vier Monaten.

Also versuche ich, Herrn B. direkt zu erreichen. Eine automatische Stimme tröstet mich mit «Gerne werden wir uns mit Ihnen in Verbindung setzen», weil die Leitungen überlastet sind, aber auch mit «Sie rufen ausserhalb der Bürozeiten an. Gerne sind wir während der Bürozeiten für



Sie da». Gute Frage. Wann sind bei «Shop24direct» Bürozeiten?

Mir platzt der Kragen, weshalb ich «Shop24direct» eine Mail schreibe, genauer gesagt, Herrn B. (die Adresse habe ich zuvor von einer Mitarbeiterin erfahren, die mich – na, Sie wissen schon...). Ihm erkläre ich, dass ich Kolumnist bei verschiedenen Zeitungen bin und eine schriftliche Antwort auf folgende Fragen erwarte, weil ich «Shop24direct» demnächst in einer Realsatire thematisieren würde:

- Weshalb wird man als Erst-Besteller immer wieder angerufen?
- Weshalb respektiert «Shop24direct» nicht den Wunsch

seiner Kunden, keine Anrufe mehr zu erhalten?

- Stimmt es, dass derartige Wünsche wie von mir bewusst missachtet werden (Aussage einer Mitarbeiterin)?
- Wenn nicht, wie erklären Sie sich die weiteren Anrufe?
- Auf Ihrer Homepage ist keine Mailadresse angegeben, nur Telefonnummern. Weshalb?
- Es gibt zwar ein Kundenformular, aber auf diesem muss man seine Kundennummer angeben. Was, wenn jemand diese Nummer nicht weiss? Ende der Fahnenstange?

Und siehe da: Jemand scheint mich angerufen zu haben, wie ich auf meinem Display sehe. Aus deutschen Landen? Möglich. Wie auch immer: Als ich zurückrufe, lande ich wieder einmal im Niemandsland. Eine schriftliche Antwort habe ich nie erhalten. Auch keine mündliche. Aber die Anrufe von «Shop24direct» haben seit vier Monaten aufgehört. Und so frage ich mich, ob man bei «Shop24direct» die Zweiklassengesellschaft kennt: normale Kunden und Journalisten. So oder so kein Ruhmesblatt.

Thomas Bornhauser

Liebe Erwachsene, halten Sie sich raus!

Was wir von unseren Kindern lernen könnten

Wir wundern uns, dass die Menschheit in vielen Teilen dieser Welt Kriege führt, deren Gründe wir nicht verstehen können. Dabei reicht es vollkommen, das Treiben auf einem Kinderspielplatz zu beobachten, um festzustellen, wie aggressiv viele Erwachsene sein können und sich in Dinge einmischen, die sie überhaupt nichts angehen.

Ein wunderschöner Mittwochnachmittag, wolkenlos, die Gurtenbahn fährt nicht nach Fahrplan, sondern – fast wie am Gurtenfestival – nonstop, um den Ansturm bewältigen zu können. Staunen erlaubt: In der Wartzone geht es friedlich zu und her, Mütter mit Kinderwagen scherzen miteinander, niemand stört sich an Kindern, die zwischen den Erwachsenen «Versteckis» spielen. Die Szenerie verändert sich schlagartig, als das talwärts fahrende Bähnli ankommt und der Einstieg zur Bergfahrt unmittelbar bevorsteht. Mehr auffällig als unbemerkt versuchen sich die Erwachsenen in Poleposition zu bringen. Als die Türe aufgeht, geht es erst richtig los: Nein, meine Damen, drei Kinderwagen können nicht gleichzeitig durch die Öffnung gestossen werden, eine nach der anderen. Von hinten ist ein «Machet denn öppe!» zu hören. Zeit ist Geld?

Beim Zusteigen fallen die ersten bösen Worte, weil jemand einen Platz beansprucht, den man selber gerne gehabt hätte. Verständlich, denn immerhin dauert die Fahrt ganze vier Minuten. Oben dann beim Ausstieg das gleiche «Gschlegu» wie knapp fünf Mi-

nuten zuvor bei der Talstation. Vor allem: Die Kiddies rennen bereits los, in Richtung Mini-Eisenbahn, zur genialen Märmelibahn von Stefan Grünenfelder, zu den «Kids Cars», zum «Gschtellasch», diesem Holzbau zwischen den Bäumen bis zu fünf Meter ab Boden. «Lea, tue warte!», ist zu hören, «Luca, chum dahäre!», aber auch «Mia, renn schnäll zu de Outöli!» (womit wir wieder

Bei der Märmelibahn geht es zu und her wie in einem Bienenhaus – oder wie auf einem Ameisenhaufen, ganz wie Sie wollen. Interessant dabei: Die Kinder schauen fasziniert zu, wie die Kugeln sich bewegen, Hektik kommt jeweils erst auf, wenn eine farbige Bocciakugel aus der Installation fällt und sich drei wartende Kinder gleichzeitig darauf stürzen.

In diesem Moment schreiten jeweils die

lautstark kundtun. Klar, dass dieses Tohuwabohu eskalieren muss. Eine Mutter zu einem «Giel», der scheinbar noch einige Münzen in der Hand hat: «Du hesch itz gnueg gfare, mach Platz!», womit sie sogar Recht haben mag, damit aber die Mutter des Fahrers aufs Schlimmste provoziert. «Was geit das euch a? Was gloubet ihr, wär dir syget? Nei, Sämi tue du nume wyterfahre! Das isch e blödi Frou!», die sich wiederum herausgefordert sieht, um ihre Ehre vor der eigenen Tochter zu retten. Hier ist eine dringende Sondersitzung des UNO-Sicherheitsrats gefragt.

David, schon längere Zeit auf der Suche nach einer Fahrgelegenheit, handelt pragmatisch – er setzt sich einfach hinten auf eine Fahrzeug, das von einem «Meitli» gesteuert wird. Geht nun gar nicht. Seine Freude ist deshalb nur von kurzer Dauer, weil er eigenhändig von der Grossmutter der Fahrerin aus dem Sattel gehoben wird, die sich im Stil einer Märtyrerin auf die Fahrbahn zwischen die fahrenden Kids Cars gewagt hat. «Chum sofort da wäg, mir hei zahlt!» und – schwupps! – wird David zum Fussgänger. «Läck, isch das e Zwätschge!» ist aus dem Publikum zu hören.

Kein bisschen besser beim Einsteigen in eines der Mini-Eisenbähnli. Da wird geschupst, getreten und gemogelt, damit man so schnell als möglich einen Sitz ergattern kann. «Mir warte scho viel länger!», «Tim, chumm sofort dahäre, süsch nimmt öpper anders üse Platz!» Nettigkeiten pur, einzig von Erwachsenen ausgesprochen, die Kinder kämen auch ohne böse Worte oder Handgreiflichkeiten miteinander aus. Von ihnen könnten wir viel lernen.

Thomas Bornhauser



MS Bastian und seine Partnerin Isabelle L. haben diesen Wagen der Gurtenbahn gestaltet, nicht bloss für Kinder faszinierend. Vom Bieler Künstlerpaar hängen auch zwei grosse Werke im Hauptgebäude auf dem Gurten.

beim Thema der Poleposition angeht (langt wären).

Ehrlich gesagt, an diesem Nachmittag ist es schwierig – wenn nicht gar unmöglich – den Überblick im Bermuda-Dreieck Eisenbahn-Märmelibahn-Kids Cars zu behalten, weil viele schon grössere Kinder mehr oder weniger unkontrolliert umherrennen und deren Grosseltern zur schieren Verzweiflung treiben. «Jaaaa, wo bisch?», «Hesch du d'Emma gseh?».

Vertreter der Generalität ein, meistens in hässigem Tonfall: «Das isch nid eui Chugle, die gehört üs!» Ein Wunder, wird die Kugel in solchen Momenten nicht zum Wurfgeschoss.

Zu den Kids-Cars, diesen 15 kleinen Elektrofahrzeugen, die sich nach dem Einwurf eines Einfränklers für eine beschränkte Zeit in Bewegung setzen. Sie merken: 15 Autos für schätzungsweise 50 Kinder, die gleichzeitig fahren möchten und das auch

Sie fragen. Wir antworten... nicht.

Wir leben bekanntlich in einer Zeit, da alle 24/7 online erreichbar sind. Stimmt nicht ganz.

Im Moment schreibe ich an meinem Kriminalroman, der nächstes Jahr erscheinen soll (jener für Oktober 2018 ist in der Produktion). Es geht darin unter anderem auch um den internationalen Kunsthandel, in welchem das Zollfreilager Genf bis vor wenigen Jahren eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat, um es einmal so zu sagen, ganz unverfänglich... Im Verzeichnis der Oberzolldirektion wird das Genfer Zollfreilager mit zwei verschiedenen Adressen angegeben, die beide die gleiche Telefonnummer aufweisen. Weil ich nichts Falsches schreiben will, rufe ich in Genf an, will wissen, an welcher Adresse sich vor allem Kunst befindet. Die freundliche Dame am Telefon möchte erfahren, weshalb mich das interessiert. Ich erkläre mich. Sie sieht sich ausserstande, mir das zu sagen, man werde mich zurückrufen. Bis zu jenem Rückruf recherchiere ich im Internet und werde bei der NZZ fündig, in einem Bericht über das Zollfreilager Genf. Zwei Stunden später bereits der versprochene Anruf aus Genf. Die freundliche Frau: «Sie haben heute Nachmittag angerufen?» Ich bejahe. «Moment, ich verbinde Sie mit dem Generaldirektor.» Wow! Mit Monsieur le directeur général soi-même. Muss ja eine ganz brisante Frage sein, mit welcher der PDG konfrontiert werden soll. Sekunden später spreche ich mit ihm, muss mich nochmals erklären. Auch er scheint misstrauisch, am Telefon werde er mir das nicht sagen, ich solle in Genf vorbeikommen, damit er mich kennenlernen könne. Weil ja kaum anzunehmen ist, dass er mit mir eine Privatführung durch sein Reich machen wird und ich dabei drauflos fotografieren kann, bedanke ich mich bei ihm, verrate ihm auch, dass ich es in der Zwischenzeit selber herausgefunden habe. Darüber zeigt sich der Generaldirektor «örö», wie er sagt.



Goldhase aus deutschen Landen,
die Schoggi-Eier aus Italien.

Wer glaubt, die Schoggiköstlichkeiten (nicht nur) von Lindt&Sprüngli würden wie in den Werbespots vorgegaukelt hergestellt, der ist wohl ebenso überzeugt, dass alle Egliflets, die rund um den Murtensee in den Restaurants auf die Teller kommen, aus dem besagten See stammen. Item: Ich erhalte – etwas verspätet – eine kleine Schachtel mit einem kleinen Schoggihasen und einigen Eiern aus dem Hause L&S geschenkt. Weil immer ein Neugieriger, suche ich nach dem Herstellungsland. Auf gelbem Untergrund – praktisch unlesbar, weshalb sich das hier auch nicht abdrucken lässt – steht in Gold geschrieben, dass es sich um einen deutschen Goldhasen mit rotem Bündeli um den Hals und italienische Lindor-Eier handelt. Merke: Alle übrigen Angaben stehen schwarz auf gelb. Gut lesbar. Weshalb aber dieses Versteckspiel, was die Produktionsstandorte betrifft? Ich frage in Kirchberg nach dem Grund der Verschleiерung, schriftlich. Keine Antwort. Eine Woche später «stüpf» ich nach. Einige Tage später kommt ein Telefonanruf, ich bitte um

eine schriftliche Antwort, mündlich gibt es ja immer diese blöden Missverständnisse. Tage danach kommt eine «uuuulange» Mail mit der Erklärung, wie gut L&S ist, einzig meine Frage wird darin nicht beantwortet («Ich hoffe ich konnte Ihre Fragen beantworten. Sollten Sie mich zitieren wollen, bitte ich Sie höflichst, mir die Zitate vorher zuzustellen.»). Da fragt man sich: Wie anders als höflichst bittet man denn? Wie auch immer: Ich schreibe zurück, bedanke mich für die «PR-Sprüchli» und bitte, wenn auch nicht höflichst, meine Frage schriftlich zu beantworten. Es kommt wieder ein Anruf. Ich bleibe stur, verlange eine schriftliche Stellungnahme. Die kommt dann Schluss aller Ends doch noch: «Die goldene Aufschrift auf der Verpackung wurde so gewählt, weil auch das Logo von Lindt&Sprüngli in der gleichen Farbe abgebildet ist – die Farbe erfüllt somit unseren Anspruch an ein ansprechendes Design.» Merke: Wer etwas anderes vermutet, ist ein Schelm.

Während meiner Berufszeit habe ich täglich zwischen 15-20 Zeitungen durchgeblättert. Im Laufe der Pensionsjahre sind es immer weniger geworden. Heute verbleiben noch die NZZ Wochenendausgabe, die Weltwoche, Bund und BZ. Weil in den beiden Berner Zeitungen praktisch das Gleiche zu lesen ist, Ausnahme Lokales/Regionales, habe ich den Bund-Kundendienst gebeten, mein Abonnement auf den nächstmöglichen Zeitpunkt aufzuheben. Keine Antwort, zwei Wochen später dopple ich nach, bitte um eine Bestätigung. Keine Reaktion. Weitere 14 Tage später ergeht eine dritte Mail an den Abo-Dienst. Stillschweigen, die Zeitung liegt aber jeden Tag «comme il faut» im Briefkasten. Leicht säuerlich bitte ich (wiederum nicht höflichst) einen Nachbarn, Redaktor beim Bund, die Leute zu einer Reaktion zu motivieren. Zwei Tage später keine Zeitung mehr im Briefkasten. Niemand hat sich in der ganzen Zeit die Mühe gemacht, mich anzurufen, um mich zu motivieren, meinen Entscheid zu überdenken oder sogar rückgängig zu machen. Sygseeso.

Thomas Bornhauser

«Wo ist der Hebel, um die Motorhaube zu öffnen?»

Nein, Autos gehören nicht zu meiner Kernkompetenz...

Zu Ihrem Lesevergnügen müssen Sie eines wissen (aber das werden Sie ohnehin schnell merken): Mein Verständnis für Autos beschränkt sich mehr oder weniger darauf, dass ich beim Tanken Benzin nicht mit Diesel verwechsle. Und mein Rückwärtsfahren ist legendär: Jede Frau – jede! – kann das besser. Nervt nicht, amüsiert mich höchstens. Es gibt Schlimmeres oder Wichtigeres im Leben.

Wir kriegen die Aufforderung des Strassenverkehrsamts der Republik Bern, den Ford Kuga meiner Frau inspizieren zu lassen. Ich selber fahre aus den soeben erwähnten Gründen einen kleinen Ford Fiesta ohne Zusatzgags, nicht mal mit GPS. Item: Weil meine Frau am Tag des Marschbefehls arbeitet, fahre ich den Kuga zur Kontrolle. Die behördlichen Instruktionen sind klar: Datum, Zeit, Spurnummer, bei mir sechs. Als ich nahe des Stade de Suisse einfahre, gilt es, korrekt einzuspuren, 1-5. Und wo, bitte, ist die sechs am Boden markiert? Nirgends. Weil irgendwo am Gebäude eine sechs zu sehen ist, schliessen sich die Schweissporen.

Wenige Minuten später, genau zur befohlenen Zeit, kommt ein Profiprüfer zu mir. Kurze Begrüssung, dann muss ich den Kilometerstand angeben. Nachdem ich bemerke, dass dazu der Zündschlüssel gedreht werden muss, geht das prima. Der Profiprüfer weist mich ein, Piste 6. Ich halte den Wagen wie gewünscht an, stelle den Motor ab. «Öffnen Sie die Motorhaube.» Leichter gesagt als getan, wenn man(n) nicht weiss, wo drücken oder ziehen. «Wissen Sie vielleicht, wie das geht?» bekommt der Profiprüfer vom Amateurfahrer gefragt. Sekunden später gibt die Haube das Verborgene preis. Keine Ahnung was, aber scheinbar läuft alles

auch ohne meine Unterstützung (...). Er bittet mich, nach vorne zu fahren, zwischen die Rollen, damit er aus dem Untergrund heraus ohne umgehängtes Stethoskop etwas sehen oder hören kann. Und überhaupt: Einen weissen Kittel trägt der Mann auch nicht.

Der erste Versuch, die Reifen – besser gesagt, die Vorderachse – zwischen die Rollen zu schieben, misslingt, ich schiesse knapp über das Ziel hinaus. Aber eben, knapp daneben ist auch vorbei. Es folgt meine Lieblingsdisziplin: Rückwärtsfahren. Durch eine glückliche Fügung des Schicksals klappt es. Und dann tönt es von unten: «Drücken Sie stark auf die Bremse.» Ein Glück sitze ich dabei nicht in meinem ersten Auto, einem Lancia Apia, dort hätte ich glatt den verrostete

Wagenboden gelöchert, aber das ist eh eine ganz andere Geschichte. Plötzlich beginnt die Kiste zu rütteln und zu schütteln. Ich bleibe ruhig, denke, dass das Ganze einem bestimmten Zweck dient. Nach einigen Augenblicken kommt der Profiprüfer wieder auf die normale Bühne, er nickt mit dem Kopf, ich deute das als Zeichen seiner Zufriedenheit.

Es geht weiter, mit Ziehen und Drücken von bestimmten Knöpfen und Hebeln. Wie das Betätigen des rechten Blinkers gefragt ist, drücke ich dummerweise auf den Knopf für das Wasser der Scheibenwischanlage. Innerlich bekreuzigt sich der Profiprüfer bestimmt, der mir schon von Haus aus nicht wie einer vorkommt, der über skurrile Szenen im Alltag lachen kann. Und jetzt noch das.

Zum Schluss bittet er mich, die Nebelscheinwerfer einzustellen. Panik. Nebelscheinwerfer? «Weshalb denn das? Die Sonne scheint doch...» Nicht lustig. Gar nicht lustig. Knapp bevor ich im Handschuhfach nach dem Manual greifen und Details zu den Nebelscheinwerfern in Erfahrung bringen kann, schreitet der Profiprüfer in meine Richtung zum Auto, öffnet die Türe und zeigt auf zwei kleine Knöpfe unterhalb des Hauptschalters für das Licht. Aha, dafür sind die beiden Kolbolde da. Und siehe da: Sie sind nicht korrekt eingestellt, obwohl die Karre Tage zuvor im Service war. Kommentar der Garage: «Sie hätten uns unbedingt sagen sollen, dass der Kuga zum Prüfen muss, da hätten wir alles durchgecheckt.» Schon wieder etwas gelernt. Und noch einiges mehr.

Thomas Bornhauser



Was man von einem Schleusenwärter lernen kann...

In der vorletzten Ausgabe dieser Zeitung war ein hervorragender Bericht von Ingrid Fankhauser und Daniel Bill über Familienferien auf dem Canal du Midi zu lesen. Ihre Erlebnisse riefen Erinnerungen in mir wach...

In der Tat: Es bleibt eine unvergessliche Reise auf diesem 240 Kilometer langen Kanal mit seinen über 100 Brücken und über 60 Schleusen, der bereits im 17. Jahrhundert (!) in nur 14 Jahren von 12'000 Leuten unter der Leitung von Pierre-Paul Riquet fertiggestellt wurde. Hierzulande ist dies nur mit dem Bau der Jungfraubahn durch Adolf Guyer-Zeller zu vergleichen, wenn auch erst mehr als 200 Jahre später. Man stelle sich lieber nicht vor, mit welchen Mitteln und Gehässigkeiten solche Monumentalbauten heute verhindert würden. Stimmt: Die Zeiten haben sich geändert.

Sie erinnern sich (vielleicht nicht mehr): In meiner letzten Kolumne habe ich davon geschrieben, dass jede Frau mit ihrem Auto besser als ich rückwärtsfahren kann. Quod est demonstrandum: Als ich vor einigen Jahren das Auto auf den Parkplatz nahe der Hausboote im Rückwärtsgang für eine Woche parkieren will, da nehme ich einen halben Lichtkandelaber mit. Tolle Beule, tolle Reaktion meiner Mitfahrenden, toller Ferienbeginn mit Familie Lüthi. Party!

Item, wir tuggern los, das geht mit dem Boot ganz einfach, der Kapitän – Christian und ich wechseln uns ab, zwischendurch dürfen auch Leandro und Patrick, damals noch keine Tee-

nies, unter Aufsicht ran – muss einfach aufpassen, dass er tiefer liegende Äste auf dem Kanal aus der Distanz richtig einschätzt und zu umfahren versucht. Nicht wie ich, als das halbe Sonnendeck abgeräumt wird, sehr zur Freude unserer Frauen.

In einer Ortschaft, deren Name ich inzwischen vergessen habe, halten wir an, um bei einem Intermarché – eine Art Migros französischer Prägung – unseren Proviant aufzustocken. Leändu und Pädü wollen auf dem Boot bleiben, Claudia und Sabrina begleiten uns, es

Schlüsselbund für das Boot ins Wasser gefallen.

Was nun? Die Wasserschutzpolizei aufbieten? Die Tauchspezialisten der Légion étrangère? Die Rega gar, weil ich einem Herzinfarkt nahe bin? Auf dem Weg zurück marschieren wir an einem Sportgeschäft mit Taucherartikeln vorbei. Eine Ausrüstung mieten mit Sauerstoffflaschen und Lungenautomat? Mal sehen. Als wir beim Boot ankommen der Blick ins Wasser. Eine trübe Sache. Wo genau haben die beiden den Schlüssel fallenlassen? «Ungefähr dort», kommt als Ant-

züks geschenkt, weil die Herren keines erhalten haben.

Was Sie wissen müssen: Die Schleusenwärter in der Grande Nation sind bei ihrer Arbeit überpünktlich. Mit den Gewerkschaften haben sie genaue Vorgaben ausgehandelt, die auch strikt eingehalten werden, so ruht der Betrieb – emel zum Zeitpunkt unserer Reise – ab 12:30 Uhr für eine Stunde. Will heissen: Wer um 12:28 Uhr auf eine Schleuse zufährt, kann den Kahn gleich am Ufer anbinden und ebenfalls Mittagspause einlegen. Eine Ausnahme bestätigt diese Regel. Gerade, als wir um 12:25 Uhr vor einer Schleuse die Böschung anvisieren, bedeutet uns der Schleusenwärter, einzufahren, zusammen mit drei weiteren Booten. Schleuse zu, Wasser rein, gegen 12:40 Uhr sind wir für die Weiterreise bereit. Nur: Die Schleusenöffnung bleibt zu (Sie wissen schon, wegen den Gewerkschaften). Dann passiert etwas, das jeden Marketingmanager in den Schatten stellt: Im Wissen, dass seine Eingeschlossenen für beinahe 45 Minuten zum



Eine typische Aufnahme auf dem Canal du Midi | Foto: Daniel Bill

könnte ja Schläckzüks für sie in den Regalen stehen haben. Der Supermarkt ist nur wenige Gehminuten vom Hafen entfernt. Plötzlich glauben wir hinter einem Gestell die Stimmen unserer Söhne zu hören. Und in der Tat: keine Fata morgana, Augenblicke später stehen die beiden jungen Mannen vor uns. Der Grund: Ihnen ist plötzlich in den Sinn gekommen, dass es im Supermarkt eventuell vielleicht möglicherweise unter Umständen ja Schläckzüks haben könnte, also haben sie die Türe zum Bootshaus abgeschlossen und sind losgerannt. Kleines Detail am Rande: Ihnen ist der

wort mit Fingerzeig. Wunderbar, «ungefähr». Ich ziehe die Badehose an, gehe auf Tauchgang, Augen offen. Viel zu sehen ist da nicht, Aber halt! Was ist das dort, das scheinbar im Wasser schwebt, ungefähr 10 cm ab Boden? Es ist der Tennisball grosse Schlüsselanhänger aus Kork, der sich einen Weg an die Oberfläche bahnen will, aber wegen der drei Schlüssel daran gehindert wird. Genial durchdacht, als hätte man um unsere Buben gewusst. Im Trüben fischen lohnt sich also allemal. Ach ja, ihre beiden Schwestern waren so lieb und haben ihren jüngeren Brüdern dann das eine oder andere Schläck-

Warten gezwungen sind, schauen Schleusenwärter und seine Frau bei den Booten vorbei, mit... selber gebackenem Birnenkuchen. Dabei bekommen alle Bootsfahrer eine Geschichte dazu erzählt. Birnen von den Bäumen «da», Mehl von den Feldern «dort», Steinbackofen im Hause «gleich nebenan». Mon Dieu! Wie ist der Mann bloss auf diese grandiose Idee gekommen? Jeder Marketingdozent erblasst vor Neid. Auch jede Marketingdozentin. Erstaunt, dass der Gardien d'écluse und seine Frau Gardienne rübis und stübis alles verkauft haben?

Wo kann man Leuten einen Bären aufbinden?

Einige Beobachtungen beim Bärengraben

Ich wieder einmal viel zu früh bei einem Rendez-vous, dieses Mal beim alten Tramdepot Bern mit seinem Bier, Marke Eigenbräu. Was tun bis Mittag? Ich mische mich unter die Touris, höre ihnen ein bisschen zu, was sie so alles zu verzellen haben.

Zuerst müssen Sie noch das wissen: Genau zum Zeitpunkt meines Aufenthaltes sind die Bären nicht im Bärenpark, sondern im alten Bärengraben, kratzen an den Metallwänden, die ins Innere des Gebäudes führen, dann in den Bärenpark. Die Reaktionen im Publikum sind eindeutig und für den Bärengraben und die Stadt nicht wirklich schmeichelhaft, ganz im Gegenteil. «Wie kann man unter diesen Umständen Tiere halten? Das ist ja wie im Mittelalter. Was haben die hier für Tierschutzvorschriften?»

– «C'est affreux, ça, on devrait mettre les responsables dans cette sorte de cave.» – «Incredible...» – «Tragedia!» Undsowweiterundsofort. Die Japaner und Chinesen und Spanier und Koreaner werden den Umstand auch nicht mit Wohlwollen aufgenommen haben. Bei einem Rundgang entdeckte ich, fast unsichtbar hinter ruhenden Touristen auf einer Bank sitzend, eine kleine Tafel, die besagt, dass die Bären nur während einer Putzete im alten Graben sind. Dennoch fühle ich mich nicht wie bei Speakers Corner im Hyde Park verpflichtet, alle Anwesenden lautstark zu beruhigen. Ich gehe mit meinem Anliegen, man möge die Info doch gut sichtbar an prominenter Stelle kommunizieren, mehrsprachig, schnurstracks zur Info im Tramdepot. Die Dame bedauert, nichts machen zu können, nicht einmal weiterleiten will/darf/mag sie den Vorschlag. Also schreibe ich halt dem Chef persönlich, Bernd Schildger. Und ziemlich rassig kommt seine Dankesmail, man werde in dieser Sache aktiv.

Auf einer Hauswand in der Matte steht etwas von Lindt und Schokolade (Lindt hat tatsächlich in der Matte mit seiner Produktion begonnen). Das hat offenbar auch ein Amerikaner gesehen, der mit seinem Wissen bei zwei Kollegen plagierte. «Hier unten ist die Toblerone geboren», wobei er die Schoggi als Tobler-One (als eins) ausspricht, «heute wird sie aber nicht mehr in der Schweiz hergestellt, sondern in Polen.» Nun gut, zwar wird Nussini von Suchard (ursprünglich ein Tobler-Produkt) in Polen produziert,



Der Bärengraben in Bern. | Foto: Adobe Stock

Äbe ja, jetzt zum Aufgeschnappen eines stummen Zuhörers. Es ist vermutlich ein Deutscher, der seiner Partnerin erklärt, dass die Schweizer – im Gegensatz «zu bei uns» – Tifigi sind. Grund seiner Feststellung: Die eingeschaltete Kirchenfeldbücke, «die bestimmt wegen der Katastrophe in Genua kontrolliert wird.» Wer behauptet denn, wir Bärner seien langsam?

sie schmeckt allerdings nicht mehr wie Made in Switzerland. Aber die Toblerone, 1908 von Theodor Tobler erfunden, wird nach wie vor in Brünnen gegossen. Ich bin ob den Äusserungen des Amerikaners... schoggiert.

Ein Franzose – oder von woher auch immer, jedenfalls spricht er Französisch – beliebt wohl zu scherzen und stellt mit absoluter Gewissheit fest, dass «ce fleuve là» Schluss aller Ends in die Seine fließen wird, obwohl er den Namen der Aare nicht kennt. Wer von uns beiden hat in Geographie nicht aufgepasst?

Eine Gruppe von Amerikanern – vom Alter her keine Backpacker – veranstalten eine Gaudi sondergleichen. Zuerst wird darüber gerätselt, ob Switzerland einen «King» oder eine «Queen» im Politsortiment führt. Klar doch, schliesslich befindet man sich

ja in der Hauptstadt von «Sweden». Pippi Langstrumpf kommt ja auch aus der Schweiz. Oder verwechsle ich sie jetzt mit Pipilotti Rist? Zum Glück gesellt sich wenig später eine Reiseleiterin zur Gruppe, die einiges an Aufklärungsarbeit zu leisten haben wird.

Sie haben natürlich Recht: Auch wir Schweizer haben dann und wann im Ausland unsere Schwierigkeiten. Mir beispielsweise passiert, in der Nähe von Manila (Marlon Brando stand in unmittelbarer Nähe vor der Kamera für «Apocalypse now»). Ein Einheimischer fragt mich, ob ich Interesse hätte, «to shoot rabbits», ob ich Lust hätte, Hasen zu schießen. Ich lehne ab, merke jedoch ziemlich schnell, dass er «to shoot the rapids» meint, ob ich Lust hätte, mit einem kleinen Boot Stromschnellen zu durchfahren, vom bekannten Wasserfall Pagsanjan aus. Merke: Irren ist menschlich.

Zurück in den Bärengraben zu Bern. Goldig sind ja die Ostasiaten, die jeweils im Rudel aufkreuzen, hinter einer Reiseleiterin, welche die Fahne in die Höhe voranschreitet. Stimmt: Wie würden wir uns in Osaka orientieren, ohne die Sprache zu kennen oder sie lesen zu können? Das Programm der Gruppe gerät ganz schön ausser Rand und Band, als sich zwei Leute entfernen und mich bitten, ein Foto von ihnen beiden zu machen, mit einem Bären im Hintergrund. Haben die Herrschaften denn noch nie etwas von einem Selfie und einem Selfiestick gehört? Um den weltweit bekannten tadellosen Ruf der Schweiz keinesfalls zu gefährden, tue ich ihnen den Gefallen, erweise ihnen sozusagen einen Bärendienst.

Thomas Bornhauser

Ich bekenne mich... mitschuldig

Erfahrungen eines Kreuzfahrers

Nicht alle Leute in Barcelona, in Dubrovnik oder in Venedig sind gut auf jene Touristen zu sprechen, die mit Kreuzfahrtschiffen zu ihnen anreisen. Geht den Interlakern und Luzernern ebenso, obwohl diese beiden Orte nicht am Meer liegen (oder sonst hätte ich im Geografieunterricht etwas verpasst). Eine kritische Betrachtung.

Sie ist eindrücklich, die dreiteilige Dokumentation, die das französische Fernsehen ausgestrahlt hat. Eine Journalistin berichtet über ihre Erfahrungen auf ein- und demselben Schiff. Einmal offiziell als Journalistin, gehegt und gepflegt, einmal als gewöhnliche Reisende, weniger aufmerksam betreut, und Teil drei als Undercover-Angestellte der «niedrigsten» Mitarbeiterkategorie während sechs Monaten an Bord, vom Personalchef sogar mit sexuellen Avancen bedacht, um ihre Stellung zu verbessern. Alles mit versteckter Kamera festgehalten. Unschön.

Wie eine Heuschreckenplage

Auf die Mitarbeitenden kommen wir gleich zu sprechen. Zuerst zu jenen Bewohnenden von Städten, die immer öfter von den immer grösser werdenden Schiffen mit bis zu fast 7000 Reisenden (und zusätzlichen 2200 Angestellten) geradezu überfallen werden.

Geht so: Nach dem Zmorge warten jeweils Dutzende von Reisesecars vor einem Schiff, um mit den Leuten in die Stadt zu fahren. Nota bene: Manchmal stehen bis zu fünf Schiffe nebeneinander. Mit anderen Worten: Das Ver-

kehrschau – Beispiel Tallinn, wo die Schiffe sozusagen direkt vor der Altstadt anlegen – ist total, einheimische Handwerker kommen mit ihren Autos nicht mehr durch die Strassen. Und was machen die Touristen, ausser Strassen und Plätze zu blockieren? Sie benutzen die vorhandene Infrastruktur, Toiletten von Restaurants, wo sie nichts trinken oder

weil der Betrag automatisch auf der Rechnung erscheint... An Bord erfährt man dann plötzlich, dass dies bei Leuten, die in Amerika gebucht haben, nicht der Fall ist. Dort sind diese Leistungen im Pauschalpreis bereits inbegriffen. Auf einer Backstage-Führung an Bord wird mir der Sachverhalt bestätigt. «Sind es auch tatsächlich 15 Dollar pro Tag und Person, die



Kreuzfahrten werden meistens «durch die Blume» vermittelt. | Symbolbild: BO

essen (man ist ja noch gesättigt), geben kaum Geld aus und verschwinden gegen 16 Uhr wieder auf ihre Schiffe zum Zvieri. Zurück bleiben Abfall und Frust bei den Einheimischen.

Dumme Europäer?

Ich gebe es zu: Kürzlich war auch ich an Bord eines Kreuzfahrtschiffes, entlang der amerikanischen Ostküste.

Wer schon einmal eine Kreuzfahrt unternommen hat, weiss, dass es üblich ist, dass man pro Tag und Person gegen 15 USD für Trinkgelder ans Personal verrechnet bekommt. Praktisch unbekannt bleibt, dass dies freiwillig ist,

im Preis einkalkuliert werden?», will ich von der Führerin wissen. «Das kann ich Ihnen nicht sagen.» – «Wer dann?» – Wenden Sie sich bei Ihrer Rückkehr an die Marketingabteilung.» Ende der Durchsage. Ein professioneller amerikanischer Kreuzfahrer sagt mir, bei ihren Preisen seien gar keine Trinkgelder inbegriffen, weil der Pauschalpreis sonst viel zu hoch sei – die Reise unverkäuflich, wir Europäer seien zu gutgläubig und deshalb leicht über den Tisch zu ziehen. Ich lasse das mal so im Raum stehen, unkommentiert, vielleicht haben «Kassensturz» oder «Beobachter» Zeit, der Sache einmal auf den Grund zu gehen.

Zweiklassen-Gesellschaft

Ich spreche mit verschiedenen Angestellten, will dann während der Führung wissen, ob ihre Aussagen stimmen. Unsere Leiterin bestätigt: Sieben Monate nonstop im Einsatz, ohne freie Tage, «jedoch höchstens 13 Stunden am Tag.» Ferien- und Feiertage sind im Gehalt eingerechnet. Wie hoch dieses ist, will sie mir nicht sagen. Dass die Kabinen der Mitarbeitenden im «Untergrund» mit Kajütenbetten nicht ganz (...) dem Standard jener der Gäste entsprechen, versteht sich von selbst. Hin- und Rückreise zum Wohn- resp. Einschiffungsort bezahlen die «einfachen» Mitarbeitenden – meistens aus Indonesien, den Philippinen, Indien oder Ländern Osteuropas – selber, im Gegensatz zu den Offizieren, die ihre Ferien bezahlt erhalten. Je mehr ich frage und keine Antworten bekomme, desto unwohler fühle ich mich. Da nützt auch ein «Hier an Bord haben die Leute keine Ausgaben,

sie können ihren Lohn zu 100% beiseiteschaffen und ihre Familie unterstützen. Zu Hause hätten sie womöglich gar keine Arbeit» nicht viel. Das Wort «ausgenützt» geht mir durch und nicht mehr aus dem Kopf.

Wäre ich CEO einer Reederei, würde ich aus strategischen Überlegungen heraus ab 2025 nur noch möglichst «grüne» Schiffe betreiben, die nicht mehr als 1500 Gäste transportieren und mir einige selber aufgestellte Verhaltensregeln auferlegen. Nur wäre ich in jenem Fall als CEO kaum mehr tragbar.

Thomas Bornhauser



Kürzlich musste ich schmunzeln, beim Lesen einer Kolumne von Bänz Friedli im Migros-Magazin. Er berichtete da von einem Zeitgenossen, der seinerzeit – heute pensioniert – eine ganz und gar aussergewöhnliche Abwesenheitsmeldung als Antwort auf E-Mails hatte. Der Zufall wollte es, dass auch ich vor ungefähr 10 Jahren eben diese Mitteilung als Antwort vom besagten Kadermann einer grossen Schweizer Firma erhielt, an seinen Namen mag ich mich allerdings nicht erinnern. Ein Freund von mir erzählte damals, der Typ hätte noch anderes auf Lager gehabt, aber davon später.

Sinngemäss stand Sekundenbruchteile nach meiner Anfrage Folgendes zu lesen: «Achtung! Ihre Mail wurde soeben gelöscht!» Es folgte die Erklärung, weshalb dem so war. Erstens erhielt der Mann bis zu 100 Mails am Tag, die er jeweils unter seinem Arbeitsmotto «Für Pendenzen habe ich keine Zeit» sofort beantwortete, sofern eine Reaktion erforderlich, was bei über einem Drittel der Mails nicht der Fall schien. Es stand auch zu lesen, dass er bis zu einem bestimmten Datum in den Ferien weile und man sich doch umgehend an seine Stellvertretung wenden wolle, sofern das Anliegen «unaufschiebbar», ansonsten stünde er ab einem bestimmten

Datum gerne zur Verfügung. «Damit erreiche ich auch, dass ich nach meinen Ferien nicht meine Kolleginnen und Kollegen tagelang befragen muss, ob dieses oder jenes an sie weitergeleitet und erledigt worden sei.» Ganz schön clever.

Der Kadermann meinte damals, diese Vorgehensweise – um die er bei seinem Vorgesetzten nicht um Zustimmung nachgefragt habe – wäre ihm zuerst als masslose Arroganz vorgeworfen worden, nur um dann festzustellen, dass diese Aktion vom einen oder anderen abgekupfert wurde. Ach ja, Detail am Rande: Während seiner Abwesenheit war er auch telefonisch nicht erreichbar.

Und was passiert in der Regel heute? Wir vernehmen elektronisch, dass jemand abwesend ist und dass die Mail somit bis zum Tag X nicht gelesen wird. Meistens innerhalb einer Stunde kommt dann doch eine Antwort, zeitnah, real time, um es in der sprachlichen Moderne und Neudeutsch zu schreiben. «Bin am Strand, es ist herrlich!», heisst es oder auch «Wollte nur schnell meine Mails checken». Wunderbar. Abschalten ist für die meisten Leute, die heute 24/7 erreichbar sind, zum Fremdwort avanciert.

Mit Verlaub: Man wundert sich, dass immer mehr Leute an Burn-out leiden. Wirklich? Ich sage es so: Wenn jemand verunfallt und auf der Intensivstation liegt, fällt sein 24/7-Gehabe für längere Zeit aus, das berufliche Leben geht dennoch weiter (wozu sonst hat man Vorgesetzte, die solche Situationen meistern müssen?). Weshalb also nicht auch ohne Intensivstation? Weshalb nicht einfach sagen: «Ich bin die nächsten beiden Wochen offline, ich habe alles organisiert»? Wo ist das Problem? In Kopenhagen habe ich in einer Kunstausstellung einen bemerkenswerten Spruch gelesen, Sie sehen ihn auf der abgebildeten Aufnahme. Wollen Sie sich diesen Luxus nicht auch leisten, Ihrer Familie und Ihrer Gesundheit zuliebe? Oder es zumindest einmal versuchen? Zum Beispiel am nächsten Wochenende?

Aber zurück zu diesem Querdenker von damals. Auf seiner geschäftlichen Visitenkarte standen nur sein Name und die Abteilung, in der er (als Chef) tätig war, ohne Funktionsbezeichnung. Halt! Stimmt nicht ganz... Unter seinem Namen war auch «Mitglied HNVT» aufgedruckt. Wie er meinte, hätten sich dadurch dann und wann ziemlich peinliche Situationen ergeben, wenn er mit Geschäftspartnern den Kartentausch – ähnlich den

Paninibildern – zelebrierte, auf deren Visitenkarten Begriffe wie «Mitglied des Verwaltungsrats», «Chefredaktor» oder «CEO» zu lesen standen. Nach Rückfragen seiner Geschäftspartner, was denn HNVT zu bedeuten habe, sagte er ziemlich sec: «Hält Nichts Von Titeln». Man kann sich das betretene Schweigen auf der Gegenseite gut vorstellen. Enfant terrible.

Übrigens war der Mann mit seinem HNVT nicht ganz allein in der Szene. Ein Kulturförderer hatte WSIA aufgedruckt, als Abkürzung für «War Schon In Amerika». Bei einer bekannten Theaterregisseurin stand HSHG, was zwangsläufig zur HSG St. Gallen führen musste. Irrtum. «Hat Schon Haschisch Geraucht» war die Kommunikation.

Diese Beispiele zeigen uns auch, dass wir uns selber masslos überschätzen und unsere Gesellschaft geradezu danach lechzt, VIPs zu kennen. Je gewichtiger der Aufdruck auf den Visitenkarten, umso «more important». Und je 24/7, desto unentbehrlicher. Wirklich?

Wie wäre es also 2019 mit einem guten Vorsatz, nicht mehr beim 24/7-Wahnsinn mitzumachen? Schöne Festtage. *Thomas Bornhauser*